Basler Jahrbuch

LIBRARY
Michigan State
University

Basler Jahrbuch 1914

Herausgegeben von Albert Geßler u. Auguſt Huber

Baſel
Verlag von Helbing & Lichtenhahn

Druck von Friedrich Reinhardt in Basel.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Gottl. Imhof: Prof. Dr. Fritz Burckhardt 1

Hans Barth: Briefe Jakob Burckhardts an Salomon Vögelin 43

F. Stehlin: Der Reichensteiner- und der Wendelstoerfer Hof 73

Emil Schaub: Eine empfindsame Reise des Fabeldichters Konrad Pfeffel 126

Achilles Nordmann: Die Juden im Kanton Baselland. 180

Felix Stähelin: Hundertjährige Briefe einer Lausener Pfarrfrau 250

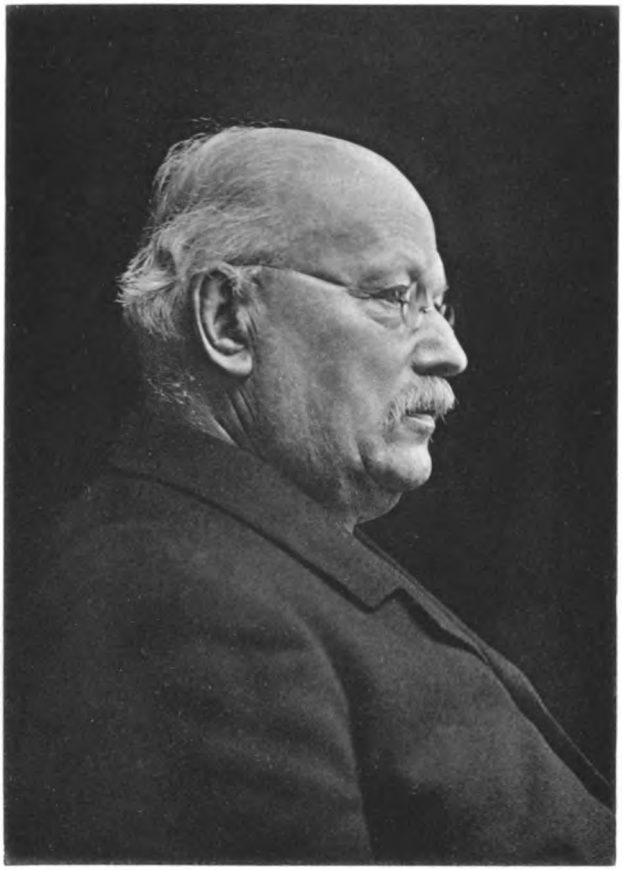
Karl Roth: Das Holee 274

Robert Flatt: Professor Dr. Hermann Kinkelin . . . 302

Karl Gauß: Johannes Jung von Petershausen . . . 333

Albert Geßler, E. Th. Markees, Rob. Grüninger: Das künstlerische Leben in Basel 380

Fritz Baur: Basler Chronik vom 1. November 1912 bis 31. Oktober 1913 404



Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Basel, nach Phot. v. Fried. Bernoulli.

Prof. Dr. Fritz Burckhardt.

Eine biographische Skizze von Gottl. Imhof.

Am 3. Februar 1913 ist ein Mann aus dem Leben geschieden, dessen Name in der Geschichte der wissenschaftlichen und philanthropischen Institute unserer Vaterstadt unvergessen bleiben wird. Manchem lebt der imponierende Greis in warmer Erinnerung als trefflicher Leiter unseres humanistischen Gymnasiums, als Begründer und Förderer wissenschaftlicher und gemeinnütziger Werke. Ganz bedeutend aber ist die Zahl derer, die in Dankbarkeit und Verehrung der Zeit gedenken, da sie als Schüler, Studenten oder Lehrer das Glück hatten, dem Verstorbenen persönlich nahe zu treten.

Mit ihm, dem über 82jährigen, ist ein gut Stück Basler Geschichte ins Grab gesunken. Seine Jugend fiel in die Zeiten der unglückseligen Wirren, die zur Trennung unseres Kantons geführt haben. Schwer kämpften damals die Leiter des verstümmelten Staatswesens, um aus den Trümmern einen neuen, lebensfähigen Organismus zu bilden. Zeiten der Prüfung sind aber auch Zeiten der Stärkung für ein Gemeinwesen, weil an den bedeutenden Fragen die bedeutenden Männer heranwachsen. Aus dieser Schule harten Ringens gingen jene Männer hervor, die uns Nachgeborenen so sehr imponieren durch ihre Charaktertüchtigkeit, ihre einfache Lebensführung und ihren wissenschaftlichen Ernst nicht weniger als durch ihr aufopferndes Pflichtgefühl dem Gemeinwesen gegenüber, für dessen Wohl ihnen keine Last und Arbeit zu groß, keine Pflicht und Bürde zu schwer war.

Fritz Burckhardt hat seine Zeit überdauert. Er war ein Charakter von so imponierender Geschlossenheit, so tiefgreifender innerer Konsequenz, wie sie heute selten sind. Um ihn voll zu würdigen und zu beurteilen, müßte man mit seiner ganzen Zeit aufs innigste verwachsen sein. Der Schreiber dieser Zeilen hat leider erst in spätern Jahren Gelegenheit gefunden, mit diesem hervorragenden Manne in engere persönliche Fühlung zu treten. In den letzten Jahren seines Lebens erst, als der Greis ganz von der Oeffentlichkeit zurückgetreten war, hat sich ein intensiverer Verkehr zwischen uns herausgebildet, und diesem Umstande einzig mag es zu verdanken sein, daß ich mit der Aufgabe betraut worden bin, hier sein Lebensbild zu skizzieren. Möge der Leser darum meiner bescheidenen Arbeit das Maß von Nachsicht und Wohlwollen entgegenbringen, das der Verstorbene mir selbst stets bewiesen hat. Des Greises Blick kehrte stets und mit Liebe in die frühern Jahre seines Lebens zurück. Hiebei unterstützte ihn ein erstaunliches Gedächtnis. Es ist daher begreiflich, daß auch ich die frühern Jahre seines Lebens und Wirkens ausführlicher schildere. Aber noch ein Weiteres legt mir einige Beschränkung auf. Der Verstorbene war ein abgesagter Feind jeglichen lärmenden Lobes. Was er tat, betrachtete er als seine Pflicht, die der Bürger dem Staate schuldet, dessen Segnungen er genossen hat. Ich enthalte mich deshalb auch, alle die vielen Leistungen des Verstorbenen zu werten und entsprechend ins Licht zu rücken; ich bescheide mich damit, die wesentlichen Momente seines Lebens anzuführen und glaube damit im Sinne des Verstorbenen zu handeln.

In seinen letzten Lebensjahren hat Fritz Burckhardt für seine nächsten Familienangehörigen eine biographische Skizze geschrieben. Sie ist mir für die vorliegende Arbeit von der Tochter des Verstorbenen zur Verfügung gestellt worden. Ihr, sowie andern Verwandten und Freunden danke ich für das wohlwollende Entgegenkommen, mit dem sie mich bei meiner Arbeit unterstützt haben.

Fritz Burckhardt ist am 27. Dezember 1830 in Sissach geboren worden.

Sein Großvater Sebastian Burckhardt war der bekannte Pastetenbäcker am Bäumlein. Aus dessen Ehe entstammte Johannes Burckhardt, geboren den 16. Oktober 1803. Nach juristischen Studien in Basel, Heidelberg und Berlin wandte sich dieser dem Staatsdienste zu und wurde, nachdem er einige Zeit auf der Kanzlei in Basel gearbeitet hatte, zu Beginn des Jahres 1829 als Regierungsstatthalter nach Sissach geschickt. Kurz darauf vermählte er sich mit Lucie Jacot, der Tochter des Charles Frédéric Jacot von La Chaux-de-Fonds. Dieser war ein ausgezeichneter Uhrmacher, und von ihm hat wohl der Großsohn Fritz Burckhardt sein manuelles Geschick und das feine Verständnis für Zeitmeßinstrumente geerbt. Leider fiel die junge Ehe des Statthalters in eine unruhvolle Zeit. Die heimliche Gärung in der Landschaft wuchs mehr und mehr, und die politischen Wirren im Anfang der 30er Jahre zogen die Gatten in den Strudel der Gefahren und Leiden hinein. Mehr als einmal hatte die Statthaltersfamilie, wie dies aus den Aufzeichnungen der Gattin hervorgeht, Gelegenheit, außergewöhnliche Beweise des Mutes und der Unerschrockenheit an den Tag zu legen.*) Beim Statthalter war es vor allem das unerschütterliche Pflichtgefühl und das Bewußtsein, sein Amt gerecht und ohne Ansehen der Person ausgeübt zu haben, was ihn in jenen wildbewegten Zeiten am Posten ausharren ließ. Aber auch die Gattin, die in all den schrecklichen Tagen nicht von seiner Seite wich, hat in der Gefahr eine Seelenstärke gezeigt, wie sie nur tiefstes Gottvertrauen und Mutterliebe zu gewähren imstande sind. Beide Gatten haben wiederholt dem Tod ins Auge geschaut. Todesgefahr, Plünderung und Flucht von Frau und Kindern lösten sich ab. Auch Fritz Burckhardt ist im Alter von sechs Monaten wie

*) Beitrag zur Geschichte der Basler Wirren in den Jahren 1830—33. (Basl. Jahrb. 1887. p. 73. ff.)

durch ein Wunder dem Tode entronnen. Es war am Sonntag, den 19. Auguſt 1831, gegen Mitternacht, als die Statthalterei in Siſſach von lärmenden Bewaffneten umringt wurde. Schüſſe krachten und einige Kugeln flogen auch in das Zimmer, wo die beiden Kinder des Statthalters ſchliefen. Als die beſorgten Eltern zu ihren Kindern eilten, fanden ſie den Jüngſten, mit Scherben und Splittern bedeckt, ruhig ſchlafend in der Wiege. Eine Kugel war, ohne ihn zu verletzen, in das Bettlein geflogen. Ein drittes Söhnlein, geboren 1832, ſtarb kaum jährig; die unſäglichen körperlichen und ſeeliſchen Anſtrengungen und Aufregungen der Mutter waren wohl Urſache ſeines frühen Todes. Die älteſte Erinnerung, die der Verſtorbene aus ſeiner Jugend bewahrt hat, knüpft ſich an eine Flucht im Jahr 1833, wo die Kinder nach Bern gebracht wurden. Im Vorbeifahren zeigte man ihnen vom Kutſchenſchlage aus den Bärengraben. Da unterdeſſen die Unruhen auf dem Lande fortdauerten, wurden Mutter und Kinder definitiv nach Baſel gebracht. Hier erblickte 1834 der vierte Sohn das Licht der Welt, Rudolf. (Er wurde ſpäter Lehrer am Gymnaſium und hat durch eine glückliche Miſchung von Ernſt und köſtlichem Humor die Schüler in ungewöhnlichem Maße an ſich heranzuziehen verſtanden.)

Nach Beendigung der Wirren blieb der Vater zunächſt, wie noch manch anderer Beamter, ohne Anſtellung. Die Freundſchaft aber und die Hilfsbereitſchaft, die der bedrängten Familie in dieſen Tagen der Not zuteil wurden, blieben den Eltern und Kindern bis ans Lebensende in dankbarer Erinnerung. Die ökonomiſche Lage beſſerte ſich, als der Vater zum Appellationsgerichtsſchreiber gewählt und mit der Verwaltung des Waiſenhauſes betraut wurde. Aus der ſchmalen Wohnung an der Gerbergaſſe zog die Familie in das alte, aber geräumige Haus zum Roſenberg, neben dem Gaſthaus zum Ochſen im Kleinbaſel, und von hier verbrachte der Vater ſeine beiden Söhne, den ſechsjährigen Hans und den fünf-

jährigen Fritz, zu Papa Hindermann in die Gemeindeschule zu St. Theodor. Das gemütliche Wesen dieses Dichterlehrers zog die Knaben ungemein an. Durch seinen Humor, seine Geschicklichkeit im Zeichnen und sein heiteres Guitarrespiel gewann er sich leicht die Zuneigung der Kinder, so daß es den Knaben schwer wurde, sich an den nachfolgenden Lehrer Schaffner, einen straffen, dem Stock und der Tabaksdose huldigenden ehemaligen „Nefschandeller" zu gewöhnen. 1837 wurde der Vater zum Stadtschreiber gewählt, und damit war die Familie endlich der Nahrungssorgen enthoben.

Nach Absolvierung der Gemeindeschule rückte Fritz im Frühjahr 1838, im Alter von 7¼ Jahren, ins Gymnasium vor, und die Familie sah einer frohen Zukunft entgegen. Aber schon im folgenden Jahr brach neues Verhängnis herein und zertrümmerte viele Hoffnungen. Der Vater wurde von einem Typhus befallen, dem er, trotz aufopfernder Pflege, nach kurzer Zeit erlag. In den nun folgenden schweren Zeiten bewährte sich der Charakter der Mutter aufs glänzendste. Das unerschütterliche Gottvertrauen, das ihr über die schweren Zeiten in der Landschaft hinweggeholfen hatte, verließ sie auch hier nicht, und mit bewunderungswerter Energie ging sie an die Ordnung der Verhältnisse. Um die Mittel zur Erziehung ihrer drei Knaben zusammenzuhalten, reduzierte sie den Haushalt auf ein Minimum. Die Teilnahme an ihrem schweren Schicksal war groß und allgemein. Aeltere Freunde des Vaters traten zusammen und brachten die Mittel auf, welche die Erziehung der Kinder verlangte. Die Dankbarkeit gegen die Freunde seiner Eltern hat denn auch den Verstorbenen bis ans Lebensende nicht verlassen. Lichtpunkte in diesen schweren Zeiten waren stets die Tage, wo die Mutter ihre Söhne hinausführte in die freie Natur. Sie lehrte die Kinder mit dem Einfachsten zufrieden zu sein und sich der überwundenen Strapazen zu freuen. So wanderte sie mehrere Male mit ihren Knaben zu Fuß in ihre Heimat La Chaux-de-Fonds, bald durch die Freiberge, bald durch das St. Immer-

tal. „Konnte man zeitweise die Fahrgelegenheit auf einem Leiterwagen oder einem andern Vehikel benutzen, so freute man sich dessen wie einer guten Beute, und wenn wir nach zweitägigem Marsche endlich in Bas Monsieur ankamen, so stärkten wir uns mit Salé, um nicht mit Wolfshunger bei unsern Angehörigen in La Chaux-de-Fonds einzurücken und freuten uns wie Kreuzfahrer nach der Heiligen Stadt auf den ersten Blick über das mächtige Dorf.“ Und weiter sagte der Verstorbene in seinen letzten Lebensjahren von seiner Mutter: „Mit welcher Liebe sie uns Knaben umschloß und behütete, kann nicht beschrieben werden. Keine Entbehrung und keine Anstrengung war ihr zu groß; sie suchte mit den bescheidenen, ihr zugewiesenen Mitteln uns den Druck unserer Lage und unsere Armut nicht zu sehr empfinden zu lassen, damit wir wie andere Knaben uns unseres Lebens freuen möchten. Oft habe ich in meinem spätern Leben, wenn ich umgeben war von Ueberschätzung des Schullernens für das Leben und besonders für die Charakterbildung, an den Einfluß zurückdenken müssen, den auf mich selber der Mutter Liebe und Kummer und die nur wenig versteckte Not ausgeübt hat; dagegen tritt die Schule weit in den Hintergrund. — Noch sehe ich sie lebhaft vor mir beim Abschluß einer Jahresrechnung, deren Addition sie mich hat nachrechnen lassen. Sie sah mich an, eine Träne im Auge und sagte: Wieder hat uns Gott durch ein Jahr geholfen.“

Allmählich rückten die Knaben in die Jahre vor, wo es galt, sich für einen Beruf zu entscheiden. An das akademische Studium durfte, der beschränkten Mittel wegen, kaum gedacht werden. Aber auch hier kam Hilfe in der Not. Ein entfernter Vetter in Lausanne, Oberst Andreas Burckhardt, setzte, da er keine Leibeserben hatte, die drei Brüder als Haupterben seines Vermögens ein und griff noch bei Lebzeiten tatkräftig ein, um den Söhnen das akademische Studium zu ermöglichen. Im Frühjahr 1845 trat darum Fritz ins Pädagogium über und hat nach dessen erfolgreicher Ab-

solvierung im Frühjahr 1848 die Universität Basel bezogen.

Schon im Gymnasium hatte sich bei ihm eine gewisse Neigung zur Mathematik entwickelt, die dann hauptsächlich durch einen hervorragenden Lehrer, Wilhelm Schmidlin (1810—1872), gefördert wurde. Dieser, erst Mathematiklehrer am Gymnasium, war bekanntlich der Vorkämpfer und seit 1852 erster Rektor des neugegründeten Realgymnasiums und der Gewerbeschule. Ganz besonders hervorragend waren seine Verdienste um das Eisenbahnwesen. 1853 wurde er dann als Direktor der Schweiz. Centralbahn berufen, eine Stelle, welche er bis zu seinem Tode innehatte. Die damalige Schulverfassung brachte es mit sich, daß der größte Teil des Unterrichtes am Pädagogium von Universitätslehrern erteilt wurde. Unter diesen ragte als bedeutendster hervor Wilhelm Wackernagel. Eine unerbittliche Strenge verhinderte zwar ein persönliches Nahekommen; die tiefe Gelehrsamkeit aber und der unverdrossene Fleiß sicherten ihm über die Schulzeit hinaus die Dankbarkeit seiner Schüler. Neben ihm lehrten Wilhelm Vischer, Gerlach, Brömmel, der Philosoph Fr. Fischer, K. R. Hagenbach, Schönbein und J. G. Müller. Der ruhige Ernst der Arbeit wurde jedoch in diesen Jahren vielfach gehemmt und gestört durch die politischen Erschütterungen in der Schweiz und in den Nachbarländern. In dieser unruhvollen Zeit bezog Fritz Burckhardt die Universität, um sich vorerst mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien zu widmen. Allerdings war die Auswahl in Kollegien, speziell der naturwissenschaftlichen Richtung, nicht groß. Bei Meißner hörte der junge Student Botanik, bei Schönbein Physik und Chemie, bei Rud. Merian Mathematik. Daneben besuchte er noch Vorlesungen bei A. Ecker (Anatomie), Fr. Fischer (Naturphilosophie), Imhof (Zoologie) und beim 30jährigen Jakob Burckhardt die lebendigen und anregenden Vorlesungen über Kunstgeschichte und römische Kaisergeschichte.

Am meisten fühlte sich Fritz Burckhardt zur Botanik hingezogen. Auf zahlreichen Exkursionen in die nähere und weitere Umgebung unserer Vaterstadt lernte er die Flora Basels kennen. Mächtige Förderung verdankte der junge Student vor allem dem Mathematiker Rudolf Merian, der, nicht zufrieden mit einem äußerst klaren Vortrag, den Hörern noch die Kollegienhefte korrigierte. Daß bei Jakob Burckhardt Leben quoll und Geist sprühte, kann man sich denken. Und bald entwickelte sich zwischen dem jungen Dozenten und Fritz Burckhardt eine herzliche Freundschaft, die sich bis ans Lebensende ungetrübt erhalten hat.*) Im Zofingerverein war es vor allem, wo der junge Student durch sein sympathisches Wesen sich Freunde fürs Leben erworben hat. Mit Begeisterung erschloß er sein Herz den Idealen dieser Verbindung, der er stets in Treue zugetan geblieben ist. Treue Freundschaft von Jugend an verband den Verstorbenen mit Arnold Böcklin. Es war für Fritz Burckhardt eines der freudigsten Ereignisse, seinen vielangefochtenen Freund endlich durchdringen zu sehen. Im Frühjahr 1898 hat Fritz Burckhardt einen genußreichen Aufenthalt in Fiesole gemacht. Die beiden Freunde schwelgten in Jugenderinnerungen. Und als Fritz Burckhardt bei der Heimreise in Florenz schon im Coupé saß, rief ihm Böcklin noch nach: „Grieß mer der Meißner und grieß mer der Heß, aber grieß mer der ..... nit, denn das Lästermul het mi zue schlecht gmacht."

Vier Semester waren so im Fluge entschwunden, und es handelte sich darum, eine andere Hochschule zu beziehen. Der Vormund drängte darauf, daß der junge Mann baldmöglichst einen Sattel besteige, sei es als Lehrer oder als Ingenieur. Für beides war ein Aufenthalt im französischen Sprachgebiet zu empfehlen. Der Aufmunterung eines Zofingerfreundes folgend, wandte sich Fritz Burckhardt 1850 nach Genf und hörte dort bei Wartmann Physik, bei Planta-

*) Eine heitere Episode aus dieser Zeit erzählt E. P. im Zentralblatt des Zofingervereins (53. Jahrg. p. 310).

mour Astronomie, bei Pictet de la Rive Zoologie und bei Marignac organische Chemie. Glanzpunkte des Genfer Aufenthaltes waren die botanischen Exkursionen mit den Studienfreunden Ludwig Fischer, F. A. Flückiger und Joh. Müller. Im Mai 1850 unternahm dieses «quadrifol allemand», wie man sie scherzweise in Genf nannte, eine sechstägige botanische Exkursion ins Wallis, um eine Reihe seltener Schweizerpflanzen an Ort und Stelle zu sehen. Diese Exkursion wurde unterstützt durch ein sorgfältig zusammengestelltes Itinerarium, das ihnen der Botaniker Muret ausgearbeitet hatte. Nach Schluß des kurzen Sommersemesters folgte Fritz Burckhardt der freundlichen Einladung von Pfarrer J. E. Duby in Genf, dem Verfasser des Botanicon gallicum, zu einer vierwöchentlichen Exkursion an die oberitalienischen Seen und nach Welschtirol. Außer den schon Genannten beteiligten sich daran sein Freund L. Flückiger und ein freundlicher Genfer, Herr de Morsier. Zu Fuß ging es das Wallis hinauf über den Simplon. Von da führte die Reise nach Domodossola und auf sonnigen, ewiglangen Landstraßen unter Staub und Zikadengezirp dem Langensee zu. Ein Abstecher brachte die Gesellschaft von Como nach Mailand. Nachher ging's nach Bellagio, Bergamo, an den lago d'Iseo und von da an den Gardasee, unter mannigfachen Hemmnissen, von denen wir Kinder des Zeitalters der Eisenbahnen kaum mehr eine Ahnung haben. Ueber Roveredo führte der Weg durch das Etschtal über Trient, Bozen, Meran, Trafoi, über das Stilfser Joch nach Bormio und Tirano, wo sich die Reisegesellschaft auflöste. Ueber den Bernina erreichten Fischer und Fritz Burckhardt in finsterer Nacht Pontresina. Ohne es zu wissen, logierten sie bei Colani, dem „König der Bernina", dem ja auch Tschudi im „Tierleben der Alpenwelt" einen phantasievollen Abschnitt gewidmet hat. Diese Begebenheit schildert Fritz Burckhardt: „Von der Straße, links, leicht bergab, gerieten wir durch ein

niedriges Tor in einen rußigen Raum, in dem um ein Feuer einige Männer ſaßen und rauchten. Mit was ſie ſich unterhielten, konnten wir nicht verſtehen; ſie ſprachen romaniſch. Kein Gruß zum Empfang. Froh waren wir, unſer Gepäck ablegen zu können, und bald auch rüſtete man uns aus Eiern ein Nachteſſen. Ein Nachtlager wurde uns ebenfalls zugeſagt. Fiſcher und ich, wir ſahen uns fragend an, ob wir nicht in dieſer Spelunke in eine gefährliche Geſellſchaft geraten ſeien; Doch der Verdacht ſchwand, je mehr wir ſahen, daß man uns ordentlich behandle. Müde wollten wir zur Ruhe. Man rüſtete ein Licht, wie ich noch keines geſehen. Ein Lichtſtock aus Eiſen trug eine Blechſchale, in welcher ein Docht aufgeſpießt war, umgeben von Schaffett. Das war unſere Beleuchtung. Auf einer Leiter ſtiegen wir durch die Decke in einen obern, ſchmalen Raum, der ſein Licht durch ein kleines Fenſter erhielt, und deſſen Breite neben den Betten noch zwei Stühlen, aber keinem Tiſche Platz geſtattete. Beim Erwachen am frühen Morgen ging unſer erſter Blick nach dem Fenſter, in deſſen Umrahmung ein reizendes Bild ſich zeichnete, indem es, genau nach dem Roſeggtal gerichtet, eine Gruppe von Tannen, dahinter Hochgebirgsgipfel umfaßte, beleuchtet von den erſten Strahlen der Morgenſonne. Alle Müdigkeit war vergangen; wir erhielten ein braves Frühſtück, bezahlten für alles — ſelbſt die Schuhe waren gut eingeſchmiert — Trinkgeld inbegriffen, 23 Batzen und zogen fröhlich und vergnügt ab.“ Erſt ſpäter erfuhr Fritz Burckhardt, wer ſein wortkarger Gaſtwirt in Pontreſina geweſen war. — Ueber St. Moritz, damals noch ein armſeliges Bädlein, den Julierpaß, Chur, Zürich ging die Heimfahrt nach Baſel. Dieſe Reiſe hat dem jungen Studenten die lebhafteſten Eindrücke hinterlaſſen, mehr als irgend eine ſpätere, was ſich durch die Neuheit alles Geſehenen und auch durch die Großartigkeit der durchwanderten Gebiete erklärt.

Unterdeſſen hatte man zu Hauſe beraten, was weiter zu geſchehen habe. Wohl unter dem Einfluß von Wilh. Schmidlin

rückte das Interesse für technische Studien in den Vordergrund, und da das Herannahen der Eisenbahnen baldige sichere Verwendung erwarten ließ, wurde beschlossen, Fritz zunächst an die polytechnische Schule nach Karlsruhe zu senden. Vorher schon, in den Zeiten der politischen Wirren in Baden, hatte Fritz Burckhardt in dem gastfreundlichen Hause des Apothekers Wettstein am Bäumlein manche Bekanntschaft angeknüpft, die ihm nun das Einleben in fremde Verhältnisse außerordentlich erleichterte. Der Aufenthalt in der liebenswürdigen Familie des Hofrates Schmidt-Arnold war für unsern Polytechniker so anregend, daß er sich ganz vom Studentenleben zurückzog und seine freie Zeit in diesem heimeligen Kreise verlebte, wo er wie ein Familienglied betrachtet und behandelt wurde. Der alte Hofrat — er war Privatsekretär des Großherzogs Leopold — war in bezug auf Exaktität ein Unikum; bei ihm war alles Ordnung und Regel; er hat so, unbewußt, den in dem jungen Basler Studenten ruhenden Keim zu diesen Eigenschaften mächtig entwickelt. Bei Eisenlohr, einem vorzüglichen, praktischen Experimentator, hörte Fritz Burckhardt Physik, bei G. Schreiber darstellende und praktische Geometrie, verbunden mit geodätischen Arbeiten und Messungen in der näheren und weiteren Umgebung von Karlsruhe. So war der junge Polytechniker u. a. auch Mitarbeiter bei der Katastervermessung des Dorfes Dietlingen. Ein hervorragender, weitblickender Lehrer war auch Redtenbacher, der Dozent für Maschinenbau, der damals schon (1850) mit allem Nachdruck darauf hinwies, daß die Zukunft der schweizerischen Industrie in ihren Wasserkräften liege. — Das eingezogene Leben, das Fritz Burckhardt in Karlsruhe führte, brachte für sein Streben eine Klärung; er sah ein, daß er nicht zum Techniker geboren sei. Verloren war aber die Karlsruher Zeit nicht; denn die Beschäftigung mit mechanischer Technik und Geodäsie sollte für ihn später im mathematischen Unterrichte von großem Nutzen

sein. Nach Absolvierung eines Jahreskurses kehrte er darum im Sommer 1851 nach Hause zurück, um sich ganz der Vorbereitung auf den Lehrerberuf zu widmen. Vorerst besuchte er die Jahresversammlung der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft in Glarus. Dort hatte er Gelegenheit, eine Reihe hervorragender Schweizergelehrter kennen zu lernen, so Escher von der Linth, Nägeli, J. M. Ziegler, Bolley, Raabe usw. Auf Vorschlag von Schönbein und Peter Merian wurde der 20½jährige Studiosus als Mitglied der Gesellschaft aufgenommen. Besonders wertvoll war es für ihn, den als Gast anwesenden großen deutschen Geologen Leopold von Buch kennen zu lernen, dem er als künftiger Berliner Student vorgestellt wurde. Er erzählt hierüber: „Seine Anrede lautete: „Sie kommen nach Berlin, Herr Burckhardt, das freut mich; Sie werden mich besuchen! Lassen Sie sich nicht abschrecken an meiner Haustüre, wenn Sie angefahren werden; es kommen so viele Unberufene zu mir, die ich nicht sehen will — melden Sie sich einfach als „die Bekanntschaft aus Glarus"; ich kenne Sie dann!"

Es waren verschiedene Umstände, die in dem jungen Manne den Entschluß, nach Berlin zu gehen, gefördert hatten. Einmal zog ihn die große Stadt mit ihren reichen Hilfsmitteln an; dann bezogen zu gleicher Zeit sein Bruder Hans sowie seine Basler Freunde Karl Wieland, W. His und W. Heß die Hochschule in Berlin. Bei einem biedern Schneidermeister Nielebock an der Dorotheenstraße fanden die Brüder angenehmes Quartier. Tagsüber lag jeder seinen Studien ob, abends fand sich der Freundeskreis zusammen. Bei Trendelenburg hörte Fritz Burckhardt Pädagogik und Geschichte der neuern Philosophie, Experimentalphysik bei Dove und Geschichte der Physik bei Poggendorf. Ferner war er ein regelmäßiger Besucher der geologischen Vorlesungen von Beyrich und der botanischen Kollegien von Al. Braun. Auch hörte er Rankes Geschichtskollegien und die Vorlesungen des großen

Geographen K. Ritter, so oft es seine Zeit erlaubte. Eine wertvolle Ergänzung in wissenschaftlicher Anregung bot der Verkehr mit einzelnen Dozenten außerhalb des Hörsales. Hierin war der junge Student ganz besonders glücklich. Der Botaniker Alex. Braun, ein Süddeutscher aus Regensburg, fand Gefallen an dem jungen Mann und lud ihn fast jeden Sonntag zu Gast. Alle möglichen Fragen der Botanik wurden bei diesen Anlässen diskutiert. War Al. Braun ganz besonders guter Laune, so drückte er dem jungen Schweizer Hebels Gedichte in die Hand und verlangte, daß er vorlese, bald die „Vergänglichkeit", bald den „Karfunkel", bald etwas Heiteres. Ebenso zuvorkommend empfing ihn der neuvermählte G. Wiedemann, bei dem F. Burckhardt den großen Chemiker Mitscherlich kennen lernte. Auch Dove, der freundliche, von sprudelndem Witz erfüllte Physiker, nahm den schlagfertigen Schweizer Studenten gerne auf seinen Spaziergängen mit. Einst aber hat es Fritz Burckhardt mit ihm verschüttet, wegen einer Kleinigkeit. Sei es, wie er schreibt, daß der Student seine Ansichten mit jugendlicher Sicherheit vertrat und nicht bedachte, daß der Professor immer recht haben muß. Kurzum, er war einige Wochen in Ungnade. Das große Zeichengeschick Fritz Burckhardts aber gab bald wieder den Anlaß zur Aussöhnung, da Dove einige Tafeln nötig hatte zu seinen „Optischen Studien", die ihm der junge Schweizer mit Eifer und Geschick herstellte.

Von ganz besonderer Bedeutung und Wichtigkeit war aber für ihn der Verkehr mit Leopold von Buch. Die ersten Besuche bei dem alten, bärbeißigen Gelehrten schildert der Verstorbene so: „Der Glarner Einladung eingedenk und doch nicht ohne Herzklopfen machte ich mich auf mit Philipp de la Harpe, meinem Zofingerfreunde, nach dem „Weidendamm". Wir läuten. Die Türe öffnet der alte Herr selbst in einem bis zum Boden reichenden violettsamtnen Schlafrocke. „Wer sind Sie, was wollen Sie?" „Herr Kammer-

herr," begann Philipp, „ich habe Ihnen einen Brief von Herrn Prof. Bernhard Studer zu übergeben." Er öffnet und lieſt ihn. „Und Sie?" ſchnaubt er mich an. „Ich habe die Ehre, mich als Bekanntſchaft aus Glarus anzumelden und einen Gruß von Herrn Ratsherrn Peter Merian auszurichten." „Treten Sie ein." Wir gingen durch ein Vorzimmer in das geräumige Arbeitszimmer; er hieß uns auf dem Sopha Platz nehmen. Einige Augenblicke — die mir lange wurden — ſahen wir uns an; plötzlich an mich gewendet, ſprach er: „Sie haben mir nicht einmal Ihren Namen geſagt; ich weiß gerne, mit wem ich rede." „Ich heiße Burckhardt, Herr Kammerherr." „Gut." Nun fragte er nach dem Befinden ſeiner Bekannten in der Schweiz, rühmte deren hohe wiſſenſchaftliche Bedeutung, deren Fleiß, Sorgfalt und Ausdauer in der Arbeit, teilte uns mit, daß er uns könne Gelegenheit verſchaffen, dies und jenes zu ſehen, lud uns als Gäſte zu den Verhandlungen der geologiſchen Geſellſchaft und ſprach die beſtimmte Erwartung aus, uns bald wieder zu ſehen. — Der Abſchied war leichter als die Ankunft. Während unſeres Berliner Aufenthaltes kamen wir denn öfters zu dem alten Herrn; er zeigte uns Altes und Neues, Publikationen, ſeine Sammlung, lud uns auch zu Tiſch, ſo auch einmal mit Otto Weber, dem Bearbeiter der Pflanzen des Bonner Beckens, zu dem Leop. von Buch einſt ſcherzhaft ſagte, es ſei ſchade, daß er hinter jede eigene Beſtimmung ein O. W. ſetzen müſſe." — Bei Leop. von Buch, der vielen als durchaus unnahbar galt, weil er rückſichtslos alle bloß Neugierigen ſich vom Halſe ſchaffte, verlebte Fritz Burckhardt viele lehr- und genußreiche Stunden. Später trafen ſie ſich einmal in Baſel, wo ſich L. von Buch auf der Durchreiſe aufhielt. In den Straßen der Stadt blieb der alte Herr oft ſtehen, ſtudierte die Pflaſterſteine, erörterte deren Provenienz und freute ſich des hübſchen Mineralienkabinettes, auf dem er herumwandelte. —

Noch ein zweites Semeſter blieb Fritz Burckhardt

in Berlin. Der Glanzpunkt dieſer Zeit war eine geologiſche Reiſe in den Harz unter Leitung von Prof. Beyrich. Auch wurde er in dieſer Zeit von Wiedemann in die phyſikaliſche Geſellſchaft eingeführt, für deren Organ, die „Fortſchritte“, der Verſtorbene eine Reihe von Jahren die phyſiologiſche Optik bearbeitete. Die Berliner Zeit, die den fremden Studenten ſo unerwartet viele und wertvolle Beziehungen anknüpfen ließ, iſt ihm ſtets in freundlichſter Erinnerung geblieben als eine Periode ernſten Studiums und anregendſten Verkehrs mit den Männern der Wiſſenſchaft. Sie fand aber ein unerwartet raſches Ende durch die Umgeſtaltung der Schulverhältniſſe in Baſel. In dieſer Zeit berieten nämlich die Behörden Baſels die Reform des Schulweſens auf Grund eines Anzuges, den Prof. Dr. med. Fr. Brenner im Großen Rat eingebracht und begründet hatte. Die Anregung hiezu war wohl von dem ſchon genannten Wilh. Schmidlin ausgegangen.

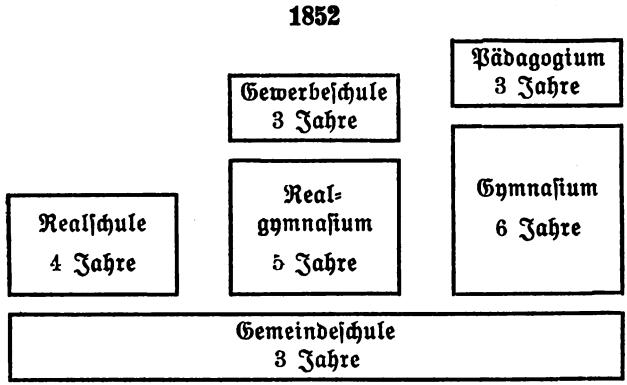
Das Streben der Reformer ging dahin, den realiſtiſchen Unterricht, der allmählich aus dem humaniſtiſchen herausgewachſen war, dieſem aber immer noch als Anhängſel anhaftete, loszutrennen, um ſo für beide Bildungsrichtungen geſunde Entwicklungsmöglichkeiten zu ſchaffen. Geplant war die Errichtung einer untern und einer obern realiſtiſchen Anſtalt, des ſpätern Realgymnaſiums und der Gewerbeſchule. Als Leiter war der tüchtige Wilh. Schmidlin in Ausſicht genommen; im folgenden Frühjahr ſollte alles durchgeführt ſein. Da bei dieſem Anlaß Stellen neu geſchaffen wurden, ſo wurde Fritz Burckhardt nach Hauſe berufen. Kaum angekommen, mußte er die Stellvertretung für Wilh. Schmidlin übernehmen, der im Auftrage der Erziehungsbehörde zum Studium der Organiſation einiger hervorragender Realanſtalten nach Deutſchland reiſte. So trat denn Fritz Burckhardt ſein Amt als Mathematiklehrer in der fünften und ſechſten Klaſſe des Gymnaſiums an. Er ſchildert ſein Debut:

„Mit einigem Zagen, nicht ohne Herzklopfen, ich darf es bekennen. Ich war noch nicht 22 Jahre alt, meine älteſten Schüler wohl 16, viele mir ganz unbekannt. Alle erwarteten den neuen jungen Lehrer mit etwas ſchalkhafter Neugierde und hofften vielleicht auf irgendeinen Verſtoß. Denn damals galt Schmidlin ebenſo als unerſetzlicher Lehrer in Mathematik, wie mein Onkel (der damalige Rektor Rudolf B.) im Griechiſchen; und einen ſolchen Lehrer temporär zu erſetzen in Klaſſen mit unbekannten Schülern von einem ziemlich kritiſchen Alter, war für mich eine Aufgabe, an deren Löſung ich mit einiger Scheu, doch mutig, herantrat. Meine Zuneigung zur Jugend räumte einige Schwierigkeiten weg, aufmerkſame Vorbereitung einige andere. So gelang es mir während der 14 Tage meines Vikariates, bei allem Ernſte, in ein angenehmes Verhältnis zu den Schülern zu treten. Und das zeigte ſich in der Folge als fruchtbar. Von dem erſten Eindruck, den die Schüler erhalten, hängt ihr Benehmen in der Folge ab, und es bildet ſich ſehr raſch eine Tradition, die, wenn günſtig, die nachfolgende Arbeit ungemein fördert, wenn ungünſtig, ungemein erſchwert.“

Die nun folgende Lostrennung der Realiſtenklaſſe und die Errichtung des Realgymnaſiums führte zum Ausſcheiden von Wilhelm Schmidlin aus dem Lehrkörper des Gymnaſiums. An ſeine Stelle wurde am 25. Oktober 1852 Fritz Burckhardt als Hilfslehrer angeſtellt. Neben den Klaſſen der humaniſtiſchen Anſtalt erhielt er noch die oberſte (6.) Klaſſe des Realgymnaſiums (die Gewerbeſchule = ob. Realgymnaſium wurde erſt im folgenden Frühjahr 1853 eröffnet), weil andere Lehrer, denen dort der Unterricht normalerweiſe zugefallen wäre, ſich weigerten, in dieſer durch Flegelhaftigkeit berüchtigten Klaſſe zu unterrichten. Aber auch dieſer Aufgabe wurde der junge Lehrer, wenn auch nicht ohne Mühe und Kampf, Herr.

Da wir auch heute wieder im Zeichen der Schulreform ſtehen, mag ein kurzes Wort über die damalige Schul-

organisation am Platze sein. Die hiesigen Knabenschulen waren folgendermaßen aufgebaut:



Die Trennung erfolgte also schon nach dem dritten Jahre der Gemeindeschule (= Primarschule); an diese schlossen sich drei Anstalten, die Realschule (jetzt Sekundarschule), das Realgymnasium (jetzt Realschule) und das Gymnasium an. Realgymnasium und Gewerbeschule standen unter gemeinsamer Inspektion und Leitung. Das humanistische Gymnasium hatte seine besondere Inspektion und Leitung, während anderseits das Pädagogium der Kuratel der Universität unterstellt war.

Fritz Burckhardt unterrichtete in der ersten Zeit ausschließlich Arithmetik, Algebra und Geometrie. Alle seine Schüler rühmten und rühmen noch die Klarheit und Durchsichtigkeit seiner Methode. Der Verstorbene hat stets behauptet, daß, wenn diese Vorzüge zu Recht bestehen, er sie jedenfalls dem Umstande zu verdanken habe, daß er selbst ein unmathematischer Kopf sei, dem die Beschäftigung mit Mathematicis eine harte Arbeit sei; darum sei er mehr als andere gezwungen, sich in allen Problemen einen kurzen, klaren Weg selbst zu suchen. Doch sei dem, wie ihm wolle, für Fritz Burckhardt war die Mathematik kein Sport, den er mit wenigen Begabten trieb; er verstand es vielmehr meisterhaft, auch die Schwachen und Wenigbegabten zu interessieren und mitzureißen. Sein

freundliches Wesen, das sich nur gegenüber notorischer Faulheit in strengen, unbeugsamen Ernst verwandelte, seine unnachsichtliche Gerechtigkeit gewannen ihm die Herzen der Schüler. Wo er lebhafterem Interesse begegnete, da zeigte er aufrichtige Freude; da sorgte er auch dafür, daß das Talent nicht darben mußte vor lauter Beschäftigung des Lehrers mit den Schwächeren. In diesem Anspannen aller Kräfte nach Möglichkeit des Talentes lag das Geheimnis seines Lehrerfolges. Fritz Burckhardts Aufgaben waren nicht mühselig am Schreibtisch zusammengestoppelt, sie waren dem praktischen Leben entnommen, und hier zeigte sich der reiche Gewinn des Aufenthaltes am Karlsruher Polytechnikum. Auch sein Geometrieunterricht war plastisch, er hatte Leben und Farbe, ganz besonders durch seine Anwendung auf einfache Operationen des Feldmessens. Die klare, peinliche schriftliche Darstellung förderte er ganz besonders durch das eigene Vorbild. Seine Wandtafelzeichnungen waren so exakt und schön, daß dem Wochner das Auswischen oft schwer fiel. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß der junge Mann bald ein gesuchter Privatlehrer für mathematische Fächer wurde. Leider ließ ihm die vollständige Ausfüllung der Zeit kaum Raum zu wissenschaftlicher Tätigkeit. Um so mehr schätzte er darum den Verkehr mit seinem Kollegen Friedrich Becker, dem Sohne des Grammatikers Karl Friedr. Becker und Schwager von Prof. Trendelenburg. Gemeinsam mit diesem baumlangen Freunde und etwa noch mit Dr. Albrecht Müller, dem Geologen, durchstreifte er den Jura, und mehrere Zentner Fossilien schleppten sie gemeinsam heim, „zur Stärkung des Leibes und zur Erfrischung des Geistes."

Peter Merian und Schönbein führten den jungen Lehrer in die Naturforschende Gesellschaft ein. Hier war er bereits kein Fremder mehr. Er hatte nämlich schon von Berlin aus einen wissenschaftlichen Aufsatz über Daltonismus (Farbenblindheit) eingesandt, der durch Schönbein vor-

gelesen worden war. Wie schon anläßlich der Besprechung des Berliner Aufenthaltes gesagt worden ist, beschäftigte sich Fritz Burckhardt auch intensiv mit physiologischer Optik und veröffentlichte außer den erwähnten Referaten in den „Fortschritten" einige Arbeiten in den Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel, sowie in „Poggendorfs Annalen".

Seine Hauptarbeit jedoch war darauf gerichtet, sich in seinem Lehrerberuf auszubilden. Praktische Anleitung, wie sie heutzutage an Seminarien den Studenten erteilt wird, gab es damals nicht. Es handelte sich vielmehr darum, die Lehren, die Fritz Burckhardt gemeinsam mit seinem Freunde Wahrmund Heß bei Trendelenburg in sich aufgenommen hatte, in die Praxis umzusetzen. Hier mußte Ueberlegung und Experiment helfen. Auch griff der Onkel, Rektor Rudolf Burckhardt, selbst ein trefflicher Schulmann, gerne mit Ratschlägen ein.

Neben der Schule aber nahm Fritz Burckhardt lebhaften Anteil an geselligen und gemeinnützigen Bestrebungen. Gesangverein, Liedertafel und Gemeinnützige Gesellschaft zählten ihn schon anfangs der 50er Jahre zu ihren Mitgliedern. In diese Zeit auch fällt die Gründung jenes Freundschaftsbundes, der schon in Berlin bestanden hatte, hier aber bestimmtere Formen annahm. Es war der Leimsutt, der sogar mit der Zeit eine gewisse lokalgeschichtliche Bedeutung bekommen hat.

Im Dezember 1854 verlobte sich Fritz Burckhardt mit Elisabeth Brenner, der Tochter des Irrenarztes Prof. Dr. Friedr. Brenner. Die Trauung erfolgte am 19. April 1855.

Die nächsten Jahre verliefen im stillen Glücke. 1856 erfolgte die Geburt des ersten Kindes Elisabeth und 1860 vermehrte sich die Familie um einen weiteren Sproß, Friedrich. In dieses Jahr fielen einige Begebenheiten, an denen sich Fritz Burckhardt lebhaft beteiligte. Es ist vor

allem die Feier des hundertsten Geburtstags J. P. Hebels. Der Verstorbene erzählt hierüber: „Als der 10. Mai heranrückte, war man in Basel in großer Bewegung wegen eines abzuhaltenden Musikfestes. Als warmer Verehrer des alemannischen Dichters glaubte ich den Tag nicht dürfen vorbeigehen zu lassen, ohne daß auch in Basel Hebels gedacht werde, hundert Jahre nach seiner Geburt in Basel. Von den Sängervereinen wurde ich kurz abgewiesen, weil sie mit dem Musikfest beschäftigt waren. Da entschloß ich mich, auf eigene Faust eine Einladung zu erlassen zu einem bescheidenen Abendessen auf der Zunft zu Safran, in der Hoffnung, daß besonders ältere Männer sich gerne an einer einfachen Gedenkfeier beteiligen werden. Diese Hoffnung ging in Erfüllung; es fand sich eine fröhliche, ungezwungene, sehr gemischte Gesellschaft ein. An diesem Abend gab ich einige Notizen über die Lebensschicksale des Gefeierten, soweit sie mir bekannt waren, und erwähnte am Schlusse, daß Hebel die Absicht ausgesprochen habe, für einen fleißigen Hausener Knaben ein Stipendium zu stiften, auch dafür zu sorgen, daß den alten Männern am Sonntagabend ein Schoppen Wein verabreicht werde, daß er aber an der Ausführung dieses Vorhabens verhindert worden sei, indem er durch das Falliment eines Bankiers in Mannheim seine Ersparnisse eingebüßt habe. Hieran schloß ich den Wunsch, da in Schopfheim eine Stiftung beabsichtigt sei, den ersten Punkt zu verwirklichen, so könnte von uns aus der zweite befriedigt werden, wenn auch nicht jeden Sonntag, so doch am Hebeltag. Das Wort „Hebelschoppen“ wurde an diesem Abend geprägt. Eine improvisierte Unterzeichnungsliste ergab jenen Abend gegen Fr. 500.—. Schönbein, dem die Sache wohl gefiel, sammelte nun, als Kapuziner, wie er sagte, bei Freunden und Bekannten umher, bis die Summe auf Fr. 2000 angewachsen war; dann wurde eine Hebelkommission, aus 5 Baslerbürgern bestehend, eingesetzt mit der Bestimmung, daß sie sich jeweilen durch Kooptation ergänze.

Die erste Kommission bestand aus Peter Merian, Prof. Dr. Chr. Friedr. Schönbein, Prof. W. Vischer, Vater, Dr. E. Thurneysen und Fritz Burckhardt.

An die Stelle des Hebelschoppens trat 1861 das „Hebelmähli" und später, auf die Anregung meiner Frau, der Kaffee, der den ältesten Frauen verabreicht wird."

So ist das jährlich wiederkehrende Hebelfest in Hausen entstanden, ein Volksfest im wahren Sinne des Wortes, an dem im Wiesental jung und alt teilnimmt. Der Gründer hat es oft besucht, solange er über den Vollbesitz seiner physischen Kräfte verfügte. Manche sinnige Ansprache hat er dort an die beschenkten Kinder, an die jungen Frauen oder Bräute gehalten, und manches Mal hat er die Gäste selbst mit einem launigen Gedicht in alemannischer Mundart begrüßt. Die sorgfältig gesammelten Akten zur Hebelfeier sind nach Wunsch des Begründers in die Hände von Prof. Dr. Alb. Geßler gelangt, der pietätvoll, mit Liebe und Geschick das begonnene Werk weiterleitet.

Das erhabenste Fest aber, das der Verstorbene in seinem ganzen Leben mitgemacht hat, war die 400jährige Jubelfeier der Universität Basel. Die Vorbereitungen hiefür hatten schon 1859 begonnen. Eine Versammlung von Freunden der Universität beriet, wie durch eine bleibende Stiftung die Feier erhöht werden könne. Am meisten gefiel der Vorschlag von Prof. K. Jung, eine kleine Sternwarte zu errichten. Fritz Burckhardt, der Gymnasiallehrer ohne Doktorhut, wurde beauftragt, die Subskription zu leiten und am Feste selbst das Empfangskomitee zu präsidieren. Die Feier, über die eine Schrift von Wahrmund Heß (Das Jubiläum der Universität 1860) erschöpfend Auskunft gibt, nahm einen gelungenen Verlauf. Was ihr ganz besondern Wert verlieh, war der Umstand, daß sich die Bürgerschaft in ihrer Gesamtheit daran beteiligte. So befestigte sich in den breitesten Schichten der Bevölkerung die Ueberzeugung, daß Basel an der Hochschule ein kostbares

Gut besitze, das zu erhalten und zu entwickeln eine der vornehmsten Aufgaben unseres Gemeinwesens sei. Diese Ueberzeugung ebnete ganz wesentlich den Boden für die Bestrebungen, die im Jahre 1865 zur Annahme des neuen Universitätsgesetzes führten.

Für den jungen Lehrer sollte der Lohn für den großen Eifer, mit dem er seine Kräfte der Schule und der Allgemeinheit zur Verfügung stellte, nicht ausbleiben. Noch im gleichen Jahr verlieh ihm die philosophische Fakultät den Doktorgrad honoris causa. Die Begründung auf dem Doktordiplom stammt von Prof. Wilh. Vischer. Am meisten freute den neugebackenen Doktor darin der Satz: «Qui cum pueris in Gymnasio Basiliensi instituendis non mediocrem laudem esset consecutus» etc.

Noch ein drittes großes Fest brachte das Jahr 1860, nämlich das Eidgen. Turnfest. Schon als Student in Basel war Fritz Burckhardt ein eifriges Mitglied des damaligen akademischen Bürgerturnvereines, der noch friedlich Bürger und Studenten der verschiedensten Korporationen vereinigte. Erst eine spätere Zeit (1856) brachte die Trennung in einen Studenten- und einen Bürgerturnverein, die der akademischen Jugend nicht zum Vorteil war. Der Zugehörigkeit zu dieser Korporation war es zu verdanken, daß Fritz Burckhardt nach seiner Rückkehr aus Berlin von der Gemeinnützigen Gesellschaft in die Turnkommission gewählt wurde (1855). Bei einer spätern Neuregelung des Verhältnisses und Aufhebung der Turnkommission im Jahre 1858 wurde Fritz Burckhardt alleiniger Delegierter für das Turnwesen und blieb in dieser Stellung bis 1877, wo er von Dr. Rud. Hotz abgelöst wurde. Als nun das Eidgen. Turnfest heranrückte, wurde Fritz Burckhardt, der schon 1848 Mitglied des Komitees gewesen war, zum Festpräsidenten gewählt. An dieses Fest, das nach allen Seiten einen gelungenen Verlauf nahm, knüpfte sich die Verlegung des Turnplatzes aus dem Klingental vor das Steinentor. Es

kann nicht unsere Sache sein, hier die Verdienste Fritz Burckhardts um das Turnwesen zu schildern. Es ist andern Ortes schon darauf hingewiesen worden, anläßlich des Eidgen. Turnfestes 1912, an dem Fritz Burckhardt das Ehrenpräsidium übertragen worden ist. Gesagt darf hier immerhin werden, daß er sich lebhaft und mit Erfolg um das Turnwesen der reiferen Jugend bekümmert hat. An der Erstellung und Einrichtung der Turnhalle an der Theaterstraße (an der Stelle des alten Ballenhauses) hat er wesentlich mitgearbeitet und bei der Eröffnung die Einweihungsrede gehalten.

Nachdem Fritz Burckhardt im Jahre 1856 ohne Doktordiplom oder Lehrerpatent definitiv als Hauptlehrer am Gymnasium angestellt worden war, blieb seine Stellung unverändert bis zum Jahre 1861. Als aber im Frühjahr dieses Jahres Prof. Eckert von einem Schlaganfall betroffen wurde, rückte der junge Lehrer zunächst in die erste, dann auch in die beiden obern Klassen des Pädagogiums vor. Dies war für ihn ein Ansporn zu erneuter Arbeit, namentlich zur methodischen Durcharbeitung des gesamten mathematischen Unterrichtsstoffes. Ruhig flossen die nächsten Jahre dahin. In dieser Zeit fand er namentlich viele Anregung zu naturwissenschaftlichen Studien durch Prof. Friedr. Miescher-His, mit dem er 1861 die Sommerferien in Lenk zubrachte. Ins Jahr 1866 fällt die Geburt des zweiten Sohnes Rudolf (gestorben 1908 in Rovigno). Eine Anfrage, als Nachfolger des Spitalmeisters Dr. Theod. Meyer-Merian (des bekannten Dichters) die Direktion des Bürgerspitales zu übernehmen, lehnte Fritz Burckhardt ab, trotz der finanziellen Besserstellung. Eine innere Stimme sagte ihm, daß sein Lebensberuf das Lehrfach sei. Auch späterhin hat er glänzende Direktionsstellen und die Kandidatur für den Regierungsrat abgelehnt. In Anerkennung der vorzüglichen Dienste als Lehrer verlieh ihm noch im gleichen Jahre die Universität den Titel eines außerordentlichen Professors der Physik. Mit Begeisterung warf er sich auf die neue

Arbeit. Leicht fiel sie ihm nicht, da die intensive Schultätigkeit ihn 15 Jahre von der Wissenschaft getrennt gehalten hatte. Es waren vorzugsweise Kollegien über elementare Physik und Mathematik, die Fritz Burckhardt las. Ganz besondern Fleiß verwandte er auf ein Kolleg über physiologische Optik. Auch seine Vorlesungen über mathematische Geographie, die er auf Wunsch von Kollegen hielt, fanden starke Beteiligung. Große Freude hatte er auch an den pädagogisch-methodischen Uebungen aus dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaft. Hier hatte er Gelegenheit, manchen strebsamen jungen Mann kennen zu lernen, der reiche Anregung für den Lehrerberuf gefunden hat. Später wurde diese praktische Tätigkeit erweitert und in den Jahren 1881 bis 1893 war Fritz Burckhardt Leiter der praktischen Uebungen am pädagogischen Seminar, neben Prof. Fr. Heman, der die theoretische Ausbildung der Lehramtskandidaten unter sich hatte.*)

Doch wir greifen der Zeit vor. Kaum hatte sich der junge Dozent in die Universitätstätigkeit eingelebt, als eine neue verantwortungsvolle Aufgabe an ihn herantrat. An der Gewerbeschule (jetzt obere Realschule) war Rektor Wilh. Schmidlin durch Autenheimer abgelöst worden. Als dieser 1867 an das Technikum Winterthur überging, wurde die Schulleitung an Herm. Kinkelin übertragen, der damals Mathematiklehrer an der Gewerbeschule und Professor an der Universität war. Aber schon nach zwei Jahren (1869) legte er das Rektorat nieder, und auf Drängen Schmidlins entschloß sich Fritz Burckhardt schweren Herzens, das ihm liebgewordene Wirkungsfeld zu verlassen und sich in die neue, verantwortungsvolle Arbeit einzuleben. Die Schüler waren ihm größtenteils fremd, ihre Vorbildung bescheidener als am Pädagogium. Zudem waren, namentlich

*) Ich verzichte darauf, hier die wissenschaftlichen Publikationen Fritz Burckhardts aufzuzählen, da Prof. Alb. Riggenbach in den Verh. d. Naturf. Ges. Basel hierüber berichten wird.

in den untern Klaſſen, viele Schüler, die nur gezwungen den Kurs abſolvierten, um die Schule bei nächſter Gelegenheit zu verlaſſen. Der neue Rektor bemerkte bald, daß der Unterricht ſchwerfälliger war als am Pädagogium, ſo daß ſich für ihn eine neue Betätigung zeigte. Vor allem wollte er die ihm anvertraute Schule in dem Geiſte geführt wiſſen, der ihre Gründung veranlaßt hatte: als eine Schule für allgemeine Bildung auf Grund neuerer Sprachen, Mathematik und Naturkunde. In dieſen Beſtrebungen wurde er auf das nachdrücklichſte unterſtützt durch den bereits genannten Friedrich Becker. Eigentliches Fachwiſſen, das ſpäterer Ausbildung angehört, wollte er nicht verfrüht in den Lehrplan aufnehmen; dem hat er jederzeit, auch ſpäter wieder im Gymnaſium, energiſchen Widerſtand entgegengeſetzt. „Die Jugend", ſagt er, „war mir zu lieb, als daß ich nicht ſtets nach dem Bildungswert des Lehrſtoffes gefragt hätte. Unſere ſchnell und ruhelos lebende Zeit, die alles abkürzen will und deshalb verflacht, iſt mit meinen Anſchauungen nicht einverſtanden; ob die Jugend dabei beſſer fährt, iſt für mich mehr als fraglich."

Im Sommer des Jahres 1870 verlor die Familie den älteſten Knaben Friedrich im Alter von zehn Jahren. Es war die erſte, nie mehr ganz geheilte Wunde, der Anfang einer langen Reihe von Schickſalsſchlägen, die ihm in ſeiner Familie binnen 15 Jahren acht der nächſten Angehörigen dahinrafften. Es war daher für die Gatten wie eine Erleichterung, daß ſie ſich in der darauffolgenden Zeit an den verſchiedenen Hilfswerken zugunſten der verwundeten und gefangenen Krieger beteiligen konnten. Beide nahmen eifrig teil an der Arbeit des roten und des grünen Kreuzes (das ſich mit den Gefangenen beſchäftigte). Im Auftrage der internationalen Agentur führte Fritz Burckhardt das unter Dr. Heyfelder ſtehende ruſſiſche Lazarett nach Neuwied. Durch eine Einladung nach Schloß Monrepos wurde er mit der Mutter des Fürſten zu Wied bekannt, der ſpäter,

wie man weiß, seinen Sohn, den Vater des albanischen Thronkandidaten, nach Basel ins Gymnasium geschickt hat. Auch den badischen Minister von Roggenbach hat er bei dieser Gelegenheit kennen lernen.

Doch kehren wir wieder zur Schultätigkeit zurück. Kaum hatte sich der Rektor in sein Amt eingelebt, als eine neue Aufgabe an ihn herantrat. Wilh. Rumpf, der Rektor des Realgymnasiums, starb 1871, und da die Behörde wünschte, beide Anstalten in einer Hand zu sehen, so übertrug sie an Fritz Burckhardt auch die Leitung der untern Anstalt. Die Klassen waren damals in eine ganze Reihe von Gebäulichkeiten zerstreut, so im Vorder- und Hintergebäude des Gymnasiums, im „roten Schulhaus", im Schönauer- und im Falkensteinerhof. Des neuen Rektors Streben ging daher vor allem auf die Erstellung eines Neubaues. Er brachte es bis zur Plankonkurrenz. Dann aber stockte die Sache. Es lag eine Schulgesetzrevision in der Luft als Folge der zu erwartenden neuen Bundesverfassung. So blieb vorläufig alles beim alten. Um so eifriger verlegte sich Fritz Burckhardt auf den innern Ausbau seiner Anstalt. Dabei leitete ihn der Grundsatz, daß es nicht Aufgabe einer höhern Mittelschule sein könne, fachmännisches Wissen in den Unterricht hinunterzuziehen. Sie soll vielmehr darnach trachten, an dessen Stelle allgemein bildenden Lehrstoff zu setzen. Diese Bestrebung hatte unter der Lehrerschaft verschiedenen Erfolg. „Es zeigte sich, daß häufig Reallehrer für diese höhere Auffassung das richtige Verständnis nicht haben, aber auch, daß die Unterrichtsmethode einer Umgestaltung oder Ausgestaltung bedurfte. Daneben machte sich die vielleicht populäre Ansicht geltend, daß man in besonderer Weise für den Handelsstand, in besonderer für den Techniker zu sorgen habe, während ich die Meinung hatte, die Schule sorge für jedes Bedürfnis am besten, die die Schüler denken lehrt. So wie die deutsche Realschule mit Latein als gemeinsame Bildungsanstalt aufgefaßt wird und keine Trennung in Handelsabteilung und

technische Abteilung kennt, so konnte ich auch für eine solche Trennung nie Hand bieten. Einige sehen in der Trennung einen Fortschritt, ich aber einen Rückschritt.“ Zu dieser Auffassung, die allerdings heute nicht ganz modern ist, bekannten sich nach Fritz Burckhardts Zeugnis auch gewiegte Techniker, Kaufleute und Großindustrielle.

Während des Rektorates am Realgymnasium hatte Fritz Burckhardt die Freude, mit dem bewährten Pädagogen Oberschulrat O. Deimling in Karlsruhe bekannt zu werden. Dieser besuchte ihn stets, wenn ihn seine Dienstreisen über Basel führten, besonders dann, wenn er sich auf der Lehrersuche befand. So wurde auf Fritz Burckhardts Veranlassung G. Uhlig, der damals in Aarau wirkte, als Gymnasialdirektor nach Heidelberg berufen. Von Schaffhausen holte einst Deimling einen Lehrer unter so einleuchtenden Bedingungen, daß ihn die Lehrerschaft in Schaffhausen aufforderte, das nächste Mal auf der Suche mit einem Omnibus bei ihnen vorzufahren.

Das Jahr 1874 brachte für Fritz Burckhardt ein freudiges Ereignis, die Einweihung des Bernoullianums. Wir haben früher schon erwähnt, daß die Gründung dieses Institutes auf die Säkularfeier der Universität zurückgeht. Seitdem hatte die Kommission eifrig gearbeitet. Am 2. Juni 1874 wurde das Bernoullianum, das ursprünglich als Sternwarte geplant war, aber dank der Munifizenz hochgesinnter Bürger als Institut für Astronomie, Physik und Chemie ausgebaut werden konnte, der Universität übergeben. Prof. Fritz Burckhardt hielt bei der Eröffnungsfeier die Festrede. In Anerkennung seiner großen Verdienste um das Zustandekommen dieses Werkes wurde er zum Mitglied der Bernoullianumskommission gewählt, der er bis zum definitiven Rücktritt von allen öffentlichen Aemtern 1908 angehört hat. Die medizinische Gesellschaft verlieh ihm außerdem die Würde eines Dr. med. hon. causa.

Schon das folgende Jahr brachte für Fritz Burck-

hardt eine ganz unerwartete Aenderung in seiner amtlichen Tätigkeit. Im Jahre 1875 war zwischen einer Reihe von Kantonen ein Medizinalkonkordat abgeschlossen worden, an dem Fritz Burckhardt mitredigiert hatte. Dieses Konkordat verlangte von den Gymnasien ein gewisses wohl zu erreichendes Maß naturwissenschaftlicher Kenntnisse, die aber unser damaliges Gymnasium nicht bot. Es entstand nun die nicht leichte Frage, wie diesen Neuforderungen könne Rechnung getragen werden ohne Beeinträchtigung der sprachlich-historischen Fächer und ohne Ueberladung der Schüler. Der damalige Rektor Rud. Burckhardt, der bereits über 50 Jahre Schuldienst hinter sich hatte, wünschte die Durchführung dieser ihm fremden Aufgabe in jüngere Hände zu legen und trat definitiv vom Amte zurück. Die Inspektion, welche wußte, daß Fritz Burckhardt sich mit dieser Aufgabe im schweiz. Gymnasiallehrerverein intensiv beschäftigt hatte, beantragte dem Regierungsrate, Fritz Burckhardt das Rektorat des Gymnasiums zu übertragen. Dem geschah also. Gleichzeitig wurde er ersucht, vorläufig in provisorischer Weise auch das Pädagogium zu leiten. Für diese Tätigkeit erhielt er keine Entschädigung. Bis dahin war, wie bereits gesagt, das Pädagogium der Kuratel der Universität unterstellt gewesen, deren Lehrkräfte zum Unterrichte an dieser Anstalt verpflichtet waren. Ohne Zweifel haben die bedeutenden Männer, die kürzere oder längere Zeit daran gewirkt haben, darin keine Herabsetzung ihrer akademischen Würde erblickt. Sie haben vielmehr die Gelegenheit gerne ergriffen, in anregender Weise die Jünglinge zum akademischen Studium vorzubereiten. Dadurch haben sie sich große Verdienste um die heranwachsende studierende Jugend erworben, und man wird Männern wie Wilh. Wackernagel, Alex. Vinet, Wilh. Vischer, Jakob Burckhardt u. a. für ihre Hingabe bei dieser Arbeit lebhaften Dank schulden. Auch in neuerer Zeit haben manche bedeutende Gelehrte in dieser Weise gewirkt; es sei nur erinnert an Otto Ribbeck, Karl Neu-

mann, Friedr. Nietzſche, Moritz Heyne, Emil Kautzſch u. a. Aber dieſe Organiſation brachte, da eine verantwortliche Leitung fehlte, verſchiedene Nachteile, beſonders in disziplinariſcher Hinſicht, mit ſich. Daher trachtete man nach engerer Verbindung zwiſchen Gymnaſium und Pädagogium, zunächſt durch Herbeiziehen von Gymnaſiallehrern und endlich durch Schaffung eines Rektorates auch für die obere Abteilung. Da aber das Geſetz eine leitende Stellung außer der Kuratel nicht kannte, blieb die Anſtellung des Rektors des Pädagogiums mehrere Jahre proviſoriſch. Mit dieſer Rektorwahl hatte Baſel einen Ausnahmefall geſchaffen, da es nicht häufig vorkommt, daß die Leitung eines Gymnaſiums, vorab auf höherer Stufe, in die Hände eines Nichtphilologen gelegt wird. In Baſel wurden denn auch Stimmen laut, die dieſen Schritt der Behörde tadelten und einen Rückgang der humaniſtiſchen Schule prophezeiten. Es zeigte ſich aber in kürzeſter Zeit, daß es bei einem verantwortungsvollen Poſten weniger darauf ankommt, was der Betreffende, als wie er ſtudiert hat. Fritz Burckhardt hat ſich als Leiter des Obern Gymnaſiums voll bewährt und ſchon nach kurzer Zeit das Vertrauen des Lehrerkollegiums erworben. Wohl mußte er den Lehrern gegenüber, welche die Hauptfächer des Gymnaſiums vertraten, eine empfindliche Lücke verſpüren. Er ging aber nicht in dilettantenhaftem Eifer daran, dieſe Lücke durch nachträgliche ſprachlich-hiſtoriſche Studien auszufüllen, ſondern er trachtete vielmehr mit dem ganzen Ernſte ſeiner Perſönlichkeit, in allen Fächern den von ihm als richtig erkannten pädagogiſchen Grundſätzen zum Durchbruch zu verhelfen. Alle dahin zielenden Beſtrebungen unterſtützte er. Erfahrungen auf weiterm Umkreis, als ſeinem eigenen Studiengebiet, ſuchte er kennen zu lernen und im Unterricht zu verwerten. Vor allem aber trachtete er darnach, Gymnaſium und Pädagogium zu einem organiſchen Ganzen zu verſchmelzen. Hiebei fand er, nach ſeinem eigenen Zeugnis, treue Hilfe von ſeiten ſeiner Kollegen, namentlich

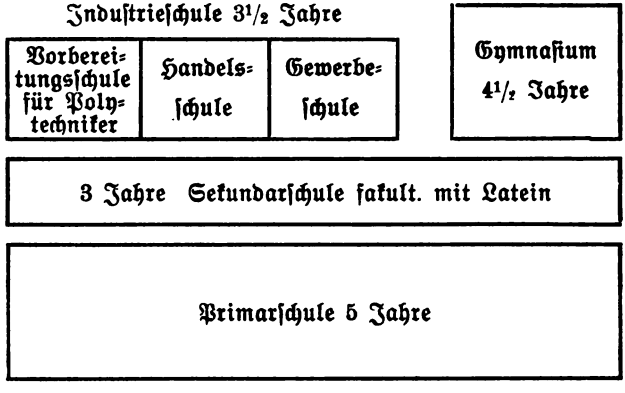
derer, die andere Fächer lehrten, als er selbst. Die kräftigste Förderung aber erhielt er im Schweiz. Gymnasiallehrerverein, dem er schon 1863, bei seiner ersten Tagung in Basel, beigetreten war. Dieser Vereinigung hat Fritz Burckhardt mit großer Treue angehangen. Manche Fragen der Gymnasialpädagogik wurden da mit großer Gründlichkeit besprochen, Erfahrungen ausgetauscht, gegenseitig belehrt. Von der Erkenntnis ausgehend, daß für diejenigen, die sich an der Arbeit des Vereins aktiv beteiligen wollten, der heilsame Zwang entsteht, sich gründlich mit den Verhandlungsgegenständen zu befassen, war er eines der eifrigsten und tätigsten Mitglieder. Damals war der Gymnasiallehrerverein noch ein geschlossener Organismus; erst späteren Lehrergeschlechtern sollte es vorbehalten bleiben, sich in Spezialsektionen zu zersplittern. Ein solcher Zersetzungsprozeß, bei dem jeder Lehrer nur seinen nächsten Fach- oder Standesinteressen nachjagt und dabei den höhern erzieherischen Standpunkt mehr und mehr aus dem Auge verliert, ist immer ungesund. Unter ihm leidet auch heute wieder unser Basler Schulwesen. Führt dies einerseits zur Zersplitterung, so resultiert daraus anderseits eine Verflachung und Verwischung der obersten Prinzipien. Dies zeigte sich vor allem in dem Bestreben, die Grenzen zwischen humanistischer und realistischer Bildung aufzuheben. Es mag nicht ohne Interesse sein, Fritz Burckhardts Ansicht über den Charakter des humanistischen Gymnasiums zu vernehmen. Er sagt: „Von der Ueberzeugung erfüllt, daß das heutige Gymnasium eine Schule sein soll, in deren Zentrum der altsprachliche Unterricht steht und zwar in Latein und Griechisch, erschien mir der bestehende Zustand mangelhaft, wobei Schüler ohne Griechisch in das Pädagogium konnten aufgenommen werden. Ohne aber eine Aenderung in den gesetzlichen Bestimmungen zu veranlassen, suchte ich durch Belehrung zu dem gewünschten Ziele zu kommen, und als dann das Obligatorium des Griechischen in das Gesetz aufgenommen wurde, wurde kein Schüler

hiedurch belästigt, wohl aber wurden manche ungeeignete Elemente ferngehalten, und das erreicht, daß nicht in jeder Klasse zweierlei Schüler vereinigt wurden. Zum Schaden des Schweiz. Gymnasiums hat das Eidgen. Maturitätsprogramm für Mediziner das Griechische fakultativ erklärt und dadurch mancherorts das Gymnasium faktisch in ein Realgymnasium verwandelt. Ich sehe die Zeit nahen, wo man auch in Basel schwach genug sein wird, vom Fakultativ-Erklären des Griechischen zu reden. Einen Fortschritt kann ich hierin nicht erblicken." Diese letzte Befürchtung scheint sich gottlob nicht verwirklichen zu wollen.

Bald sollte die Zeit kommen, wo Fritz Burckhardt die ganze Wucht seiner Persönlichkeit dransetzen mußte, um dem humanistischen Gymnasium seine Eigenart zu bewahren. In der ersten Hälfte der 70er Jahre war in Basel eine radikale Partei entstanden, die mit großer Energie den Kampf gegen die bestehenden Einrichtungen aufnahm. Vor allem trachtete sie danach, das Erziehungswesen in ihre Hand zu bekommen, um es dann nach ihren Plänen umzugestalten. Nach einem neuen, noch nirgends erprobten Zuschnitt sollte unser Schulwesen umgewandelt werden. Vor allem galt der Vorstoß dem humanistischen Gymnasium. Die Radikalen weit herum sahen in dieser Anstalt eine veraltete, weltfremde Schule, die, nach ihrer Ansicht, ganz vom Geiste der Scholastik beherrscht war. Im gesamten deutschen Sprachgebiet entbrannte der Kampf. In der lateinlosen Realschule, in der Unterdrückung der humanistischen Anstalten erblickten die Radikalen das Heil der Welt. Daß auch in Basel das Gymnasium schlecht wegkommen würde, war sofort zu erkennen. Die Bewegung ging, wie bekannt, von dem Führer der radikalen Partei aus, dem Regierungsrat Wilhelm Klein. Nach Absolvierung mathematischer und politischer Studien war dieser Mann Lehrer an der ehemaligen Realschule (jetzt Sekundarschule) geworden. Neben dem Lehramte widmete er sich der Publizistik im radikalen Sinne und war

zweifelsohne der begabteſte Kopf der Partei, eine ausgeſprochene Kampfnatur. 1867 wurde W. Klein in die Regierung gewählt, und er wurde 1875 Vorſteher des Erziehungsweſens.

Die neue Bundesverfaſſung hatte das Poſtulat der Unentgeltlichkeit der Lehrmittel für die Volksſchule aufgeſtellt; das brachte für Baſel eine Reviſion des Schulgeſetzes von 1852. Im Mai 1877 erſchien der von Klein verfaßte Schulgeſetzentwurf, der für unſer Schulweſen eine vollſtändige Verdemokratiſierung bedeutete. Nach dieſer Vorlage hätte unſer Schulorganismus folgenden Aufbau erhalten:



Wie man ſieht, handelte es ſich um ganz einſchneidende Aenderungen. Gefordert wurde vor allem eine achtklaſſige allgemeine Volksſchule, die bekanntlich auch heute noch das Ideal radikaler Schulreformer iſt. Die Primarſchule ſollte von drei auf fünf Jahre erhöht werden, der Uebergang an die Mittelſchulen erſt nach dem achten Schuljahr, nach Abſolvierung des Obligatoriums, ſtattfinden. Außerdem ſchob der Kleinſche Entwurf den Schuleintritt um einiges hinaus. Unmittelbar nach Erſcheinen des Entwurfes erging an die verſchiedenen Lehranſtalten die Aufforderung, allfällige Wünſche geltend zu machen. Die Lehrerſchaft des Gymnaſiums kam der Einladung nach und reichte am 10. Juli 1877 eine Eingabe ein. Fritz Burckhardt ſelbſt ſchrieb in

den Sommerferien, die er auf dem Stoß bei Gais zubrachte, ein Memorandum dazu, das sich bei den Erziehungsakten auf dem Staatsarchiv (A 16) befindet, in dem er den Standpunkt des Gymnasiums verteidigte, sich vor allem gegen die unsinnige Verkürzung des Gymnasialunterrichts wehrte.

Es galt aber auch, in der Oeffentlichkeit mit allem Ernste und mit Aufbieten aller Kräfte die Position des Gymnasiums zu wahren. Zu diesem Zweck griff Fritz Burckhardt nach drei Richtungen in den Gang der Ereignisse ein. Vorerst im Basler Lehrerverein. Hier war die beste Gelegenheit, alle Ansichten zu hören und Unentschiedene zu belehren, da die Lehrerschaft Basels damals noch nicht in zahlreiche Organisationen zerrissen war, wie heute. Im Schoße des Lehrervereins nun waren die Meinungen getrennt und schwankend. Fritz Burckhardt brachte es nach einem Referat und ausgiebiger Diskussion zu einem Entscheid von 44 gegen 22 Stimmen gegen den beabsichtigten Aufbau der Sekundarschulen und gegen die fünfjährige Primarschule.

Schärfer wurde der Kampf in der Presse. Ein Anhänger Kleins, G. J. Koch, hatte nämlich eine Schrift herausgegeben: „Der neue Schulgesetzentwurf für Baselstadt, beleuchtet im Auftrage und unter Mitwirkung von Freunden des Entwurfes aus dem Lehrerstande 1877". Die Quintessenz dieser konfusen Schrift, die eine kritiklose Kompilation aus verschiedenen Schriftstellern war, voll unrichtiger Zitate, aber mit dem Scheine pädagogischer Belesenheit umgeben, lautete kurz: „Die Schule hat sich nicht nach den verschiedenen Bedürfnissen zu gestalten; in der Demokratie haben alle das gleiche Recht auf Bildung." Gegen diese Schrift spitzte Fritz Burckhardt seine Feder. In der „Allgem. Schweizerzeitung" und in der „Schweiz. Grenzpost" erschien eine Serie von Gegenartikeln, die teils von ihm, teils von dem leider früh in geistiger Umnachtung verstorbenen, hochbegabten Konrektor Alexi in Colmar stammten. Die Angriffe waren fast unbarmherzig, denn Fritz Burckhardt führte eine scharfe

Klinge. Kochs Verteidigung war so ungeschickt, daß er sich immer tiefer in den Sumpf hineinritt und schließlich von seinen eigenen Gesinnungsgenossen im Stich gelassen wurde. Der Glaube aber an die Heilswirkung des neuen Schulgesetzentwurfes war in weiten Kreisen stark erschüttert.

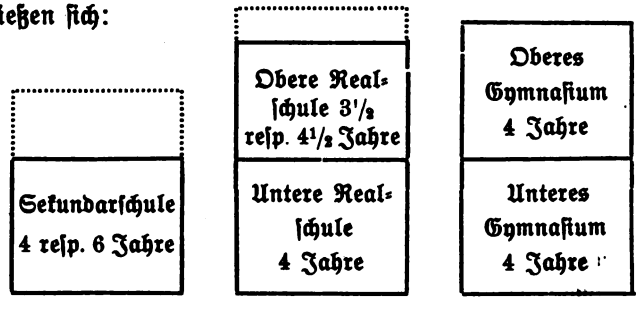
Endlich galt es, einen letzten Vorstoß zu machen, um die Schulgesetznovelle zu Fall zu bringen. Freunde des Gymnasiums hatten Fritz Burckhardt aufgefordert, seine Gedanken in einem öffentlichen Vortrage einem weitern Publikum bekanntzugeben. Er kündigte darum einen solchen zu Safran an (April 1878), zu welchem Freunde und Gegner der Schulreform eingeladen wurden. Die Versammlung wurde von Prof. Dr. Paul Speiser geleitet, der Saal bis zum letzten Platze gefüllt. In der Presse wurde dieser Vortrag natürlich verschieden beurteilt, je nach der politischen Observanz des Berichterstatters, günstig z. B. in der „Schweiz. Grenzpost" vom 21. April.

Zu dieser Zeit nun erschienen die längst erwarteten „Motive zu dem Entwurfe eines neuen Schulgesetzes, dem Regierungsrate des Kantons Baselstadt vom Erziehungsdepartement vorgelegt im April 1878".

Diese von Wilh. Klein geschriebenen „Motive" waren eine Art politischen Glaubensbekenntnisses des Verfassers. Da diese Schrift unmittelbar vor den Neuwahlen des Großen Rates erschien, hat man ihr allgemein die Nebenabsicht zugeschrieben, auf die Wahlen selbst einen Einfluß auszuüben. Und sie hat ihn auch ausgeübt, allerdings in einer ganz andern Weise, als es sich der Verfasser gedacht hatte. Der politische Wind hatte nämlich umgeschlagen, und die liberal-konservative Partei kam wieder ans Ruder. Sie verlangte nun, entsprechend ihrer Majorität in der gesetzgebenden Behörde, auch eine stärkere Vertretung in der Regierung. Da wider Erwarten keiner der radikalen Regierungsräte freiwillig den Sessel räumte, wurde bei den Wahlen einer gesprengt.

Das Schicksal entschied gegen das Haupt der radikalen Fraktion; Wilh. Klein fiel bei der Regierungsratswahl durch. Darob entstand in seiner Partei eine große Aufregung, die sich in einem Fackelzug zu Ehren des gefallenen Führers Luft machte. Bei den Reden, die hiebei am Steinenberg gehalten wurden, fiel auch verschiedenes für Fritz Burckhardt ab, jedoch, wie er in spätern Tagen schmunzelnd sagte, „ohne nachhaltige oder tödliche Wirkung".

Schon vor diesem turbulenten Ereignis, als es sich darum handelte, die Kandidatenliste für den Regierungsrat aufzustellen, war Fritz Burckhardt angefragt worden, ob er event. die Leitung des Erziehungswesens übernehmen würde. Er hat dies abgelehnt. Die Schultätigkeit war ihm zu lieb, als daß er sie mit einem bei jedem politischen Windstoß wankenden Regierungsratssessel hätte vertauschen mögen. Denn eine Kompromißnatur war er nicht. Der Gunst der Parteien zuliebe hätte er nicht einen Fingerbreit dessen preisgegeben, was er als richtig erkannt hatte. Als Vorsteher des Erziehungswesens wurde darum Prof. Dr. Paul Speiser gewählt. Dieser brachte am 21. Juni 1880 sein neues Schulgesetz unter Dach, das sich, nach verschiedenen Seiten hin ausgebaut, bis heute erhalten hat. Der Vollständigkeit halber sei der Aufbau der Knabenmittelschulen hier kurz und schematisch rekapituliert. An eine vierklassige Primarschule schließen sich:



Die Sekundarschule wurde später durch Angliederung von zwei fakultativen Fortbildungsklassen ausgebaut. Die obere

Realschule wurde, nicht aus Bildungsrücksichten, sondern unter dem Druck der eidgenössischen Maturitätskommission, von 3½ auf 4½ Jahre erweitert. Diese Schulorganisation hat sich bis zur Stunde als lebensfähig erwiesen und alle Versuche, unser Schulwesen von Grund aus neuzugestalten, sind bis jetzt erfolglos geblieben. Es scheint uns fast, als ob die Ansichten noch nicht genug abgeklärt seien, um eine vollständige Reorganisation vorzunehmen. Mögen sich die Gesetzgeber vor allem davor hüten, blindlings fremde oder noch nirgends erprobte Neuerungen nachzuahmen.

Durch Annahme des Speiser'schen Schulgesetzes sah Fritz Burckhardt eine Reihe seiner Wünsche sich erfüllen. Dem Gymnasium wurden unten nicht zwei Jahre, sondern nur ein Jahreskurs abgetrennt und zur Primarschule geschlagen. Pädagogium und humanistisches Gymnasium kamen unter eine Leitung und wurden dadurch organisch verschmolzen. Das Griechische wurde obligatorisches Fach für alle Schüler des oberen Gymnasiums.

Dem mannhaften Auftreten Fritz Burckhardts vor allem hat unsere humanistische Schule es zu verdanken, daß sie durch alle Stürme der letzten Jahrzehnte ihren Charakter rein erhalten konnte und nicht auf das Niveau eines Realgymnasiums heruntergedrückt wurde. In Anerkennung dieses hohen Verdienstes hat der deutsche Gymnasialverein im Jahre 1893 Fritz Burckhardt zum Vorstandsmitglied ernannt und ihm anläßlich des 81. Geburtstages die Ehrenmitgliedschaft verliehen. (Siehe „Das humanistische Gymnasium" 1910, Heft 1, p. 20).

Die Zeit der Kämpfe nach außen war glücklich überstanden und dem tapfern Kämpen wäre es wohl zu gönnen gewesen, wenn er sich der errungenen Erfolge im Schoße seiner Familie hätte erfreuen können. Doch dem sollte nicht also sein. Unerbittlich und tragisch räumte der Tod unter seinen Angehörigen auf, und mehr und mehr schrumpfte seine Familie zusammen. Diese Schicksalsschläge konnten

Fritz Burckhardt wohl erschüttern, aber nicht beugen. Obwohl er kirchlich bedürfnislos war, besaß er einen tiefen Fond religiösen Empfindens. Das unerschütterliche Gottvertrauen, das er unter einer Schale scheinbarer Empfindungslosigkeit verbarg, war das Erbstück seiner vortrefflichen Mutter. Ihr mutiges Ausharren in Not und Leid und ihr unwandelbares Vertrauen in die Vatergüte Gottes war das Beispiel, an dem sich der Sohn immer wieder aufrichtete. Es war ein Glück für ihn, daß er durch intensive Vertiefung in seine Berufstätigkeit das viele Bittere zurückdrängen konnte. Denn an seiner Schule hing Fritz Burckhardt mit ganzer Seele. Wie tief aber und nachhaltig der Verstorbene in seinem Amte wirkte, haben diejenigen sehen können, die an der dreihundertjährigen Jubelfeier des Gymnasiums im September 1889 anwesend waren. Mit warmen Worten des Dankes überreichte dem Rektor damals Herr R. Geigy-Merian, den treue Freundschaft mit dem Jubilar von frühester Jugend an verbunden hatte, einen prächtigen, nach Holbein'scher Zeichnung gearbeiteten Silberpokal, dessen oberer Rand die Inschrift trägt:

„Friderico Burckhardt Gymnasii Basiliensis solemnia trisæcularia celebrantis rectori optime merito amici et discipuli grati animi testimonium."

Und er hat damit Hunderten aus der Seele gesprochen.

Mit dem Inkrafttreten des neuen Schulgesetzes war die größere Tätigkeit Fritz Burckhardts nach außen hin abgeschlossen. Es galt nunmehr, das Errungene festzuhalten, das Geschaffene weiter auszubauen. Auch hier erwies er sich als treuer Hüter des ihm anvertrauten Gutes. Nur einmal noch trat er, mit einigem Widerstreben, an die Oeffentlichkeit, als er im Herbst 1902 nach 50jähriger Tätigkeit sein Amt niederlegte. Damals ließen es sich Behörden, Kollegen und Schüler nicht nehmen, dem treuen Hüter unserer vornehmsten Schule, den tiefempfundenen Dank öffentlich auszusprechen. Die schlichten Worte, mit denen er die Ovationen beant-

wortete und ausführte, daß nicht ihm zu danken sei, sondern daß er zu danken habe für all das Gute, das er seit früher Kindheit von seiner lieben Vaterstadt, von Behörden, Kollegen und Freunden erfahren habe, sind wohl allen in tiefer Erinnerung geblieben.

Nunmehr zog sich Fritz Burckhardt mehr und mehr in sein einsames Haus zurück. Seine Tochter war ihrem Gatten schon vor einer Reihe von Jahren in die Fremde gefolgt. Auch der einzige Sohn, der ihm noch geblieben war, und dessen glänzende wissenschaftliche Begabung zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, zog in die Ferne, einem tragischen Ende entgegen. Auch sein Freundeskreis lichtete sich mehr und mehr, und seltener und seltener sah man den imposanten Greis durch die Straßen der Stadt wandeln. Während sechs Jahren (1902—1908) gehörte er noch dem Erziehungsrate an, wo seine gründliche Kenntnis des Schulwesens und seine pädagogische Einsicht dem Rat wertvolle Dienste leisteten. 1908 aber zog er sich endgültig von allen Aemtern zurück. Er suchte niemanden mehr auf. Sein sonniges Gemüt aber half ihm über die Zeiten hinweg, wo die Beschwerden des Alters ihn an die Vergänglichkeit des Lebens mahnten. Nichts von grämlicher Nörgelei oder Schelten über die unverständige Neuzeit war bei ihm zu finden. Das Schicksal, das ihm viel Bürden aufgelegt hatte, ließ ihn doch einen Lebensabend in erstaunlicher geistiger Frische und Beweglichkeit. Außer seinen Verwandten verkehrten nur wenige mehr, einige Schüler, Freunde des verstorbenen Sohnes Rudolf, unter diesen auch der derzeitige Präsident seiner lieben Hebelkommission, als regelmäßige Gäste in seiner stillen Wohnung an der Elisabethenstraße. Da schloß er den reichen Schatz seiner Erinnerungen auf. Heiteres und Ernstes aus längst vergangenen Tagen tauchte wieder an die Oberfläche, verklärt durch Milde und feinen Humor. Mit besonderer Freude aber übte er sich noch im Amte eines Magisters. Manches Kapitel des mathematischen Unterrichtes hat er mir als

Privatissimum gelesen. Allerdings, schwänzen durfte ich als einziger Hörer nicht; der alte Herr konnte es nur schwer ertragen, wenn ihm unverhofft eine Bresche in sein Tagesprogramm gerissen wurde. War er ganz guter Laune, so holte er wohl sein „Tierbuch“ hervor, eine urgelungene Sammlung von Schulschnitzern und rhetorischen Entgleisungen aller Art, die er sich während seines langen Lebens angelegt hatte. Da spiegelte sich in köstlicher Karikatur ein schönes Stück baslerischen Wesens.

Nicht unerwähnt darf es endlich bleiben, daß Fritz Burckhardt am Versemachen bis ins hohe Alter Freude hatte. Am Hebelmähli, im „Leimsutt“, in der Akademischen Zunft u. a. O. hat er oft mit seinen Gelegenheitsgedichten die Gäste erfreut. Selbst schlagfertig, witzig und wortgewandt, fand er besondere Freude an unserer autochthonen Poesie. Eine besondere Freude war es ihm, Hebel, dem verehrten alemannischen Dichter, ein Denkmal setzen zu helfen.

Ausgeprägt war bei Fritz Burckhardt sein großes Interesse und sein Geschick für Verwaltungsgeschäfte. Dieses fand auch außer dem Beruf reichlich Gelegenheit zur Betätigung. Hier sei nur auf einige Verwaltungszweige hingewiesen, an deren Ausbau der Verstorbene wesentlich mitgearbeitet hat. Vor allem ist es die Allgemeine Krankenpflege. Ihre Entstehung geht zurück in die Jahre 1863/64. Damals wurde im Schoße der Mittwochsgesellschaft, der auch Fritz Burckhardt angehörte, lebhaft über die Errichtung einer Versicherungsgesellschaft für Verpflegung im Krankheitsfall für Einzelne und Familien debattiert. Dr. Daniel Ecklin wollte den Embryo „Philadelphia“ taufen und glaubte, mit einem Jahresbeitrag von Fr. 5.— pro zahlendes Familienglied auskommen zu können, Fritz Burckhardt riet zu dem nüchternen Namen „Krankenpflege“ und zu einem Jahresbeitrag von 10 Fr., da bei zu niederm Ansatz die Philanthropie mit der Arithmetik Reißaus nehme. Bei der Gründung drang dieser Grundsatz

zwar nicht durch. Man begann 1865 mit 6 Fr. Jahresbeitrag. Dafür mußten im folgenden Jahrzehnt die Beiträge fortwährend erhöht werden (12 Fr. im Jahre 1876). Fritz Burckhardt hat der Kommission der Allgemeinen Krankenpflege von 1865—1894 angehört und ihr viel Opfer an Zeit und Arbeit gebracht. Seine letzte Leistung in ihrem Dienste war die 1897 erschienene Geschichte der Allgemeinen Krankenpflege.*)

Ein weiteres Institut, dem er sein lebhaftes Interesse zuwandte, war die freiwillige bürgerliche Witwen- und Waisenkasse, deren Gründung ins Jahr 1795 zurückgeht. Diese mit teilweise unabänderlichen Statuten ausgerüstete Kasse hatte Fritz Burckhardt in einer Zeit zu präsidieren, als die nach Vorschrift berechneten Witwengehalte in fortwährendem Sinken begriffen waren. Der Fehler lag in einer mangelhaften, durch die Statuten vorgeschriebenen Berechnungsweise. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, schlug Fritz Burckhardt vor, eine versicherungstechnisch unanfechtbare Berechnungsbasis zu schaffen. Der Vorschlag scheiterte durch Mangel an Einsicht. In einer Broschüre wandte sich darum Fritz Burckhardt im Jahre 1863 an das Plenum und an ein weiteres Publikum, durch die er den Boden für einen Annäherungsvorschlag vorbereitete; er wurde angenommen und wirkte als Palliativmittel, bis vermehrte Einsicht in das Wesen der Lebensversicherung später, unter August Jenny, zur richtigen Berechnungsweise führte. Auch an der Gründung und Leitung der Schweizerischen Sterbe- und Alterskasse, der heutigen Patria, war Fritz Burckhardt in hervorragender Weise beteiligt. Endlich gehörte er seit 1866 dem Verwaltungsrat der Hypothekenbank an. Längere Jahre war er im leitenden Ausschuß, seit 1893 Präsident. — Wesentliche Dienste hat Fritz Burckhardt auch der Akademischen Zunft geleistet. Seiner Initiative verdankt diese Gesellschaft ihren schönen Zunftbecher.

*) Fr. Burckhardt: Die allgemeine Krankenpflege in Basel. Zeitschrift für schweiz. Statistik. 33. Jahrgang, 1897, Liefg. 6.

Vor allem lag aber dem Verstorbenen die Sorge um die Familie im weitesten Sinne am Herzen. Eindringlich stand ihm zeitlebens die Not der so frühe des Vaters beraubten Familie vor Augen und die Hilfe, die der Mutter von Freunden des Vaters gebracht worden ist. Dort wuchs auch das Interesse auf, das er andern Waisen entgegenbrachte, und dies ließ ihn freudig seine Kraft in den Dienst der Familienstiftungen stellen, der Brenner'schen seit 1875 und der Burckhardt'schen seit ihrer Gründung 1890.

So durfte Fritz Burckhardt denn mit gutem Gewissen in seinem Entlassungsgesuch an den Regierungsrat (31. Januar 1902) schreiben: „Niemals habe ich vergessen, noch werde ich vergessen, was ich in bezug auf meine Ausbildung meiner Vaterstadt verdanke, deren einfache und solide Einrichtungen mir schon frühe vielfache Anregung geboten haben, niemals auch, daß mir nur durch das Wohlwollen befreundeter Mitbürger möglich geworden ist, die Kraft zu erlangen, dem Gemeinwesen Dienste zu leisten. Ich habe mich bemüht, in meinen verschiedenen Stellungen meine Pflicht zu tun und der Aufforderung zu genügen: perfice, ut minus respublica tibi quam tu reipublicæ debeas. Inwieweit mir das gelungen, mögen Sie nun entscheiden."

Friedlich ist der Tod an den Verewigten herangetreten. Still und in engstem Kreis wurde seine Bestattung abgehalten. So wollte es sein bescheidener Sinn. Aber im Geiste sind Zahllose seinem Sarge gefolgt, alle, denen der Verstorbene als Lehrer, Freund oder Kollege nahe gekommen war, die an ihn gefesselt waren durch Bande des Vertrauens und der Zuneigung.

Eine seltene Kongruenz von Handeln und Denken, von Wollen und Vollbringen übte, in Verbindung mit seiner Hilfsbereitschaft, seiner Gerechtigkeitsliebe und seiner Einsicht, einen dauernden Eindruck aus. „So gab er uns", wie sein ehemaliger Schüler Prof. Albert Riggenbach am Grabe sich aus-

geſprochen hat, „auch ohne Wort und ohne Geltendmachung ſeines feſt auf das Hohe gerichteten Willens das Beſte, das er hatte, ſeine eigene Perſon.“

Möge es unſerm Gemeinweſen nie an ſolcher Kraft und ſolcher Geſinnung fehlen.

Briefe Jakob Burckhardts an Salomon Vögelin.

Herausgegeben von Hans Barth, Zürich.

Die im vorigen Jahre erschienenen Briefe Jakob Burckhardts an einen Architekten haben nicht nur denen, die den großen Kunsthistoriker und Historiker noch gekannt und gehört haben, viel Freude und Genuß bereitet, sondern auch Fernstehenden einen so reizvollen Einblick in dieses reiche Leben gewährt, daß wohl auch die folgenden Mitteilungen aus Briefen Jakob Burckhardts auf freundliche Aufnahme namentlich bei den Lesern des Basler Jahrbuches zählen dürfen. Empfänger der Briefe ist der Zürcher Kultur- und Kunsthistoriker Salomon Vögelin, mit Ausnahme eines einzigen, der an seinen Vater gerichtet ist. Nach Vögelins Tode gingen die Briefe mit andern handschriftlichen Materialien in den Besitz der Stadtbibliothek Zürich über. Vorhanden sind im ganzen 27 Briefe Jakob Burckhardts, 21 gelangen ganz oder teilweise zum Abdruck; weggelassen sind vor allem reine Aufzählungen von Büchern und Kunstwerken und andere Notizen, die Jakob Burckhardt dem jüngern Freunde mit größter Freigebigkeit lieferte, die aber nur auf Grund einer eingehenden Besprechung von Vögelins kunsthistorischen Arbeiten verständlich würden. Immerhin durften Jakob Burckhardts Bemerkungen zu Vögelins kunsthistorischen Hauptschriften über den Holbeintisch und die Kiburger Madonna nicht unterdrückt werden.

Der im Jahre 1837 geborene Friedrich Salomon Vögelin entstammte einem im Jahre 1620 aus dem Thurgau nach

Zürich eingewanderten und raſch zu Anſehen gelangten Geſchlechte. Sein Großvater war der durch ſeine Arbeiten zur Geſchichte und Kunſtgeſchichte Zürichs rühmlich bekannte Pfarrer und Kirchenrat Salomon Vögelin (1774—1849). Auch Vögelins Vater, Anton Salomon Vögelin (1804—1884), hatte urſprünglich Theologie ſtudiert, ſich dann aber als Schüler Gottfried Hermanns der klaſſiſchen Philologie zugewandt und ſeiner Vaterſtadt als Lehrer der klaſſiſchen Sprachen am Gymnaſium, als außerordentlicher Profeſſor an der Univerſität und vor allen Dingen als langjähriger, äußerſt getreuer Stadtbibliothekar ſehr gute Dienſte geleiſtet. Mit dem in Baſel heimiſch gewordenen Wilhelm Wackernagel verband ihn enge Freundſchaft, auf welche die gemeinſamen philologiſchen und poetiſchen Neigungen beſtimmend einwirkten. So war es gegeben, daß auch Friedrich Salomon Vögelin zu einer wiſſenſchaftlichen Lebensaufgabe beſtimmt wurde; er verlebte im großelterlichen und elterlichen Hauſe eine ſorgſam behütete Jugend, nicht ohne daß der lebhafte, geiſtig bewegliche Knabe gelegentlich mit den ſtrengen Anſchauungen des feinſinnigen, aber reizbaren Vaters zuſammenſtieß. Doch nahm er auch aus dem Umgange mit dem wiſſenſchaftlich äußerſt regſamen Manne beſtimmende Anregungen mit, als er im Jahre 1857 die Univerſität Baſel bezog, um, den konſervativen Traditionen ſeines Hauſes entſprechend, ſich an der dortigen Univerſität die orthodoxe Theologie anzueignen. Daß er daneben ſeine kunſthiſtoriſchen Intereſſen nicht vernachläſſigte, zeigt unter anderm eine noch erhaltene, aus dem Gedächtnis mit vollſtem Verſtändnis für den Stoff aufgeſchriebene Nachſchrift der Erklärung der Gipsabgüſſe der Antiken im Muſeum zu Baſel, die Jakob Burckhardt im Sommer 1858 einſtündig vortrug. In Zürich, Heidelberg und Berlin vollendete Vögelin die angefangenen Studien, unternahm im Sommer 1862 eine größere Reiſe nach Italien und wurde 1864 als Pfarrer nach Uſter gewählt. Als er ſein Pfarramt antrat, war er innerlich von der

orthodoxen Theologie völlig losgelöst, und bald stand Vögelin in den ersten Reihen der schweizerischen freisinnigen Geistlichen. Es ist ein schönes Zeichen für Vater und Sohn, daß die theologischen Meinungsverschiedenheiten das gegenseitige Zutrauen nicht zu stören vermochten. Schon 1865 gaben 78 zürcherische Pfarrer eine Erklärung gegen Vögelins Predigten ab, die dieser 1867 mit einer Geschichte Jesu beantwortete, worin er die Ergebnisse der kritischen Forschung für das Verständnis breiterer Volksschichten zusammenzustellen versuchte. Auch an der Politik beteiligte er sich und nahm als redegewandtes Mitglied der demokratischen Partei an der politischen Umgestaltung des Kantons Zürich zu Ausgang der sechziger Jahre lebhaften Anteil. Die Teilnahme an den Kämpfen des Tages hinderte aber Vögelin nicht, auch seine kunst- und kulturhistorischen Studien weiterzuführen. Er erforschte und stellte in jenen Jahren namentlich die Geschichte seines damaligen Wirkungsfeldes Uster und des benachbarten Klosters Rüti dar. Vögelins erste größere kunsthistorische Arbeit war die Abhandlung über die auf Schloß Kiburg befindliche Madonna von Loreto; sie vermochte zwar Echtheit und Stammbaum der Kiburger Madonna nicht ins Reine zu bringen, wurde aber von Gottfried Kinkel und Jakob Burckhardt als ein Muster scharfsinniger Darlegung derartiger verwickelter Authentizitätsfragen anerkannt. So war Vögelin wohl gerüstet, als ihm im Jahre 1870 der neugeschaffene Lehrstuhl für Kultur- und Kunstgeschichte an der Universität und der Geschichtsunterricht am kantonalen Lehrerseminar in Küsnacht übertragen wurde; er verstand es rasch, auf seine Schüler einen maßgebenden Einfluß auszuüben und durch seine geistvolle, gelegentlich paradoxe, aller handwerksmäßigen Schablone abholde Art die jungen Leute zu fesseln. Neben dem Lehramt ging die eigene wissenschaftliche Arbeit weiter, und es war namentlich die Kunst- und Kulturgeschichte der Renaissance und hier wiederum besonders die Gestalt Hans Holbeins, die ihn an-

zogen, und denen er eine Anzahl hervorragender Arbeiten gewidmet hat.

Am öffentlichen Leben nahm Vögelin stetsfort als Politiker und Parlamentarier — seit 1875 gehörte er dem Nationalrate an — hervorragenden Anteil; es waren besonders die Forderungen der aufstrebenden Arbeiterpartei, die an ihm in Bund und Kanton einen beredten und warmherzigen Vertreter und Verfechter fanden. Nicht daß Vögelin den Parteigenossen immer ein bequemer Mitstreiter gewesen wäre; er hatte von seinem Vater ein gutes Teil sarkastischer Ironie geerbt und konnte sich gelegentlich „gegen die dünkelhafte Ueberschätzung der eigenen Gesinnungstüchtigkeit" bei der eigenen Partei wenden und fand scharfe Worte für die Verhetzung der Arbeiter durch die Parteipresse. Entgegen den Ansichten der damaligen radikalen Partei hat er sich stets für die Wahl eines konservativen Katholiken in den Bundesrat ausgesprochen. Daß er überhaupt dem Katholizismus in allen seinen Erscheinungen viel Verständnis entgegenbrachte, ist eine auch bei andern Kunsthistorikern gemachte Beobachtung. Mit seiner ganzen Kraft trat Vögelin für die Erhaltung gefährdeter schweizerischer Kunstdenkmäler und für die Errichtung eines Landesmuseums ein.

Vögelin war keine einfache Natur, und denen, die mit ihm verkehrten, wollte es oft scheinen, als ob bei ihm Gemüt und Verstand völlig getrennte und eigene Wege gingen. Auf der einen Seite pflegte er mit einem beinahe zärtlichen Familiensinn die historischen Erinnerungen des Vaterhauses und der Vaterstadt, während er im öffentlichen Leben viel mehr als scharfer Kritiker und Kämpfer hervortrat.

Auf die Dauer war Vögelins Gesundheit der gewaltigen Arbeitslast, die alle seine verschiedenen Pflichten ihm auferlegten, nicht gewachsen; am 17. Oktober 1888 brach eine tückische Krankheit dieses reiche Leben viel zu frühe für alle, die mit ihm in näherer Beziehung standen.

Ueber die folgenden Briefe selbst ist wenig mehr zu

ſagen; ſie ſprechen größtenteils ohne weitere Erklärungen für ſich ſelbſt und bilden eine reizvolle Erinnerung an den Schreiber ſowohl als an den Empfänger. Sie zeigen einmal, wie hoch der zwanzig Jahre ältere Jakob Burckhardt den jüngern Schüler, Freund und ſpätern Kollegen ſchätzte, während anderſeits die von aller zunftmäßigen Beſchränktheit abſolut freie, von tiefem Wohlwollen durchdrungene Art, mit der er den jüngern Kollegen anerkannte und förderte, doch auch geeignet iſt, dem bekannten Lebensbilde Jakob Burckhardts ein bisher noch nicht bekanntes Licht aufzuſetzen. Daß die Briefe der frühern Jahre in wärmerm Tone gehalten ſind als die der ſpätern, und daß der letzte dem Jahre 1878 entſtammt, hat ſeinen Grund zweifellos darin, daß Jakob Burckhardt, der, wie auch aus einzelnen der folgenden Briefe hervorgeht, ſo düſter in die Gegenwart blickte und ſo wenig Gutes von der Zukunft erhoffte, dem am politiſchen Leben ſo zukunftsfreudig mitarbeitenden Vögelin immer weniger zu folgen vermochte.

Vergl. Gerold Meyer v. Knonau in der Allgemeinen Deutſchen Biographie Bd. 40, S. 142—154; Joh. Rud. Rahn im Anzeiger für ſchweiz. Altertumskunde Bd. 6, S. 142—144; Wilh. Oechsli in der Neuen Zürcher Zeitung 1888 Nr. 303, 305 und 306; Alexander Isler: Prof. Dr. Salomon Vögelin; Lebensbild eines ſchweiz. Volksmannes. Winterthur 1892.

Baſel 15. Januar 1862.

Geehrteſter Herr und Freund!

Nehmen Sie meinen herzlichſten Dank für die Zuſendung der Schrift[1]) Ihres werten Herrn Sohnes. Ich habe zwar dieſelbe nur erſt durchblättern können, mich aber ſehr gefreut über die ſichere Methode der Forſchung und die einfache Darſtellung, welche wohl für Gegenſtände dieſer Art muſtergültig heißen kann. Wer dieſe Schrift verfaßte, der wird noch mehr als eine verdorbene Tradition ins rechte Geleiſe zurücklenken. Aus den beigefügten Zeilen ſehe ich, daß Ihr Herr Sohn auch

meiner noch mit besonderer Freundschaft eingedenk ist. Ich wünsche ihm von Herzen die Erfüllung des großen Wunsches, Italien, die magna parens zu sehen und glaube, daß er durch seine Vorstudien dieses Glück besser verdienen würde, als ich im Jahr 1846, als ich zum erstenmal die größere Tour machte.

Wollen Sie, wenn Sie an ihn schreiben, meines Dankes erwähnen? Und seien Sie versichert der aufrichtigsten Hochachtung

Ihres stets ergebenen

J. Burckhardt, Prof.

Basel 22. Apr. 62.

Wertheſter Herr und Freund!

Auf Ihre Anfrage will ich sofort damit antworten, daß Sie im Ganzen das Richtige schon getroffen haben. Nur würde ich dieß noch weiter auf folgende Weise schärfen:

1.) Unter allen Bedingungen und sobald als möglich n a c h R o m
   a) nicht nur wegen der natürlichen Ungeduld, die unterwegs kaum einen ruhigen Genuß aufkommen läßt,
   b) sondern auch und wesentlich wegen des Climas. Packen Sie j e t z t zusammen und reisen Sie in höchstens 10—12 Tagen nach Rom, so bleiben Ihnen 1½ Monate sicher. Dagegen garantire ich Ihnen etwa vom 10. Juli an in Rom Stimmung und Gesundheit nicht mehr. Es kann's einer aushalten, wenn er ruhig zu Hause im Schatten sitzt, aber das Herumgehen in Rom wird von da an bedenklich.

2.) Nun, gegen Mitte Juli, wenn die Mittel reichen, ein Ausflug nach Neapel, wo die Hitze zwar nicht viel geringer, aber bei einiger Vorsicht ganz gefahrlos ist, und wo man im Meer immer frische Nervenkraft holt.

   Geht dies nicht, dann entweder gleich die langsame Rückkehr nach Norden oder ein Aufenthalt im römischen Gebirge, wo es gar nicht teuer zu leben ist. — Rom

ſelber wird erſt etwa 10. Sept., überhaupt erſt nach dem erſten großen Regen wieder gefahrlos.

3.) Was ich oben vergaß, die 10—12tägige Reiſe von Zürich nach Rom:

a) in Erwägung, daß Sie die Sprache noch nicht genug können, um jetzt gleich in einzelnen Etappen mit Genuß zu reiſen,

b) daß Ihnen Mailand, ſei es auf dem Heimweg, ſei es bei einem ſpätern Anlaß doch nicht entgeht, würde ich rathen:

Unmittelbar über den Gotthard und Arona nach Genua zu reiſen. Wollen Sie unterwegs eine Station machen, um die aufgeregten Nerven (mit denen in Italien nicht zu ſpaſſen iſt) zu beſänftigen, ſo rate ich einen Tag ruhig ſtill zu liegen und zu promenieren in dem reizend ſchönen Pallanza. Ferner des folgenden Tages einen kurzen Aufenthalt in Novara, nur zum Ausruhen zwiſchen zwei Eiſenbahnzügen. Dagegen iſt Aleſſandria null. Die Apennineiſenbahn womöglich bei Tage, und wäre es auch nur um nicht in tiefer Nacht in Genua anzulangen.

Es iſt wahr, daß Sie ſo auch Pavia und die Certoſa einbüßen, aber letztere zu beſuchen macht große Umſtände, wenn man Zeit ſparen ſoll und einen Koffer bei ſich hat. — Wenn Sie den Muth haben, nur mit einem Nachtſack zu reiſen und nöthige Effecten ſich unterweges poco a poco zu kaufen, ſo ſind Sie ohnehin unendlich ungenirter und reiſen beträchtlich wohlfeiler.

In Genua ad libitum, dann die gewöhnliche Dampfſchiffahrt, zuerſt nur bis Livorno, damit Sie Piſa bequem mitnehmen können, ja vielleicht auch Lucca. (Die Dampfſchiffahrt hat ſich ſeit 1859 ſehr vervollkommnet und man kann jeden Tag von den großen Stationen abreiſen hin und her). Dann wieder aufgeſtiegen und nach Civita-vecchia und von da per Eiſenbahn nach Rom.

4.) Die Rückkehr, etwa 1. Aug.—31. Oct. wenn es bequem

mit den Geldmitteln geht, sonst schneller. — Ich nehme nun Ihren eigenen Reiseplan, nur in umgekehrter Richtung.

Für Ihre Zwecke um jeden Preis der Weg durch Umbrien: Narni, Terni, Spoleto, Assisi, Perugia, Arezzo, Florenz. Hier Aufenthalt ad libitum und als Seitentouren: Siena, Prato, Pistoja.

Dann: Bologna, und wenn es in der Romagna nicht gar zu unsicher ist: die Seitentour nach Ravenna. (Ich bin einmal 4 Tage in Ravenna gewesen; wenn es für Sie nicht eine förmliche Gewissenssache ist, dort gewesen zu sein, so können Sie den höchst trostlosen Ort wohl liegen lassen; doch nein — gehen Sie hin, Ravenna kommt in der altchristlichen Kunst und Archäologie doch zu viel vor, und bei späteren Reisen hat man den Mut nicht mehr, hinzugehen).

Dann Ferrara, Rovigo, Padua, Venedig, Verona, Mailand. Alles ad libitum und je nach Geld und Laune; man kommt immer wieder hin.

Ganz capital und um jeden Preis in einem Zusammenhang von womöglich 2 Monat im Minimum zu studieren ist immer nur Rom.

Sie sehen, ich schlage Ihnen nur das ordinärste der großen Route vor; aber dabei finden sich aber auch die leichtesten und wohlfeilsten Reisegelegenheiten. Witte mit seinem romantischen Zickzack durch die Tyroler Alpen und Oberitalien mag für einen andern Reisenden Recht haben aber nicht für Sie.

Rom ist so sehr die Hauptsache, daß sich für Sie auch folgendes hören ließe (ein Plan, der auf Ravenna, Venedig, Neapel verzichtet und doch etwa 400 Fr. mehr kostet, aber für Ihre Zwecke ganz geeignet wäre):

Von Rom 10. Juli über Viterbo, Orvieto, Siena nach Florenz, und von da über Arezzo, Perugia, Assisi nach 2 Monaten, 10. Sept. wieder nach Rom mit zweitem Aufenthalt

bis Mitte October und dann Heimkehr wieder per Dampf über Genua und Mailand.

Jedenfalls nehmen Sie meine besten Glückwünsche mit auf den Weg! — Eine Kleinigkeit, die ich den Leuten mitzugeben pflege ist der Rath: vorsichtig zu sein mit Saucen und Allem was in kupfernen Cassserolen bereitet wird! Es sterben in Italien jährlich 1000e an Kupfervergiftung.

Schreiben Sie mir wieder, ich gebe gern Rat so gut ich kann.

Für jetzt in Eile ganz Ihr

J. B.

Samstag 3. Mai 1862.

Verehrtester Herr und Freund!

Wiederum in aller Eile, damit ich mich nicht verspäte, nur folgendes:

Was den Midi betrifft, so beklage ich sehr, denselben nicht zu kennen. Millin, den ich selber besitze, ist auch für mich die einzige Quelle. Nach Allem was ich weiß, ist da wohl noch Vieles zu holen, doch meist aus römischer Zeit oder dann erst aus romanischer; das Altchristliche ist doch dünn gesäet und mehr in Sammlungen, in Gestalt von Fundstücken, als in Gestalt von erhaltenen Gebäuden. In den zugänglichen Städten keine einzige altchristliche Basilica, kein Glasmosaik! höchstens Sammlungen von Sarcophagen. (Aus den Aliscamps von Arles soll Alles Wichtige fort sein). (Wenn Sie Herrn G. v. Wyß darüber consultiren so bitte herzlich von mir zu grüßen). Genua ist doch immer eine italienische Stadt ersten Ranges von hochsüdlichem Typus, will vor Neapel gesehen sein und hat wenigstens ein paar alte, obwohl erst seit 1000 erbaute Kirchen. Ferner wenn Sie Mailand dießmal umgehen, so ist der Dom von Novara sammt Battisterio gegenüber in der Anlage u r a l t; — das Battisterio von Asti lohnt den besondern Ausflug nicht, ist aber wohl carolingisch. — San fedele in Como eine a l t e Nachahmung von S. Lorenzo in

Mailand. — Ueberhaupt wenn Sie ſchon ein paar Tage auf der Hinreiſe zugeben wollen, ſo iſt folgendes der Weg der altchriſtlichen Archäologie:

Giornico (in der einen Kirche eine Apſis ausgemalt etwa im XIII. Jahrh., verdient doch den Aufenthalt nicht).

Riva bei Capolago (neben der untern, nicht der berühmten obern Kirche: ein Baptiſterium, 8eck mit Niſche, vielleicht IV. Jh.

Como (San Fedele und die Mauern der Stadt).

Mailand. S. Nazaro hat vielleicht noch die Anlage des IV. Jahrh. — S. Sepolcro XI. Jahrh. San Lorenzo mit ſeinen Anbauten, S. Aquilino einem Thermenoctogon mit altchriſtlichem Moſaik und Sarcophag. — Ferner S. Ambrogio mit Anbauten; — von altchriſtlichen Baſiliken wenigſtens San Vincenzo, VII. Jahrh.?

Dann mit der Eiſenbahn hinüber nach Novara ſ. ob. (Pavia hat nichts aus dem erſten Jahr1000, ich war vorigen Sommer dort).

Quoad Neapel: das Normanniſche, mit ſammt Salerno und Amalfi kommt nicht in Betracht gegen Sicilien; von Altchriſtlichem iſt die runde Kirche bei Nocera allein von höherm Belang, ſoviel ich weiß.

Gegen eine bloß 1½ wöchentliche Tour nach Neapel muß ich alles Ernſtes proteſtieren und zwar im Namen Ihrer verehrlichen Nerven. — Drei Wochen Minimum! davon geht kein Tag ab! — Erwägen Sie, daß man beſtändig auf Ausflügen iſt, daß Bajae 2½ Std., Camaldoli 2 Std., Pompeji per Eiſenbahn über 1 Std., Sorrent in Allem 4 Std. (per Eiſenbahn und Corricolo etc.) von Neapel entfernt ſind, von Salerno und Amalfi nicht zu reden! und von Capri! und das Alles bei 27—30° Réaumur! — Wenn das eine Erholungstour iſt, ſo möchte ich gerne Ihre Anſtrengungstouren kennen.

Uebrigens glauben Sie mir: Ihr ganzes Ziel iſt Rom und dort faſſen Sie ohnehin wieder neue Beſchlüſſe.

Quoad Koffer: Ich ſtimme jetzt erſt recht für den bloßen

Nachtſack: den Gregorovius finden Sie zu Rom in der deutſchen Bibliothek auf dem Capitol. Die Geſchichte der Malerei iſt ſehr entbehrlich, das chronologiſche draus ſteht auch im Cicerone, auch für die Moſaiken. Für Kirchengeſchichte genügt die neueſte Ausgabe von Haſe, und auch darin werden Sie wenig leſen. — Als Handbuch thut Förſter bei aller Flüchtigkeit doch ſeinen Dienſt, der große Murray iſt viel zu voluminös. (Kaufen Sie irgend eine ältere Ausgabe von Förſter und ſchneiden Sie dieſelbe je nach den Städten in Stücke, probatum est.) — Für Rom ſpeciell müſſen Sie doch den einbändigen Platner und Urlichs kaufen (erſt in Rom, der deutſche Buchhändler Spithöver hats vorräthig).

Nun herzliches Lebewohl und glückliche Reiſe. Wenn Ihnen noch was zu fragen einfällt, ſo ſchreiben Sie nur gleich.

Ihr ſtets ergebener

J. Burckhardt.

Baſel 15. Febr. 1863.

Verehrter Herr und Freund!

Leider bin ich nicht im Stande, Ihnen irgend ein Organ anzugeben, wo Sie für Ihre archäologiſchen Reſultate eine Stelle fänden. Ich ſelber bin ſo außer aller Verbindung mit Zeitſchriften, daß ich für mich vorkommenden Falles auch kein Unterkommen wüßte. Dagegen weiß Prof. Lübke in Zürich das Wißbare in Sachen; wenn Sie ihm einen ſchönen Gruß von mir bringen, ſo ſagt er Ihnen alles. Mit S. Francesco in Aſſiſi machen Sie ihn gewiß begierig Ihnen behülflich zu ſein.

Ihre Fata ſind mir durch Ihren Herrn Vater gemeldet worden, nur war bei ſeiner Anweſenheit hier der Nachtſack noch in Livorno; nun wünſche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück zu deſſen Wiedererlangung. Ich bin einer von den Wenigen, die in ſolchen Dingen Furcht und Hoffnung ganz mitempfinden können, weil ich 1854 vier Wochen in Oberitalien unter der beſtändigen Sorge gelebt habe, daß mir die

öſtreichiſche Polizei meine Notizen wegnehmen möchte, weil die Schweizer damals wegen der Teſſinerblocade in genere cujonirt wurden und weil mein Paß ſeit kurzer Zeit abgelaufen war.

Ich würde Ihnen, wenn Lübke nichts Genügendes vorzuſchlagen weiß, ohne Weiteres raten, aus Ihren Forſchungen ein einſtweiliges Buch zu machen, unter dem Titel: Bilder chriſtlicher Kunſt — oder: Fragmente — oder: Moſaiken u. dgl. Sie erhalten zwar wenig oder kein Honorar, kommen aber weiter herum per ora hominum. Es iſt ganz leicht, der Forſchung eine ſolche Haltung zu geben, daß Sie ſich damit habilitieren können, wo Sie wollen.

Ihre theologiſche Richtung beklage ich von ganzem Herzen. Ich ſah für mich Aehnliches voraus und bog zu rechter Zeit um die Ecke, indem ich zur Geſchichte überging.

Ich habe in den letzten Jahren viel über das Schickſal der proteſtantiſchen Kirche nachdenken müſſen. Der Menſch ſucht gar nicht die Freiheit auf dieſem Gebiete, ſondern die Abhängigkeit, welche ihm bekanntlich die katholiſche Kirche satis superque gewährt. Seine Ausmalung des perſönlichen Gottes wächſt und bildet ſich aus je nach dem Grad ſeines Kummers und ſeiner Leiden, und da gewinnt dann auch das Uebrige, bibliſche Geſchichte und Lehre, einen immer neuen Halt. Wenn ich das Glück oder Schickſal gehabt hätte, in Ihrer Nähe zu ſein, ſo würde ich, vermutlich ohne Erfolg, Ihnen Einiges zu Gemüthe geführt haben. Brieflich läßt ſich darüber nicht reden. Ich weiß ganz wohl, daß in den nächſten Jahrzehnten der große Riß in der proteſtantiſchen Kirche einmal offiziell werden muß, aber ich kenne auch den modernen Staat, deſſen rückſichtsloſe Allmacht ſich dabei auf ganz rohe, practiſche Weiſe zeigen wird. Er wird einfach die ungefähre Majorität in der Stimmung der Maſſen zum Maßſtab nehmen und d a n a c h die Uebrigen maßregeln. Für Frankreich ſehe ich nichts Anderes aus der jetzigen Zerſetzung der Hugenotten voraus als ein neues Anwachſen des Katho-

licismus. Die volle Application des Maſſenthums auf die Religion haben wir eben noch nicht erlebt, es kann aber noch kommen.

Ich ſchreibe gegenwärtig an einer möglichſt kurz gefaßten „Kunſt der Renaiſſance“ in §§ und kleiner zu druckenden Ausführungen, und wünſche ſehnlich, bis Ende April damit fertig zu ſein und 500 Druckſeiten nicht zu überſchreiten. Es wird alles *nach Sachen* nicht nach Zeiten und Künſtlern eingeteilt, was raſend ſchwer, aber nützlich iſt. Wenn ich fertig bin, ſo ſchenke ich Ihnen ein Exemplar und bitte mich zu erinnern wenn ich vergeßlich ſein ſollte.

In Freundſchaft der Ihrige

J. Burckhardt.

Baſel den 24. April 1865.

Hochverehrter Herr Pfarrer!

Vorgeſtern von einer Ferientour nach Montpellier und Marſeille heimgekehrt fand ich Ihren werten Brief vor, welcher mich nicht nur Ihre fortdauernde wohlwollende Geſinnung gegen mich erkennen ließ, ſondern auch das Bild einer Stimmung, mit welcher die meinige oft viele Aehnlichkeit hat. Man denkt in einer beſtimmten Converſation das meiſte geiſtige Genügen zu finden, aber es iſt auch dieſes nur eine der 1000 Täuſchungen, welche unſer Leben umringen; das Beſtmögliche, bei einiger Genügſamkeit auch in der Regel Erreichbare beſteht wohl darin, daß wir aus dem Verkehr mit den nicht Wenigen, die uns freundlich geſinnt ſind, den nötigen geiſtigen Austauſch ſtückweiſe herſtellen. Den Andern geht es vermutlich in Beziehung auf uns gerade ſo. Immerhin wäre es mir äußerſt erwünſcht, wieder einmal und zwar gründlicher als bisher mit Ihnen zu ſprechen. Mein Reiſen für dieſes Jahr habe ich nun freilich vorweg gegeſſen und die Sommerferien über finden Sie mich hier, wenige Tage abgerechnet.

Der Midi giebt viel zu denken. Vergoldete Rieſen-

madonnen auf allen Felsgräten und ein oft sehr ungenirtes Raisonnement in den Wagons III Classe. Pressierte Bevölkerungen wie die von Lyon, mit Comptoirarbeit rite bis 9 Uhr, sodaß das Theater nicht gedeihen kann — und drüber die Wallfahrtskirche von Fourvières.

Weiter, in den Städten von Languedoc und Provence große Kirchen mit Gas beleuchtet und nächtliche Predigten, wo auch eine Menge Männer zugegen sind — Alles gedrängt voll. Ich mußte viel an Quinet's Schrift la question religieuse au XIXme siècle denken. Renan scheint viel mehr auf die Hugenotten als auf die Katholiken gewirkt zu haben.

Die Bildung statt ein geistiges Medium zu sein, ist bei der großen mittlern Leuteschicht ein Vehikel des Fortkommens und nicht mehr. Die Furcht vor allem Auffallenden und Abweichenden enorm groß, und ein stärkerer Hüter des bestehenden Zustandes als alle Polizei, von der man gar nichts bemerkt.

Daneben aber doch das Gefühl, daß die Nation unberechenbar ist und facit saltus. — Dunkler, großer, mythischer Respect vor dem jetzigen Herrn, von dem sich die Nation erraten sieht und der fester steht als je.

Ich weiß nicht, ob Sie die letzte große Rede von Thiers gelesen haben, mit der Polemik gegen die Italia unita und mit der Verteidigung der weltlichen Herrschaft des Papsttums. Ich habe mir mehrmals wie im Spaß die Bemerkung erlaubt: il s'apprête à devenir ministre de Napoléon IV — was gut aufgenommen wurde, weil ich es mit Lachen sagte.

Das geistige und physische Capital von Frankreich ist furchtbar groß; ersteres darf man ja nicht bloß nach der jetzigen Literatur beurtheilen. Ich habe durch Zufall einen Einblick in eine vorwärtsstrebende, ambitiose, verschiedentlich begabte Familie tun können — man gab mir 4 Briefe zu lesen und ich wußte bald, daß nur ein Franzose 4 solche Briefe besitzen könne.

Kommen Sie nur bald nach Basel, es darf Sie niemand

plagen; ich erzähle Ihnen dann noch mehr und frage Sie ein noch mehreres. Empfehlen Sie mich bestens Ihrer werten Frau Gemahlin.

Ihr Ergebener

J. Burckhardt.

Basel, den 14. Jan. 1866.

Verehrtester!

Schönen Dank für Ihre Zusendung! Welcher Geist wird noch in Ihnen Meister werden? Die Forschung oder die Neuerung? Ein solches wohlgeordnetes Detail[2]) über mittelalterliche Dorfkirchen, bis auf Reliquien und Ablaß jedes einzelnen Altares ist noch gar nicht dagewesen. .....Nota 1) auf p. 27 hat mich sehr ergötzt; ich dachte dabei an eine Anekdote vom letzten Papst, bei welchem eines der reichsten Klöster darum einkam, 40,000 aufgelaufene Messen auf einen Tätsch mit einer einzigen abtun zu dürfen. Gregor sagte ja! kam aber am nächsten Morgen vorgefahren, las die Messe selbst und nahm die ganze betreffende Summe ad saccum.

Nun Spaß bei Seite! lassen Sie Herder liegen und erwägen Sie, daß es seine Gründe haben muß, wenn beim allseitigen Durchwühlen der goldenen Literaturperiode doch Niemand sich ernstlich mit ihm hat einlassen mögen! Die letzten Publicationen aus seinen Briefwechseln sind so verdrossener und düsterer Art, daß einem das Zeichnen seines Lebensbildes vergeht. — Und dann glaube ich überhaupt, daß Sie mit mächtigeren Kräften ausgerüstet sind, als daß Ihre besten Jahre mit literargeschichtlicher Küstenforschung dahin zu gehen brauchten — und wäre dieselbe noch so erfreulich. — Sie können ganz wohl eine ganze Zeitepoche wieder erwecken; und sich so recht aufs hohe Meer der Forschung hinauszuwagen, *das* stärkt.

Da hätte ich nun meinerseits sehr viel zu Gunsten des zweiten Themas zu sagen, das Ihnen Prof. M[ax] B[üdinger] ans Herz gelegt hat.

Wenn man eine Urkunde zu Grunde legen kann wie der beneidenswerthe Richtebrief von Zürich (um 1300), so ſteht man noch auf feſterm Boden als mit einzelnen kulturhiſtoriſchen Zügen aus Hadloub und Mure!

Das wahre Thema ſcheint mir: auf hundert Seiten das Univerſalhiſtoriſche und Deutſchhiſtoriſche zu ſchildern, ſoweit es ſich in der Exiſtenz des damaligen Zürichs ausdrückt. Sie müſſen dafür die volle Urkundionenarbeit durchmachen, aber nicht ſelber Urkundion werden. Zu 1000 Todtengebeinen im Kopp'ſchen Oſſuarium[3]) müſſen Sie das Auferſtehungswort rufen. Denken Sie ſich, zu einer 300 bändigen Culturgeſchichte des XIII. Jahrhunderts müßten Sie das Bändchen Zürich ſchreiben, ganz klar und kryſtallhell, ohne allen Schutt und Staub. Das bloß örtliche wäre nicht ausgeſchloſſen, würde aber in ſein wahres Verhältniß rücken.

Und nicht über 100, meinethalb 150 Seiten! Ein ſolches Werk geht auf viel leichtern Füßen durch die Sphären der Menſchen hindurch als eins von 2—3 dicken Bänden.

Und kommen Sie doch einmal auf Beſuch! Es frißt Sie hier niemand. Ich darf öffentlich gehen mit wem ich will, „man" hat mich längſt aufgegeben, ohne daß ich es deshalb ſchlechter hätte.

Und nun Gott befohlen! Sobald Sie beſtimmte Fragen haben, bin ich herzlich gern zu Dienſten.

Ihr Ergebener

J. Burckhardt.

Baſel 6. Merz 1866.

Verehrteſter Herr und Freund!

Zunächſt will ich Ihnen ſagen, daß ich insgeheim entſchloſſen bin, vom 18. April bis 1. Mai in Paris zu ſein, alſo kommen Sie erſt Anfangs Mai. Logieren kann ich Sie nicht, aber mit Ihnen herumziehen will ich ſchon, da unſere Univerſitätsvorleſungen erſt den 7. Mai beginnen.

Auf Ihre kunſthiſtoriſchen Pläne bin ich ſehr begierig!

es freut mich, wenn andere etwas frisch angreifen, denn ich selber lasse mich mit der Literatur schwerlich mehr activ ein.

Ihr Aufsatz: eine Parallele,[4]) den Sie mir übersandt haben, ergötzt mich höchlich. Ich habe über den tiefern Grund des Phänomens in beiden Fällen mir ungefähr folgenden Vers gemacht:

Der Hindu spricht zum Occidentalen: O wie närrisch seid ihr Europäer in unsern Augen! Wir wenigstens brauchen nicht in Sorgen zu sein, daß uns unsere Ayatare abhanden kommen möchten, denn unsere Götter werden stets wieder jung, und auch um Helden wären wir nicht in Kummer. In euerem feuchten rheumatischen Westenwinkel dagegen habt Ihr prosaischer Weise immer Alles an ein Factum gehängt, und wenn es damit kracht, so glaubt ihr, die Welt müsse untergehen. Und bevor Euch der Antichrist frißt, schickt Ihr dann noch Leute zu uns, um uns zu Euern Meinungen zu bringen! Habt Ihr denn keine Ahnung davon, wie uns das vorkommen muß? etc..

Ueberhaupt, lieber Herr und Freund, ließe sich von irgend einer außereuropäischen (und Nb. auch außeramericanischen) Warte aus, fingierter Weise allerhand Lehrreiches an die Adresse des Abendlandes richten. Neue Lettres persanes! Denken Sie nur an die Kritik unserer Industrie im Munde eines gravitätischen Türken, u. dgl.

Jetzt Adieu. Mit herzlichem Gruße

Ihr J. B.

Basel, den 18. Merz 1866.

Verehrtester Herr und Freund!

Soweit menschliche Voraussicht reicht, bin ich jedenfalls Mittwoch 2. Mai Vormittags wieder in Basel. Ich pflege, wenn ich von Reisen heimkomme, gern Vormittags einzutreffen.

Schönsten Dank für Ihre Photographie! Ich würde Ihnen die meinige senden, wenn ich überhaupt photographisch

mehrfach existierte; ich bin aber bloß einmal und schon vor mehr als 10 Jahren her photographisch vorhanden und seither haben mich Geiz und Eitelkeit an weitern Schritten verhindert.

Ich freue mich zum Voraus, daß wir auch hier eine Veltlinerhalle haben, wo man einen werten Gast hinführen kann; übrigens habe ich auch zu Hause edeln Neckarwein vom Verleger in Stuttgart.

Also auf Wiedersehen!

Ihr ergebener

J. B.

Basel, Donnerstag 26. April 1866.

Verehrtester!

Aus meiner Pariser Reise ist nichts geworden und ich bin nun permanent zur Verfügung und harre Ihrer.

J. Burckhardt.

(St. Elisabethenstraße No. 62, kurzweg: bei Grisanti, was jedes Kind weiß, — 2 Treppen).

Basel, Montag nach Bettag 1866.

. . . . . Ueber das sonstige Neue was seit unsern letzten Gesprächen vorgekommen ist, läßt sich nur mündlich verkehren und auch das lohnt kaum, da alles einen so provisorischen Character hat. Mich beschäftigt u. a. der Gedanke an so viele Professores historiarum in Deutschland, welche jetzt ihre Hefte umschreiben müssen, und an so viele öffentliche Charactere, welche fortan gänzliche Privatcharactere bleiben. Ernster als dieses ist das völlige Verzweifeln an allem Kleinen, welches um sich greift; wer nicht zu einem Dreißigmillionenreich gehört, der schreit: Hilf Herr, wir versinken! — Der Philister will mit Teufels Gewalt an einem großen Kessel essen, sonst schmeckt es ihm nicht mehr. — Auf eines warte ich noch mit Neugier: ob und wie bald in Süd-

deutſchland ein tiefer und grimmiger Preußenhaß wieder an die Oberfläche kommen wird? Bis jetzt macht man noch immer, ſelbſt von der Münchner Kammer aus, Kußhändchen gegen dasſelbe Preußen, welches einem die Abſätze und Sporen ins Geſicht hinein treibt.

Wir Schweizer treiben, ſcheint mir, ganz unbefangen und unwiderſtehlich der franzöſiſchen Allianz zu. In Vorausſicht deſſen habe ich bereits für meine Perſon alles Schimpfen und Spotten über Ihn eingeſtellt. Mir graut aber etwas vor dieſer Zukunft . . . . . .

Potz Tauſend! noch Eins: ich habe meine Wohnung geändert und wohne jetzt: St. Albanvorſtadt No. 64, zwei Treppen, wo Sie mich bald heimſuchen mögen.

Mit herzlichem Gruß der Stets-Ihrige

J. B.

Baſel, 15. Januar 1867.

Verehrteſter!

Erſtens ſchönen Dank für Ihre Gabe![5]) Da ich von Jugend auf immer viel von Züripfarrern habe verhandeln hören und die obwohl etwas ſpätere Hauptilluſtration nämlich Herrlibergers Ceremonienbuch beſitze, ſo leſe ich äußerſt gemütlich bald da bald dort in Ihrem Quartheft zum Caffe. Ganz ſchickſalsvoll iſt es, daß ſich die Kirchengeſchichte von Uſter gerade in Ihnen objectivieren, ſich bewußt werden muß! — Ich male mir es etwa aus, wie man Anno 16.. mit Ihnen verfahren wäre! um Gottes Willen! —

Sodann ſehe ich aus Ihrem Brief, daß Sie das neue Jahr in leidlicher Heiterkeit und Frohmüthigkeit müſſen angetreten haben.....

Zur Theilnahme am Unabhängigen[6])gratulire ich beſtens und beneide Sie um das jugendliche Alter, da man ſich noch auf ſolche Dinge einlaſſen mag. Bei dem Anlaß fällt mir ein frevler Witz ein; vor vielen Jahren erſchien in Bern auch ein „U“, der aber ein böſes verrufenes Blatt war; die

Gegner deuteten den Namen so, daß, wenn derselbe einst am Galgen hänge, ihn nur niemand abhängen solle.

Darin haben Sie völlig Recht, daß Sie bald da bald dort etwas durch Besprechung im Druck sich selber klar machen und es dabei retten und sammeln. Man hat in Ihren Jahren glückliche Auffassungen, Worte, Perspectiven, die man später nicht mehr hat oder sich aus großer Behutsamkeit nicht mehr gestattet. Im Uebrigen möchte ich doch gerne wissen, auf was Ihr inneres Wesen noch losteuert; ich glaube allgemach, es entpuppt sich ein Historiker. Einstweilen freilich stiften Sie noch Confusion da wo Sie sind! .....

Widmann's Arnold ist eine Dichtung voll Talent und sogar in gewissen Partien von ganz originalem Zug — aber als Drama ist es noch mangelhaft gebaut. Ich habe ihm darüber geschrieben und meine Auffassung eröffnet: Das wahre Thema wäre laut mir: der Gegensatz des Reformers zu einer Stadt, welche nur periodische Emotionen will, so wie unsere Metze von Jahrhundert; nur ist jenes Rom in seinen Emotionen noch heroisch und macht deßhalb die welche sich mit ihm einlassen, völlig irre.

Auf Ihrer Reise nach Paris (wenn die Ausstellung zu Stande kömmt! es giebt noch Zweifler, und neueste Reisende sagen, L. N. sei im Kopfe irre und das werde man in wenigen Tagen schon kaum mehr verheimlichen können) wird man Sie doch hier sehen? Ich wohne jetzt St. Alban Nr. 64, zwei Treppen, und bin nicht Professor der Kunstgeschichte (wovon unmöglich zu leben wäre) sondern der Geschichte, im Uebrigen getreulich der Ihrige J. Burckhardt.

Basel 28. Oct. 1867.

Verehrtester!

Zürnen Sie nicht wegen meines Schweigens! ich bin erst gestern Abend von Paris heimgekehrt und sitze nun zwischen einem Haufen von Briefen die ich beantworten muß.

Als alter Theologe habe ich es wie die alten Fuhrleute,

welche immer noch gern klöpfen hören. (D. h. die Theologen ſogar die jungen z. T. hören eigentlich nicht gern klöpfen). Ich werde Ihr Opus mit Erbauung leſen. Wenn Sie mir die nöthige Muße laſſen, will ich Ihnen dann auch mein Judicium ſenden.

Dem Widmann habe ich neulich wegen der Anlage des Orgetorix etwas unnachſichtlich geſchrieben; begütigen Sie den werten Freund ein wenig, wenn Sie ihn ſehen.

In Freundſchaft der Ihrige

J. Burckhardt.

Baſel 3. Merz 1868.

Werteſter und Verehrteſter!

Pro primo kommen Sie nächſten Dienstag womöglich 11 Uhr zu mir.

Pro secundo reden wir dann ab, wo ich Sie *des Abends* hinlootſen ſoll — womöglich nur wir zwei, es kommt nichts dabei heraus, wenn es mehrere ſind. Ich will Ihnen ſchon was vorſchlagen, wo Sie mit mir zufrieden ſein ſollen.

Die mir angedeutete Recenſion in den Z. St. habe ich mit Gaudium geleſen.

Auf heiteres Wiederſehen

Ihr J. B.

Baſel 15. April 1869.

Verehrteſter!

Das iſt ja ſehr ſchön, daß Sie ſich mit dem Troſtvollſten aller Objecte, mit Rafael eingelaſſen haben.

Aber meine Hülfe in Sachen der Bücher nehmen Sie ganz überflüſſiger Weiſe in Anſpruch. Sie ſind ja damit auf der Waſſerkirche durch ſyſtematiſche Ankäufe des alten Orelli[7]) ungleich viel beſſer verſehen als wir, und es war einſt einer meiner Gründe der Ueberſiedelung nach Zürich, obſchon man Anſtalt machte mich hier zu halten, daß ich für meine da-

maligen Arbeiten bei Ihnen ein viel größeres Material vorhanden wußte . . . . . Andere Bücher, von welchen Sie etwas zu erfahren wünſchen, finden Sie am ſicherſten, wenn Sie es machen wie einſt meine Wenigkeit; ich wandte zwei Vormittage darauf, in Begleitung des Subcuſtoden die Italica der Waſſerkirche, Brett für Brett zu durchgehen. Probatum est.

Von Ausflügen iſt keine Rede mehr; ich bin 2 Tage an der freien Luft geweſen und muß nun raſtlos oxen.

Der Ihrige

J. B.

Baſel, Auffahrt 1870.

Verehrteſter Herr!

Hoffentlich darf man Ihnen ohnehin bald mit einem andern Titel nahen, und ſo begrüße ich Sie nicht mehr per Herr Pfarrer. Gebe es nun der Himmel, daß der Uebergang von Kanzel auf Katheder bald und in Ruhe geſchehe! Daß es ſchon lange mein dringender Wunſch war Sie vom Stamme Levi losgeſprochen zu ſehn, wiſſen Sie.

Die erſte Lieferung der Denkmäler,[8]) für welche ich beſtens danke, macht mir einen guten und verſprechenden Eindruck. Ich glaube, wenn Sie dabei bleiben, durch das ganze Werk ſtreng nach der Photographie, alſo nach dem jetzigen Zuſtand der Monumente ſtechen zu laſſen, ſo giebt dieß dem Werke einen ſpecifiſchen Werth neben ſo vielen halbreſtaurierten und arrangierten Anſichten.

Aber nun bitte ich um Eins: ſenden Sie mir kein Freiexemplar mehr! Außerhalb jeglicher journaliſtiſcher Verbindung ſtehend, kann ich dem Unternehmen nichts nützen; an Photographien ſind Sie in Zürich unermeßlich viel reicher als wir hier, und ihr Stecher bedarf keiner Aufſicht oder Belehrung von meiner Seite, da er für Wiedergabe des Architectoniſchen wie des Plaſtiſchen trefflich geeignet iſt. Alſo kann ich mir kein Verdienſt erwerben um die Sache und mahne

Sie als alterfahrener Autor mit Ihren Freiexemplaren ſparſam umzugehen.

Nun alſo Glückauf zu hoffentlich baldigem und ruhigem Standeswechſel!

Mit herzlichem Gruß

Der Ihrige

J. Burckhardt.

Baſel, 21. Juli 1870.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Mitten in den Kriegslärm hinein ſenkt ſich eine Friedenstaube auf mein Gehöfte nieder in Geſtalt Ihrer Abhandlung[9]) in Prachtband — und iſt mir dedicirt! wofür ich meinen beſten, erſtaunten Dank abſtatte.

Vor allem: Sie haben Ihre Aufgabe in der denkbar beſten Weiſe gelöſt; ich rief gleich: ſo muß eine Monographie über einen Gegenſtand dieſer Art ausſehen! ſchon eine ganz äußerliche Tugend muß ich Ihnen zum Lobe anrechnen: Sie reſumieren an der rechten Stelle und ſparen auch die Sperrſchrift nicht, ſodaß man ſich in Ihrer Beweisführung angenehm zurecht findet.

Die Sache ſelbſt hat mich im höchſten Grade intereſſiert. Weßhalb ich, trotz freundlicher Einladung des Herrn Pfau nie nach Kyburg gekommen bin, das können Sie erraten; ich bin eben nicht ſpezieller Bilderkenner genug, um ein völlig ſicheres und unabhängiges Authenticitätsurtheil abgeben zu können, und nur um ein ſolches kann es doch dem Eigentümer zu tun ſein. Auch habe ich noch immer 2 Thorheiten im Cicerone zu bereuen: nämlich von dem Bilde Biela (Viſion Ezechiels) und von dem Bilde Alboreſi (S. Cecilia) geſprochen zu haben; ich habe beide nicht geſehen und deute es an, daß ich ſie nicht geſehen habe; ſie waren mir aber beide durch gute Leute (und zwar durch achtungswerte Hiſtorienmaler) ſehr nachdrücklich ins Gewiſſen geſchoben worden. Und nun habe ich in den 2 einzigen Beiſpielen, da ich mich

in Authentiefragen mischte, es so treffen müssen, daß ich Schwarten lobte. Der Kukuk hole alle Künstlerurteile über alte Bilder! Auch Ihre Professoren von S. Luca, p. 72, machen bei mir keine Ausnahme, denn ich weiß Beispiele davon, daß auch diese sich übel trompiert haben.

An der « Madonna del popolo », wie sie fortan heißen mag, ist mir zunächst merkwürdig die von Ihnen schlagend (zumal durch die Justitia in der Camera della Segnatura) nachgewiesene frühe Entstehungszeit. Ich wußte, daß man das Bild um 1512 setze und mochte es doch nie glauben, sondern meinte: die letzte Zeit Rafaels, um die Vierge de François I herum, wäre das Rechte, weil eben alle mir bekannten Exemplare zumal die Draperien in einen späten Typus übersetzt hatten; auch die Lebensgröße und das geschlossene Licht, (das aber doch auch schon auf der frühen Madonna del Granduca in Gestalt eines dunkeln Grundes herrscht), machten mich irre.

Sehr schön ist Ihr Zeugenverhör über den Tatbestand in Loretto. Hier kommt Ihnen eine Methode der kritischen Forschung zu Gute, welche Sie auf ganz andern Gebieten erworben haben! ich meinesteils fühle mich zu so einer Forschung wahrhaft incapabel, und beneide Sie von Herzen darum.

Das Folgende, von dem Eingreifen des Barones Colli an, ist dann wahrhaft tragikomisch. Man verschleppt, flüchtet und stiehlt etwas, das man für einen Rafael hält und weil man es dafür hält, das aber keiner ist. Bemerken Sie, auch bei Gelegenheit weiterer Bilderforschungen, wie viel vehementer alle Behauptungen in der Geschichte der beweglichen Malerei lauten als die in der Geschichte der Frescomalerei oder gar in der seelenruhigen Geschichte der Architectur! Dies kömmt davon her, daß dort flüsternd hinter den Coulissen gierige Kunsthändler u. dgl. stehen und statt der Erkenntniß die bloßen Absichten zu Worte kommen. Longhena's Bearbeitung von Quatremère, Vie de Rafaël, soll von

Kunſthändlern zu Gunſten gewiſſer damals käuflicher Bilder inſpirirt ſein etc. etc.

Unſer verehrter ſeliger Waagen hat auch noch mir mit Begeiſterung von dem Kyburger Bilde geſprochen, als von dem beſten Exemplare, das er kenne, und die Möglichkeit einer eigenhändigen Ausführung durch Rafael wenigſtens offen gelaſſen . . . . . .

Und nun nochmals meinen beſten Dank für die zierliche Beſcherung; hoffentlich werden ſich ja die Wogen des jetzigen Unheils wieder einmal verlaufen, und dann wird man Sie wieder einmal in Baſel ſehen und zuſammen fröhlich ſein können.

Mit herzlichem Gruß

Der Ihrige

J. Burckhardt.

Baſel, 22. Auguſt 1870.

Verehrteſter!

Sie vergeſſen, daß wir hier von Mitte Auguſt an wieder Semeſter haben und daß ich feſtgenagelt bin, auch gibt mir mein gegenwärtiger Curs dergeſtalt zu tun, daß ich nicht wohl einen Samstag Nachmittag ſammt Sonntag aufwenden könnte. Wenn Sie durchaus eine Beratung in Sachen der Culturgeſchichte wünſchen, ſo bleibt nur übrig, daß Sie hieherkommen. Ohnehin werden Sie an den Sonntagen jetzt noch nicht abkommen können. In einem Abend allhier ſoll ſich, was zu erledigen wäre, doch wohl erledigen laſſen.

Doch muß ich geſtehen, daß ich überhaupt nicht weiß, wie ich Ihnen förderlich ſein könnte? Glauben Sie mir, Sie tun beſſer auf eigene Fauſt zu tappen. Eigene Erfahrung über den Bau eines Collegs habe ich nur für das Mittelalter und über die Renaiſſance und auch hier nicht für die des Nordens, nur für Italien! Für eine Culturgeſchichte der Griechen habe ich nur erſt die Rudimente eines Planes, und neuere Culturgeſchichte wüßte ich noch gar nicht

wie anfaſſen. Wagen Sie es und ſpringen Sie mit geſchloſſenen Füßen in die Sache hinein, ohne blutige Anſtrengung geht es jedenfalls nicht ab.

Einſtweilen bin ich von Herzen gern Ihrer gewärtig und möchte Ihnen nur die Hoffnung benehmen, als ob bei mir viel zu holen wäre!

Mit beſtem Gruß

der Ihrige

J. Burckhardt.

Baſel, 24. Aug. 1871.

Verehrteſter!

Glückauf! ich habe Ihr erſtes Feuilleton geleſen und gratuliere von Herzen zu dem herrlichen Fund[10]) — auch Ihnen ſpeciell, denn nichts iſt erfreulicher für einen neuen Docenten der Kunſtgeſchichte als mit etwas ſo ganz Unerwartetem aufrücken zu können und der Vaterſtadt ein ſolches Geſchenk machen zu dürfen.

Das Werk iſt ſchon als Gattung enorm ſelten. Ich entſinne mich nur des Tiſches, welchen Hans Sebald Beham 1534 für den Kurfürſten Cardinal Albrecht von Mainz malte und den ich im Louvre oft betrachtet, bei meinem letzten Beſuch aber überſehen habe und mir nicht mehr genau zu vergegenwärtigen weiß. Er enthielt eine allegoriſch-heraldiſche Verherrlichung des Cardinals mit Zutat bibliſcher Geſchichte. In irgend einem Louvrecatalog sub Beham finden Sie das Nähere.

Von der Scene mit dem Affen haben wir, ni fallor, hier eine Federzeichnung, aber von anderer Hand? Es muß ein currentes Thema geweſen ſein.

Sehr begierig auf die Fortſetzung.

Was mir weiter von Notizen oder Erinnerungen zu Handen kommt, ſollen Sie ſogleich erfahren.

Mit herzl. Glückwunſch der Ihrige

J. B.

Basel, 2. Sept. 1871 Abends.

Verehrtester!

Die Sache wird immer neckischer. Heute erst fand ich Zeit, in unserer Sammlung das betreffende Blatt aufzusuchen; dasselbe findet sich in unsern eingebundenen Handzeichnungen im Band U No. 9, Blatt 14. Es ist eine zaghafte, offenbar nicht originale, sondern mangelhaft durchgezeichnete Federzeichnung von etwa 5 Zoll □, den auf seinem Kramkasten schlummernden Kaufmann vorstellend, die Hand am Schwert, während die Affen Alles plündern und sich damit auf die Bäume machen etc., im Mittelgrund ein geflochtener Zaun. In der Luft ein leeres Spruchband.

Unten aber hatte der vor c. 12 Jahren verstorbene Herr Peter Vischer mit Bleistift bemerkt: „Ein Tisch mit dieser und andern scherzhaften Darstellungen auf der Kunstkammer des Museums zu Berlin." Auch war wahrscheinlich ebenfalls von seiner Hand mit Bleistift das Monogramm HL darunter gezeichnet, welches Hans Leu bedeutet (d. h. in Vischers Sinne).

Vischer kann diese Notiz nur von einem reisenden Kunstfreunde gehabt haben, da er Berlin schwerlich kannte. Ich rate auf Waagen, der damals öfters hier verkehrte.

Was ist nun bei der wenigstens partiellen Auflösung der Kunstkammer in Berlin geschehen, als dieselbe theils dem neuen Museum theils dem Kupferstichcabinet (ni fallor) zugeteilt wurde? Ich selber habe den Tisch dort nie gesehen, bin aber auch nur 2 mal mit anderm profanem Publicum rasch durch die ehmal. Kunstkammer durchgeführt worden. Vielleicht ist das Berliner Exemplar eine Copie vom Anfang des XVII. Jh.? oder gar erst auf Patines Empfehlung hier in Zürich gemacht worden?

Leider habe ich seit Waagen's Tod in Berlin keinen Menschen mehr, an den ich mich in Sachen wenden könnte; Sie wissen darin wohl eher Rat.

Sobald mir irgend ein neues Licht aufgeht und wäre es der ſchwächſte Dämmerſchein, ſo ſchreibe ich Ihnen.

Mit beſtem Gruß der Ihrige.

J. B.

Baſel, 10. Februar 1874.

Verehrteſter Herr!

Zuerſt meinen ſchönſten Dank für das Neujahrsblatt über S. Eligius,[11]) worin Sie ja eine ſtupende Gelehrſamkeit entwickelt haben. Wo nimmt man all die zahlreichen weitentlegenen Notizen her?

Nachzutragen wüßte ich nur zu p. 6, 5 ein Glasfenſter im Freiburger Münſter (nördliches Seitenſchiff, Anfang des XIV. Jh.?; die Darſtellung iſt mir nicht mehr recht gegenwärtig).

Ferner zu p. 6, den Cultusorten des Heiligen im Canton Aargau; ich entſinne mich deutlich, an der Capelle zunächſt vor Rheinfelden (an der Straße von Baſel her) ein rohes modernes Schnitzwerk und zwar eine kleine Freigruppe über der Tür geſehen zu haben, welche die Scene mit dem Pferde darſtellte. Vielleicht ſind es kaum 10 Jahre, ſeit man das Ding weggenommen hat.

Die Geſchichte mit Wodan mögen Sie bei den Germaniſten, (welche gerade kein tolerantes Volk ſind), verantworten.....

Der Ihrige

J. Burckhardt.

Baſel, 7. Juni 1878.

Hochgeehrteſter Herr!

Ihr prächtiges Geſchenk[10]) verſetzt mich in die höchſte Verlegenheit, indem ich auch nicht die geringſte Ausſicht habe, mich auf ähnliche Weiſe dankbar zu erzeigen. Es iſt von hohem Werte, daß ein ſolches Stück, welches nahezu ein Unicum heißen kann, publiciert und erläutert vorliegt. Das

mittlere dunkle Viereck mit seinen in so verschiedenem Maßstab gegebenen Darstellungen ist ein wahres Hauptactenstück damaliger Phantastik; vielleicht war Huttens Elegie (Nemo, in Distichen) gerade damals obenauf. Ganz speziell hat mich Ihre Bemerkung frappiert, daß Holbein hier noch keine seiner bald so reich entwickelten Renaissancezierraten angewandt hat. Man soll nicht leicht und ohne Not conjecturieren, aber es ist sehr einladend fortzufahren, wo Sie aufhören: Holbein war bei Marignano mit, wo Bär fiel; er blieb dann einige Zeit in Italien hängen, lernte Tafelbilder und Cenacolo Lionardo's und Fresken und Stiche Mantegna's kennen und kam dann wieder nach Basel? — Abgesehen von der Kraft des hurtigen Improvisierens lebendiger Hergänge muß ihn freilich schon vorher und selbst in früher Jugend die illusionäre Darstellung von Allerlei bei dem damals noch staunensfähigen Publico ganz besonders empfohlen haben. Was Dürer in dieser Hinsicht konnte, das getraute er sich wohl auch.

Sie sind zu gütig, indem Sie mich anfeuern wollen, auch noch eine Plastik und Malerei der Renaissance drucken zu lassen; ich bin froh, wenn ich mit meinen täglichen Schulpflichten leidlich durchkomme, habe aller Autorschaft abgesagt und kann vollends nicht mein Amt liegen lassen, um lange Reisen zu machen. Bin jetzt auch schon über sechzig.

Genehmigen Sie meinen besten Dank für die superbe Gabe.

In vollkommener Hochachtung

Ihr Ergebener

J. Burckhardt.

Anmerkungen.

[1]) Das Kloſter Rüti, Stiftung der Freiherren von Regensberg und Grabſtätte der Grafen von Toggenburg. (Mitteilungen der antiquar. Geſ. Zürich Bd. 14.)

[2]) Die alte Kirche zu Uſter und die Geſchichte der Kirchgemeinde bis zur Reformationszeit. (Neujahrsgabe f. Uſter 1866.)

[3]) Kopp, Joſeph Eutych. Urkunden zur Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde. 2 Bde. Lucern 1835, Wien 1851.

[4]) In den Zeitſtimmen 8. Jg. 1866 S. 61—74; Vögelin vergleicht die Kritik der evangeliſchen Geſchichte mit derjenigen der älteſten Schweizergeſchichte und der Befreiungsſage.

[5]) Geſchichte der Kirchgemeinde Uſter im 16. und 17. Jahrh. (2. Neujahrsgabe f. Uſter 1867.)

[6]) Zeitung, die in den Jahren 1864—1868 in Uſter erſchien.

[7]) Johann Caspar v. Orelli (1787—1849), Profeſſor der klaſſiſchen Sprachen an der Univerſität Zürich und Stadtbibliothekar.

[8]) Denkmäler der Weltgeſchichte. 2 Bde. Baſel 1870—1874.

[9]) Die Madonna von Loretto, eine kunſtgeſchichtliche Unterſuchung. Zürich 1870.

[10]) Laut S. 6 der definitiven Publikation wurde der Holbeintiſch 1871 in der Holbeinausſtellung in Dresden ausgeſtellt; die Auffindung durch Vögelin fällt offenbar in dieſes Jahr. Die definitive Publikation: Der Holbeintiſch auf der Stadtbibliothek zu Zürich erſchien 1878 in Wien.

[11]) Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1874.

Der Reichensteiner- und der Wendelstoerfer Hof.

Eine Baurechnung aus dem XVIII ten Jahrhundert.

Mitgeteilt von F. Stehlin.

Baurechnungen sind gewöhnlich sehr prosaischer Natur; außer die am Bau Beteiligten interessieren sie höchstens etwa einmal die Gerichte. Wenn ich dennoch eine Baurechnung einer weitergehenden Besprechung unterziehe, so bedarf dieses Unterfangen gewissermaßen einer Entschuldigung oder wenigstens einer Erklärung.

Im besondern Falle, der uns hier beschäftigen soll, handelt es sich um die Abrechnung über die beiden bedeutendsten Privatbauten, welche das 18. Jahrhundert unserer Stadt schenkte, um das weiße und das blaue Haus oder, wie das Aktenstück selbst sagt, um den „Wendlinsdoerffer- und den Reichensteinerhof".

Beide Gebäude sind schon wiederholt besprochen worden, immer aber blieben gewisse Probleme, welche sie der Kritik aufgeben, bestehen. Ueber die Bauherrn freilich herrschte kein Zweifel, wohl aber über die Person ihres geistigen Urhebers, ihres Architekten. Hauptsächlich um diesen Namen zu eruieren, aber auch um Klarheit über einige andere Punkte zu erhalten, durchging ich die mir vom jetzigen Besitzer des blauen Hauses in liberalster Weise zur Verfügung gestellten Rechnungsbücher und fand viel mehr, als ich suchte. — Eine ganze kulturgeschichtliche Epoche entrollte sich vor meinen Augen, die nüchternen Zahlen wurden zur Nebensache, und indem sich Eintragung an Eintragung reihte, erhielt ich

Auskunft über allerhand kulturhiſtoriſch, ſowie verkehrs- und bautechniſch Intereſſantes.

Die Art und Weiſe wie vor hundertfünfzig Jahren ein großer Bau begonnen, durchgeführt und vollendet wurde, die Hilfsmittel die zu Gebote ſtanden, wie man ſich dieſe zunutze machte, kurz, der ganze komplizierte Mechanismus eines ſolchen Unternehmens zeigte ſich vor meinen Augen. Ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, einen genaueren Auszug aus den Rechnungsbüchern zu machen und die Reſultate ſo gut es in meinen Kräften ſteht zuſammenzuſtellen. Ich verhehle mir durchaus nicht, daß zur richtigen Durchführung einer ſolchen Aufgabe viel weiter gehende hiſtoriſche und kulturhiſtoriſche Kenntniſſe zur Verfügung ſtehen ſollten, als dies leider bei mir der Fall iſt. Vielleicht hebt ſpäter eine berufenere Feder diejenigen Schätze, die ich achtlos überſah.

Das Archiv des blauen Hauſes birgt unter ſeinen Schätzen zwei ganz in Kalbleder gebundene Folianten, durch Aufſchrift auf Deckel und Schnitt als „Baubuch“ bezeichnet. Auf 1027 Seiten des währſchafteſten Handpapiers enthalten ſie, wie der erſte Band ſelbſt ſagt:

„Baſel den 18 Aug. 1761

Sämmtliche Bau Unköſten und Davon Abhangenden Contij Derer zwei Neu Erbauten Häußer am Reynſprung ſammt denen Flügeln zur Fabriquen biß St Martinsſtraß“.

Schon der ganze Habitus dieſes Buches trägt etwas Vornehmes und Grand-Seigneurmäßiges, das dem Charakter der beiden Gebäude, über welche ſie uns berichten, völlig entſpricht.

Wir erfahren auch gleich, daß am „9bris 5. 1761 fünf Buch klein Median Papier zu dieſem Buch“ gekauft und unter gleichem Datum an „Buchbinder Samſon Wittib dieſes in Kalbsleder einzubinden“ übergeben wurden.

Bevor wir jedoch weitergehen, wird es gut ſein, einiges über Bauherrn, Architekten und Liegenſchaften zu vernehmen.

Als Bauherren kennen wir die Brüder: Lucas Saraſin, geb. den 9. Sept. 1730, verehelicht mit Jungfrau Margaretha

Wertheman, für das blaue Haus, und Jacob Saraſin, geb. 26. Jan. 1742, verehelicht mit Jungfrau Gertrud Battier, für das weiße Haus.

Ihr Vater Hans Franz Saraſin, verehelicht mit Suſanna Catharina Fattet hatte ſein Bandfabrikationsgeſchäft zu großer Blüte gebracht. Nach ſeinem ſchon 1746 erfolgten frühzeitigen Tode nahm die Mutter, die als eine energiſche und geiſtvolle Frau geſchildert wird, die Erziehung der Kinder mit ſtarker Hand auf; daneben leitete ſie das Geſchäft bis die Söhne deſſen Führung übernehmen konnten. Der jüngere, Jacob, kehrte erſt 1760 von einem längern Aufenthalte in Augsburg, den er zur Erlernung der „Handlung“ gemacht hatte, nach Baſel zurück.

Im Zeitpunkte, in welchem unſer Baubuch einſetzt, ſind alſo Lucas und Jacob Saraſin Chefs des alten Seidenbandhauſes, das ſie von ihrem Vater übernommen hatten und unter der Firma Hans Franz Saraſin weiter betrieben. Nachfolger dieſes Hauſes iſt heute die Firma Viſcher & Co. oder, baſleriſch geſprochen, „das blaue Haus“.

Bei der Baute ſcheint der 31jährige Lucas Saraſin, Jacob zählte bloß 19 Jahre, das leitende Element geweſen zu ſein; wenigſtens führt er, wie wir im Verlauf ſehen werden, eigenhändig das „Baubuch“. Er erkundigt ſich über alle möglichen Handwerker, Preiſe und Bezugsquellen, die er uns gewiſſenhaft auf vielen Seiten von „Notiziens allerhand Sachen pro memoria“ überliefert. Auch führte er den Verkehr mit Architekt, Handwerkern und Lieferanten.

Das Saraſin'ſche Familienhaus war urſprünglich, und zwar ſeit 1628, das Haus zum Cardinal an der Freien Straße. Jedoch wohnte ſchon der Großvater unſerer beiden Bauherren, Hans Franz Saraſin-Burckhardt, in einem 1695 erworbenen Hauſe am Rheinſprung. Im Jahre 1737 ſodann kaufte der Sohn des obigen, Hans Franz Saraſin-Fattet, von der Familie Reich von Reichenſtein zu Inzlingen eine zwiſchen der genannten und dem alten Reichenſteinerhof ge-

legene Liegenschaft hinzu. Am 29. Oktober 1759 wurde endlich auch der alte Reichensteinerhof erworben, der inzwischen von der Familie Reich an das „Waysenamt" übergegangen war.

Das Areal des blauen Hauses, d. h. der alte Reichensteinerhof, war also schon vor dem Beginne des Neubaues seit längerer Zeit im Besitze der Sarasin'schen Familie. Wir erfahren aus dem Baubuche, daß gleich Anno 1761 aus diesen Behausungen ausgezogen und mit deren Abbruch begonnen wurde. Der Hausrat wurde in eine Liegenschaft an der Malzgasse überführt.

Das Areal des weißen Hauses, der Wendelstoerfer Hof, wurde erst am 25. Februar 1762 definitiv erworben. Es scheinen aber schon vorher ziemlich verbindliche Vereinbarungen mit dem damaligen Besitzer stattgefunden zu haben, die es ermöglichten, mit den Vorarbeiten zum Neubau schon im Sommer 1761 zu beginnen.

Ueber die Erwerbung des „Wendlinstoerffer Hooses" finden wir im Baubuche folgendes: „1761 9bris 24. Gottes Pfennig an Herrn Meister Benedict Staehelin auf dem Wendlinstoerffer Hof etc. 1 R Ld'or."

Es scheint also, daß schon am 24. Nov. 1761 die Parteien einig waren.

Es folgen die Eintragungen: „1762 Jenner 5. Wendlinstoerffer Hof auß zukünden in Gerichtsschreiberei vom 23 9bris 1761 bis 23 Februarij 1762", und „1762 Februarij 25. Wendlinstoerffer Hoof, Haus, Garten, Stallung und Brunnen an die Herren Erben von Frau Dorothea Ryhiner gebohrene Socin sel. mit $1416^{5}/_{8}$ R Ld'ors", ferner: „1762 Februarij 27 an Notarius Reinhart Bruckner per den Kaufbrief zu verfertigen 3 R Ld'ors."

Damit war der ganze Bauplatz in den Händen der Bauherren.

Bevor wir auf die eigentliche Baugeschichte eintreten, müssen wir auch noch die Person des Architekten konstatieren.

Wie sowohl aus dem Baubuche als auch aus dem

großenteils noch vorhandenen Originalplänen hervorgeht, ist der Steinmetz Samuel Werenfels der Urheber der Pläne, und zwar hat er nicht nur das Technische des Baues, sondern und namentlich auch das Künstlerische besorgt. Ueber seine Persönlichkeit sei kurz das Folgende bemerkt: Samuel Werenfels, der Steinmetz, ist geboren den 4. Aug. 1720 als Sohn von Peter Werenfels, Mitmeister zum Rebhaus und des Großen Rats, und der Catharina Socin. Er stand somit bei Beginn des Baues in seinem 41ten Jahre. Werenfels verheiratete sich am 29. April 1754 mit Anna Magdalena Strübin, von welcher er drei Kinder hatte; er starb am 11. September 1800.

In unserem Baubuche begegnen wir ihm erstmals am 5. Jenner 1762, allerdings nur in der Bemerkung: „Présent an Werenfels von 1 ℔ Thée, ℔ $1^5/_8$ Café, 2 Stock Canarij Zucker und 12 Bouteillen Burgonder."

Werenfels muß also schon vor Neujahr Dienste geleistet haben, sonst wäre ihm das obligate Neujahrsgeschenk, das sich übrigens in den folgenden Jahren unter dem Ausdrucke „gut Jahr" stets in ganz ähnlicher Weise wiederholt, wohl nicht verabreicht worden.

Wir finden sodann „1762 Jullij 22 Gelüfert nämlichen an Rißen als

2 Hauptfaçaden gegen dem Reyhne Eluminirt.
1 Façaden der Länge nach gegen St Martins Straß.
1 Façaden der Länge nach hinden in den Höfen.
1 Façaden deß Flügels in Jakob Sarasin Hoof.
1 Façaden deß Flügels in Lucas Sarasin Hoof.
1 Façaden deß Flügels in dito Hoof gegen Teufelsgäßlein.
1 Façaden deß Flügels gegen dem Teufelsgäßlein.
3 Grundriß zu den sämmtlichen Etagen des ganzen Gebäu.
1 Grundriß zum gewölbten Keller.

12 Plans per 25 N Ld'ors.

accordiert ihm jährlich 100 Ns p. Aufseher Lohn zu geben und daß er alles anordne, zeichne etc."

Auch erhält am selben Datum „Herrn Sl. Werenfels Magd, so sämmtliche Plans zu den Gebäuden überbrachte", ein Trinkgeld.

Damit wäre in anschaulicher Weise das, was wir „Bauprojekt" nennen, abgeliefert.

Verfolgen wir nun weiter, wie sich das Verhältnis von Bauherrn und Architekt entwickelte.

Die „Plans" scheinen zur Zufriedenheit des Auftraggebers ausgefallen zu sein, und, wohl um sich erkenntlich zu zeigen, übergibt der Bauherr „1762 8bris 5 Présent an Werenfels 1 grün Hirschfänger, Kuppel und Schnallen", die er an der Frankfurter Ostermesse 1762 erstanden hatte, sowie am „8bris 8 1762 1 Dz Pariser Pinsel à ℔ 5. 8 sol de France."

1762 31 Xbris Mit Meister Werenfels accordiert per die 4 Jahre jährlichen Ein hundert Neue Thaler per die Aufsicht über das Gebäu zu geben mit diesem Beding, daß er Alles accordiere wie alle Handwerker die Sachen machen müssen und die Riß dazu machen, sodann wolle ihm sämmtliche Maurer überlassen bis an etliche die schon bey den andern Meistern arbeiten und in der Steinhütten die Gesellen à conto metà."

Wie wir aus diesem Eintrag ersehen, war Werenfels nicht nur Architekt, sondern auch Maurer- und Steinhauermeister, und ein Teil seines Gewinnes lag wohl darin, daß sich der Bauherr verpflichtete, die Arbeiter des Meisters soviel wie möglich zu verwenden. Die Akkorde scheint Werenfels, wie wir später sehen werden, allerdings nicht direkt gemacht zu haben, vielleicht half er aber berathend mit. Wieder folgen Geschenke:

„1763 9bris 4 Présent an Samuel Werenfels 1 dunkel blaue Chabraken mit säcklein in den Ecken mit Silber von F.furt gebracht p. fl. 11.24 Xr."

Auch ein Anlehen des Architekten, der sich ein eigenes Haus erstanden hatte, wird registriert:

„1763 Xbris 31 von Sml. Werenfels per 200 RT einen

Schein empfangen so bei Bausachen sich befindet als accorden etc die ihm zu Tilgung und Bezahlung seiner Behausung vorgestreckt und in dem jährlich accordierten Aufseherlohn solle abverdient werden."

Aber diese schöne Harmonie hielt nicht Bestand. Wie und warum sie in die Brüche ging, läßt sich nicht ganz genau bestimmen; doch gestatten folgende Eintragungen, allerdings erst von 1765, einige Schlüsse:

„1765 April 20 Meister Werenfels folgender Maßen aufgekündet, nemlichen daß Ihme künftighin nicht mehr vor Oberaufseher gebrauche und auch nicht mehr daher auf den Platz kommen solle oder ich lasse ihn Expresse berufen, da ihm dann jedermalen Einen halben neuen Thaler geben wolle, die Gesellen behalte ich mir vor unter denjenigen Meistern anzunehmen, welche mir gefällig und was die Riß zu machen anbelangt, möge er solche zu Haus verfertigen, welche ihm dann Aparté bezahlen werde und wann gute Gesellen auf dem Platz habe solle er solche nicht nach seinem Gefallen wegnehmen."

Diesem Erguß folgt:

„H. Samuel Pfannenschmid (offenbar eine Art Bauführer) gleichfalls aufgekündet, daß er wiederum nacher Haus gehen möge weilen mich nicht immer erärgern möge."

Nebenbei bemerkt, erscheint aber dieser Pfannenschmid 1766 wieder und zwar als Vertrauensmann. Bei der eben erwähnten Gelegenheit wird auch „Hans Ulrich Weckerli (er dürfte Steinhauer-Vorarbeiter gewesen sein) gleichfalls Congedirt und nun als Handlanger behalten."

Wir dürfen wohl annehmen, daß Werenfels in seiner Eigenschaft als Maurer- und Steinmetzmeister etwas frei über seine Gesellen verfügte, und daß bei dieser Gelegenheit vielleicht infolge der Wegnahme guter Arbeiter irgend eine Dummheit begangen wurde, die den Bauherrn dermaßen „erärgerte", daß es zu einer Auseinandersetzung kam.

1767 Merz 7 folgt die Eintragung soll Jakob S. „an

Werenfels vor ſämmtliche Riß ſeit Anfang des Gebäudes laut Neubuch

8 Grundriß ins kleine

2 Portal auftragen

Veränderung an hint Ottogone

total ℔ 221. 13. 6."

„An Samuel Werenfels iſt lt. alt Buch bezahlt worden p. Plans zu ſemmtlichen Gebäuden zu machen 1762 25 R Ld'or. p. 23 Wochen

1762 Aufſeherlohn à 2 R.T. } p. 23 Wochen
1763 Aufſeherlohn 50 R.T. }

total ℔ 820. —. —

Dieſes iſt nun ſchon aufgeſchrieben und nur zur kurzen Einſicht nochmals hieher geſchrieben worden. ferner iſt ihm lt. alt Buch annoch bezahlt worden, welches aber auszuwerffen iſt

Aufſeherlohn per anno 1764 100 RT.

dito per anno 1765 nur bis 20 Aprill da ihm wegen nicht Haltung die alte Convention aufgekündigt.

Nämlichen 100 RT per 3½ Monat.

65 Taglöhn bis dato à bz 20.

Conti vor Plans die er ſeit 20 Aprill gar fertig gemacht in folgendem beſtehend

8 Grundriß zu beiden Häuſern in das Reine zu bringen, welche ſchon angefangen und Ein Jahr zuvor ſollen fertig ſein per L. u. Jb. S.

2 Portal aufzutragen nebſt Façen per L. u. Jb. S.

1 Riß zum Sommerhaus nebſt Grund zur Stegen per L. S.

Riß Flügel neben Cour de remise zum 2ten mal verändert ſammt Keller und Bauchhaus per L. S.

Eintheilung des Farbhauſes per Bau Conto.

Steg Riß per L. S.

Teuffels Gäßlein Flügel per L. S.

Speis und Muſikſaal mit Brettierung per L. S.

3 Oefen Riß corrigirt per L. S.

Portrait Rißlein per L. S.

Brunnen Rißlein per L. S.

Jb. Gebäu Veränderung hin und wieder und hinter Ottogone etc.

Total ℔ 890. 4. —

NB. Die Grundriß hätte er sämmtlichen in während der Zeit da er jährlichen 100 NT vor Aufseherlohn bekommen machen sollen, weylen solches mit Eynbedungen ware, ist also übersetzt."

Also immer noch etwas Rancune. Es folgt

„1767 4 Jully

Conto an Steinmetz Samuel Werenfels per 3 Eisen Oefen und 1 Erden Ofen Riß 4 NT.

Saal Riß p. Jb. S. mit Capitell und Brettierung 20 NT.

1 Buffet Riß neben Ottogone per Jb. S.

total ℔ 36. 13. 4"

„1767 3 Xbris

Conto an Samuel Werenfels folgende Risse zu machen und abzuändern als

Eine Decoration im Speis Saal sammt einem Büffet per Jb. Sarasin.

Ein englisch Camin aufznehmen.

Gäng und Brettierung p. Jb. S.

Ein Haupt Stegen Riß per Jb. S. zu verändern.

Bemühungen beim Stoccator und Gybsern bei Saal und Speiszimmer, daß selbiges laut Plans soll fertiget werden per Jacobe.

Camin und trumeaux Entwürfe per Jb. S.

Trumeaux Entwürfe per L. S.

total ℔ 69. —. —"

Im Dezember 1767 und 1768 folgen wieder die üblichen Gutjahrgeschenke in Melis, Caffé Lev. und Thée Roy., und damit scheint der Groll wieder begraben zu sein.

Wir finden dann ferner:

„1769 3 Juny

Conto an Maurermeiſter Samuel Werenfels per Riße die er anno 1768 und 1769 per Lucas S. als

1 Copey von einem Secret oder Privat von Grold
Secret oder Privat von Grold
1 Portal per St Martins Hoof Einfahrt
1 engliſch Camin
1 Flügel an Teuffelsgäßlein mit Vollière etc.
ferner per Jb. S.
1 Brunnenkaſten ſammt Aufſatz
2 Couronnemens über ſeinen Niches
2 Baldachin über ſein Alkoven über Bett gezeichnet
1 Ofen à l'antique
2 Oefen faconniert
2 Oefelein in Cabinet
Unterſchiedliche Seſſel Riß
Liechtſtöck à l'antique
1 Couronnement über Spiegel

total NT 30

davon p. Lucas Saraſin 10 NT
per Jacobe S. 20 NT

Wir ſehen aus dem Vorhergehenden, daß ſich Werenfels nicht nur mit der eigentlichen Baute, ſondern auch mit der innern Ausſtattung derſelben zu befaſſen hatte, und dürfen wohl annehmen, daß der Bauherr ſeine architektoniſchen Kenntniſſe würdigte, da er dieſelben ſo reichlich in Anſpruch nahm.

Wenn ich mich bei den Eintragungen, welche auf Werenfels Bezug haben, etwas länger aufhalte, ſo geſchieht dies, um zu zeigen, daß kaum mehr ein Zweifel beſtehen kann, wer der Schöpfer der Pläne zu den beiden Häuſern war. Man vermutete früher, wenigſtens die Riſſe zu den Faſſaden ſeien von einem franzöſiſchen Architekten angefertigt worden; ſo wollte es auch die Tradition, die nicht gerne erlaubt, daß

wertvollere künstlerische Produktionen auf heimischem Boden gewachsen sein sollen.

Zum weiteren Beweise meiner Ansicht über die Urheberschaft der Risse kann ich auch noch anführen, daß das blaue Haus in seinem Archiv eine ganze Reihe von signierten Zeichnungen über die uns beschäftigenden Gebäude besitzt. Unter diesen möchte ich namentlich eine Fassadenskizze erwähnen, welche alle Architekturteile der Hauptfassade, die wir heute noch bewundern, zeigt, und die mit Werenfelsens vollem Namen unterzeichnet ist. Allerdings ist darauf noch nicht alles in richtiger Proportion, doch belehrt uns wieder die Ausführung, daß der Architekt dem ausfeilenden Studium vollauf gewachsen war. Inwiefern er, oder vielleicht auch der Bauherr, für die weniger gut geratenen Partien, namentlich der inneren Einrichtung — ich erinnere z. B. an die Treppe des blauen Hauses — verantwortlich zu machen ist, wird kaum mehr zu eruieren sein.

Neben den Fassaden gegen den Rhein und die Höfe wird hauptsächlich auch das Gitter des blauen Hauses an der St. Martinsgasse, der prunkvolle Abschluß des vornehmen Hofes, bewundert. Wie wir aus den Aufzeichnungen ersehen, lieferte Werenfels auch hierzu die Zeichnung. Leider ist sie im Original nur noch teilweise erhalten, aber verschiedene Varianten für das Geländer der Hoftreppe zeigen, daß Werenfels ganz der Mann war, um auch in diesem Punkte Vorzügliches zu leisten. Auf die Namen der ausführenden Schlossermeister werden wir bei Besprechung der Handwerksleute noch zurückkommen, jedenfalls ist aber auch bei diesen Arbeiten ein direkter ausländischer Einfluß kaum nachzuweisen.

Beim Entwurf der Skulpturen hat noch ein anderer Künstler mitgeholfen. Wir finden:

31 Xbris 1765

„Herr Holzach Mahler um Risse zu Schlußsteinen etc. der

Bildhauer Arbeit an beide Gebäude ins Grobe zu entwerfen 1 Nl'dor.

Ob damit auch die ſchönen Köpfe gemeint ſind, welche den Abſchluß der Erdgeſchoßfenſter am Rheinſprung bilden, kann ich nicht entſcheiden. Wie ich bei Reparaturarbeiten an der Faſſade des blauen Hauſes konſtatieren konnte, ſind dieſe Masken, welche von hohem künſtleriſchem Werte ſind, in Blei gegoſſen. Ich hatte erwartet, in der Baurechnung etwas darüber zu finden, aber umſonſt. Wenn nicht gewiſſe etwas geheimnisvolle Arbeitsleiſtungen des Glockengießers Weitnauer damit zuſammenhängen, ſo wüßte ich keinen Paſſus anzugeben, der auf dieſelben Bezug hätte.

Doch kehren wir zu unſerm „Mahler Holzach" zurück. Dieſer Mann iſt zweifelsohne der 1793 verſtorbene „Landvogt Hieronymus Holzach", Leiter einer auf indirekte Veranlaſſung Emanuel Büchels 1763 ins Leben gerufenen Zeichnungsſchule. Als Künſtler ſchätzt ihn Herr Prof. Dan. Burckhardt nicht hoch ein. Er muß demnach einen ſehr tüchtigen und ſelbſtändigen Modelleur gefunden haben, welcher aus den „ins Grobe" entworfenen Skulpturen das ſchuf, was wir heute ſehen. Ich erinnere an die ſchönen Konſolen, den reizenden Aufſatz über der Tür des blauen Hauſes am Rheinſprung und an die hübſchen Cartouchen über den Fenſtern.

Auch für die Ausſchmückung des Giebels am blauen Hauſe, die beiden Löwen, hat Holzach den Riß geliefert, doch ſcheint er hier vom Bildhauer nicht ſo gut ſekundiert worden zu ſein; ſie ſind etwas zu ledern ausgefallen.

Der betreffende Eintrag lautet: „12 Merz 1766. Conto an Mahler Hieronymus Holzach per Zeichnungen der Löwen in L. S. Frontiſpitz etc. 2 Nl."

Damit hätten wir die Hauptperſonen unſeres Baues kennen gelernt.

Die Art der Bauführung war eine ganz andere als heutzutage. Der Architekt als ſolcher lieferte bloß die Zeich-

nungen und beaufsichtigte den Bau; mit dem Abschluß der Akkorde, den Abmachungen mit Lieferanten, den Materialbestellungen und allen diesen mehr ins kaufmännische Fach einschlagenden Arbeiten, mit dem Aufstellen von Berechnungen und Abrechnungen scheint er sich wenig abgegeben zu haben, trotzdem im Vertrag mit Werenfels von „alles Accordieren wie die Handwerksleuthe die Sachen machen sollen“ gesprochen wird. Vielleicht war mit diesem Ausdrucke bloß eine technische Leitung gemeint, vielleicht hat er auch die zahlreichen vom Bauherrn selbst abgeschlossenen Akkorde und besorgten Bestellungen vorbereitet, obschon in keinem konkreten Falle nachgewiesen werden kann, daß Werenfels für kaufmännische Fragen wäre zu Rate gezogen worden.

Aber auch die Handwerksmeister lieferten kaum mehr als sich selbst, ihre Gesellen und teilweise nur das Handwerkszeug. Alles das gewaltige Detail, welches ein großer Bau mit sich bringt, die Beschaffung der Baumaterialien, das Stellen besonderer Aufsicht, die Anschaffung von allem möglichen Werkzeug, die Fuhren usw. usw. wurden vom Bauherrn besorgt.

Natürlich setzt die richtige und sachgemäße Ausführung dieser wichtigen Teile einer Baute ein nicht geringes Maß von Fachkenntnis voraus, und wir müssen staunen, mit welcher Umsicht und Gewiegtheit, aber auch mit welcher Ausdauer und Geduld unser Bauherr zu Werke ging. Allerdings wurden wohl die Bauherren der damaligen Zeit, auch wenn sie Fabrikanten waren, noch nicht dergestalt von ihren Geschäften in Anspruch genommen, wie dies heute der Fall ist. Es ist geradezu bis zum letzten Nagel alles in dieser Baurechnung vermerkt, was zur vollständigen Ausführung nötig war und angeschafft werden mußte, und alles dies wird vom Bauherrn eigenhändig notiert, wahrscheinlich auch großenteils direkt von ihm bestellt und angeordnet. Bis auf das kleinste Detail muß er eintreten, nicht bloß „Blunderschrauben“ müssen angekauft, komplizierte „Nägel calculs“

aufgestellt werden, es werden sogar Nägel zum Geradeklopfen ausgegeben, die Geschirrspitze auf das genaueste kontrolliert, und es ist kein Gegenstand bis zum „Schweins nabel", zum Schmieren der Sägen, oder der „Fischhaut", zum Schleifen der Holzarbeiten, die nicht direkt vom Bauherrn gekauft und notiert worden wären.

Am 29. 8bris 1761 werden „3 Pariser Pieds du Roy à 6 bz" erstanden. Diese Maßstäbe scheinen übrigens ziemlich zerbrechlich gewesen zu sein, in der Folge werden ähnliche dutzendweise angeschafft. Körbe, Besen, Schaufeln, Schaufelstiele, Leitern, Pickel und Stiele dazu, Maurerpinsel, Tragbären, Seile, Steinmetzgeschirr, Winden, Einbrennzeichen für Werkzeug, Kübel, Büchten zum Schutttragen, Abziehsteine, Farbentöpfe usw. usw., kurz der ganze vielseitige Kram, welcher heute noch zur Ausführung einer großen Baute nötig ist, wird angeschafft; ebenso Papier, quadriertes und unquadriertes, sowie Bleistifte, die, nebenbei gesagt, damals auch schon schöne Namen hatten wie heutzutage, wie der Eintrag „2 Dz dicke Probatum Bleistifte" zeigt. Zur Zeitkontrolle lieferte „Rohnus" 4 Stundengläser. Ja ganz raffinierte Instrumente wurden herbeigeschleppt, wie folgende Notiz lehrt: „4 Xbris 1764 Présent an Zimmergesell Michel Reutter von Chardonnais im welschen Berner Gebiet Maschinenmacher bei H. Abraham Eglin Zimmermann so die Oval Cirkel Maschinen von dito gebracht ½ NT."

Vom Lohnamt wurde M. G. H. Kran entlehnt, er mußte später repariert werden. Dann folgt: „Herr Lucas Sarasin (=Kuder, Lohnherr) 1762 Aug 23 lehnte er mir was in Hodells Steinbruch nämlichen 1 groß, 1 mittel, 2 kleine, 4 kleine Hebeisen mit Baselstab zeichnet. Die 8 Hebeisen den 26 Aprill 1766 durch Weckerli, Buchmann und Heinrich Schaub wiederum zurückübersandt."

Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Genauigkeit alle Eintragungen vorgenommen wurden. Nicht nur erstrecken sich dieselben, wie wir oben gesehen haben, bis auf das kleinste

Detail, ſie ſind auch mit ſo ausführlichen Worten gemacht, daß ſie ein förmliches Bild der ganzen Arbeit ergeben. Wo Namen vorkommen, und zwar ſogar bei Perſonen, die mit dem Bau direkt gar nichts zu tun haben, und ſelbſt bei den geringfügigſten Anläſſen, ſind dieſe als Vor- und Geſchlechtsnamen unter Beifügung des Herkunftsortes verzeichnet. War dem Bauherrn eine dieſer Bezeichnungen nicht gegenwärtig, ſo wurde der Platz offen gelaſſen, um ſie ſpäter nachzuholen. An vielen Orten iſt dies dann auch geſchehen.

Doch die vorerwähnten Eintragungen bilden nur einen kleinen Teil des Inhaltes der Baubücher. Die ganze große Summe aller Auslagen, die für Anſchaffung von eigentlichen Baumaterialien uſw. gemacht wurden, bildet den größeren Teil derſelben.

Gleich zu Beginn erhalten wir einen Ueberblick über dieſes Detail. Die erſte Eintragung lautet: „Zech in Roderstorf im Pfürter Amt wegen Diehlen Accord.“ „Drömhölzer und Fiechten Holz, Chriſtſtangen und Hebel“ werden angekauft und vorderhand in der ſchon erwähnten Liegenſchaft an der Malzgaſſe gelagert. „9bris 27 an Taglöhner per 6 Fuhren Gerüſtſtangen auf Matten zu tragen in Malzgaſſe“ und ſo fort.

Bei der Holzbeſchaffung ſcheint Zimmermeiſter Leonhard Erlacher, der wohl auch die Ausführung der Zimmerarbeit beſorgte, in weitgehender Weiſe behilflich geweſen zu ſein. Teils erhält er Entſchädigungen für ſeine Gänge nach Magden, Olsperg, Blauen ꝛc. auf der Suche nach allerlei Bauholz, teils wird er ausgeſandt, um ſolches anzuſehen, deſſen Vorhandenſein auf irgend eine andere Weiſe dem Bauherrn zur Kenntnis gekommen war. Selbſt des Bauherrn Familie war hierbei behilflich und gibt ihm Mitteilung von gefällten Bäumen, die ſie vielleicht bei ihren Sonntags-Ausflügen hatten im Walde liegen ſehen. Nebenbei wird auch Floßholz angeſchafft. Teilweiſe werden die gekauften Stämme zur Säge geſchickt, „zu Merians“ oder zu „Iſelins Säge“, und

wenn der eine nicht raſch genug bediente, werden ſie wieder zum andern geſchleift. Auch andere Säger kommen vor, wie z. B. folgende Eintragung zeigt, die zugleich ein Bild der ſkrupulöſen Genauigkeit des Bauherrn gibt:

„1763. 15 Novembris. Conto an Säger zu Stetten Abraham Bachthaller NB. Laut meiner Nota finde daß mir der Säger wie er 37 Stk angeſetzet nur 36 Stk Eichen geſägt hatt, welches ihm aber gelten laſſe."

Auch bei dieſen Ankäufen kommt es hin und wieder zu Ungelegenheiten; ſo finden wir:

„9bris 11. 1763. Unköſten in Freyburg an Herrn Advocat Hiller wegen Paß der eichenen Plütſchi in Magdten auszuwürken", ſowie „Préſent wegen dito Geſchäft an Advocat Hiller in Schachtel A

6 Bouteillen Bourgunder B à 12 β

12 kl. Bouteillen Malaga à 5¼ β

Préſent an Herrn von Zberger als Referendario dito Geſchäfts in Schachtel No. B.

6 Bouteillen Bourgunder B à 12 β

12 kl Bouteillen Malaga à 5¼ β

Francatur dieſer 2 Schachteln No. A u. B durch den Neuenburger Schiffer per dito 2 Schachteln à 5 β."

Alle möglichen Leute offerieren Baumaterialien, namentlich Holz, nicht nur Händler aus Stadt und Umgebung, ſondern auch Private. Ein Beiſpiel, wie weit das ging, erfahren wir durch den Paſſus:

„Chriſtian Dietrich Bohm Pfarrherr zu Binzen offerirt gegen Discrétion folgende Waaren franco St Georgen bey Freiburg zu verſchaffen nämlichen" (folgt Aufzählung).

Allerdings iſt dann in der Folge gerade dieſe Verbindung nicht gut ausgefallen und führte zu einem Prozeß.

Ueber alle möglichen Sorten von Holz, deſſen man allfällig habhaft werden könnte, werden Erkundigungen eingezogen, die Namen der Eigentümer und die Lagerplätze notiert. Tannenholz zu Dielen, Trömen und Gerüſten, eine

Menge eichener „Plütschi“, merkwürdig viele Nußbaumstämme, nußbaumene und eichene Wurzelstöcke werden angekauft und gelagert.

Dann geht es an ein Abschließen von Akkorden über Bruchsteine, Mauersteine, „Bachenstein“, Gips, Kalk ꝛc.

Bei diesen Akkorden verlohnt es sich, etwas zu verweilen, nicht um Quantitäten oder Preise zu eruieren, beides würde uns zu weit führen, sondern um auch hier zu zeigen, wie sachgemäß und zielbewußt der Bauherr vorging. Die Akkorde selbst sind im Baubuche kopiert, die Abrechnung folgt dann jeweils, manchmal mit Bemerkungen über die mehr oder weniger große Genugtuung, welche aus denselben entsprang.

Dem ersten Akkord begegnen wir bereits am 3. 9bris 1761. Er wird abgeschlossen mit Hans Georg Bolschwyler in Gerspach über „120 Bäum tannen Diehlen“ und ist mit genauen Vorschriften über Maß ꝛc. versehen. Friedli Bitter von Wallbach, Rheinfelder Amt, liefert „600 Dröm Hölzer von 45 Schuh lang, am kleinen Ort 10 Zoll Dick ins Quadrat, Teutsch Maaß“. Emil Salathé, dem Ziegler in Binningen oder Holle, werden verakkordiert „30000 Bachenstein ½ hart ½ mittel gebrannt. NB. Keine ganz weichen, das 100 p. bz 17, und dem Johannes Springinsfeld dem Ziegler in Bettlach 300,000 Bachene Stein schön Roth gebrannt in Größe wie Muster 2 Zoll dick 4½ Zoll breit 10 Zoll lang etwas mehr, das 1000 bachen Stein per L. 25 de France.“

Mit Jakob Rust, dem Steinbrecher bei Warmbach, wird folgendermaßen abgeschlossen:

„It. Accord bis Zu End deß Gebäudes am Reynsprung, St Martin und Teuffelsgäßlein so wir es begehren und gebrauchen zu lüfern an Reynfelder Steinen in N Ld'or zahlbar

Quader Stein, Stegendritt, Maurstein } NB. Die Quader ohne Lager, die Blatten und Stegendritt aber ohne Stich Adern und Lager.

NB. An Niemand anderst nichts zu lüfern solang als dieser Gattung Stein etc. gebrauche.“

Aehnliche Bestimmungen kommen mehrfach bei diesen Akkorden vor. Manchmal wird auch etwas Besonderes bei guter Lieferung versprochen, so z. B. dem Backsteinlieferanten Jakob Engler, Ziegler in „Büggen“: „ferner gutwillig wenn er recht Waar lüfert concedirt 4 Maaß Wein und 4 ß brot auf das Schiffli Bachen Stein.“

Aber auch Drohungen kommen vor, wie: „NB. mit diesem Beding, daß er von dato an lüfern anfange auch inzwischen bei dessen Confiscation an Niemand anderster nichts zu lüfern bis Accord ein Ende hat“, oder auch: „An Niemand als mir bei Verpfändung nichts zu lüfern“, oder gar: „NB. fahrt er anderwärts, kann solchen arretieren lassen“.

Allerdings erscheinen dann manchmal auch Bemerkungen, wie: „NB. ist Fallit worden“, und in mehreren Fällen mußte man zur gerichtlichen Klage schreiten, was wieder mit Reisen, Unkosten und allerhand andern Widerwärtigkeiten verbunden war.

Den größten Akkord über Backsteine schließt unser Bauherr mit Peter Lang, dem Ziegler auf dem Neuen Weg, ab, und zwar über 600,000 Stück. Um für dieselben ein richtiges Maß zu erhalten, werden ihm übergeben „6 eisen Bachenstein Modell nämlichen 4 Stück zu rother Waar 12 Zoll lang 6 Zoll breit und 2½ Zoll dick und 2 Stück zu weißer Waar 12½ Zoll lang 6½ Zoll breit und 2½ Zoll dick französ. Maaß.“

Sehr genau werden die Lieferungen kontrolliert und allfällige Mankos verzeichnet, wie z. B.: „Jacob Engler hat gefehlt an 2700 bachen Stein 1 Stk.“

Aber nicht nur auf dem Wege der Akkorde verschaffte sich unser Bauherr die nötigen Baumaterialien. Zur raschen Gewinnung der Bausteine wurde in Warmbach bei Rheinfelden ein eigener Steinbruch in Betrieb gesetzt, und auch dieser gab zu vielen Eintragungen Anlaß. Nicht bloß sind es alle möglichen Anschaffungen, als Werkzeuge, Geschirrspitz, Schießpulver zum Sprengen ꝛc., welche solche veranlassen, sondern auch der Betrieb an sich machte viele Mühe und rief zahlreichen No-

tizen. Aus denſelben lernen wir auch die Namen der bei dieſem Teile der Arbeiten beſchäftigten Leute kennen. Anfangs wurde die Grube durch einen gewiſſen Hodel, ſpäter durch einen Aufſeher Hägni beſorgt, welche an der Spitze einer ziemlich halsſtarrigen Arbeiterſchaft die Intereſſen unſeres Bauherrn vertraten. Bei dieſer Gelegenheit machen wir auch Bekanntſchaft mit den öſterreichiſchen Behörden des Nachbarſtädtchens. Wie ſchon angedeutet, ſcheinen auch damals die Steinbrecher und Steinhauer ein ziemlich turbulentes Volk geweſen zu ſein. Alle Augenblicke entſtehen Anſtände mit denſelben, welche Reiſen nach Rheinfelden verurſachen; nicht bloß einmal kam es geradezu zum Streik. Da ſcheinen dann allerdings die verſchiedenen Würdenträger der Nachbarſtadt zugunſten des Bauherrn eingegriffen zu haben. Sie wurden für ihre Mühewaltung reichlich mit „Préſentern“ belohnt.

Wir erfahren zuerſt lakoniſch in den „Notiziens“: „Oberamtmann in Reyhnfelden iſt ein Herr von Schlichti.“ Kurz darauf erhält dieſer Herr „6 Bouteillen Burgonder à 9 ß et 12 kleine Bout. Malaga à 5¼ ß“. Aehnliches erhalten Pibenay, Kommandant, und Renker, Stadtſchultheiß in Rheinfelden, während des Rheinvogts in Kaiſer-Augſt, Herrn Lützelſchwabs Frau in Band „circa per 1 ℔ 10 ß“ erhält.

Alles dies erfolgte, weil im Juli 1762 der Steinbrecher Hodel Streitigkeiten „mit übrigen Steinbrechern wegen Preiß der Quader“ hatte. Amüſant iſt, wie wir uns ein anſchauliches Bild auch über den Transport ſolcher Geſchenke aus den Eintragungen machen können. Wir erfahren z. B. über die an v. Schlichti geſandten Bouteillen „p. ein Kiſtel ſolche zu verpacken“ und „der Böttin gegeben ſolche nach Reynfelden zu tragen“.

Herr von Schlichti ſcheint 1762/63 beſondere Hilfen geleiſtet zu haben, was folgende Geſchenke provozierte:

1763 Juli 5. „Préſent an Madame von Schlichti in Reinfelden den 22 April 1 Agaten Pater noſter mit Silber garniert“, ſowie 1763 Auguſt 3. „Préſent an Herrn Oberamtmann

von Schlichti, so ihm den 19. Aprill durch Hägni übergeben worden 1 silber Présentirteller 33 loth à bz 20".

Außer diesen Warmbacher Steinen wurden aber von allen möglichen Orten weitere bezogen. Sie werden zum Unterschied der Steine aus der eigenen Grube als „frömd Steinwerk auß dem Wiesenthal und von Reynfelden" bezeichnet. Es sind dies wohl hauptsächlich Hausteine, als Provenienz werden angegeben: Farnau, Steinen, Guntershausen, Höllstein, Schopfen. Wie die Bruchsteine ist alles dieses Material roter Sandstein.

Interessant für uns, aber mit nicht wenig Scherereien für unsern Bauherrn verknüpft, ist die Zufuhr dieser Materialien. Wir erhalten durch die diesbezüglichen Angaben Auskunft über eine Beförderungsart, deren sich vollziehende Wiedereinführung uns als etwas ganz Neues vorkommt, ich meine die Flußschiffahrt.

In unserer rheinschiffahrtfrohen Zeit sind solche Einblicke in die Art der Benützung des Rheins als Verkehrsweg wohl besonderer Beachtung wert. Wenn wir bedenken, daß in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts bis zu den neueren Versuchen auf unserm Strome kaum mehr ein Steinwaidling oder ein Floß entdeckt wurde, so muß es uns um so mehr interessieren, in welch ausgiebigem Maße der Wasserweg noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts für den Transport schwerer Güter ausgenützt wurde.

Wie wir oben gesehen haben, werden hauptsächlich Lieferanten gesucht, die am Flusse selbst oder in nächster Nähe desselben ihr Geschäft betreiben und infolgedessen ihre Produkte per Schiff in die Stadt bringen können. Hierbei handelt es sich natürlich hauptsächlich um solche Waren, welche in großer Menge gebraucht wurden, oder deren Gewicht ein bedeutendes ist. Meistens sind diese Lieferanten in bergwärts gelegenen Orten seßhaft, doch kommen auch Zufuhren von talwärts gelegenen Abfuhrstellen vor.

Die Fahrzeuge, auf welchen die Materialien geliefert

werden, ſind im Buche bald mit „Schiffli“, bald mit „Waidling“, bald mit „Engelländer“, bald mit „Eſel“ bezeichnet. Jede Bezeichnung ſcheint einem beſondern Typus von Fahrzeug gegolten zu haben. Näheres hierüber finden wir wieder in den „Notiziens“, in welchen die genauen Maße der verſchiedenen Fahrzeuge in „Teutſch Maas“ angegeben werden. Auch der Inhalt der Schiffe iſt genau protokolliert, wohl damit man den oft ſchlecht ladenden Schiffleuten auf die Eiſen gehen konnte. So finden wir

1763 Mai 23

„Ein klein Schifflein Maurſtein durch Friedli Künzli von Augſt geführt, auffſetzen und ausmeſſen laſſen, war 6 Schuh lang 6 Schuh breit 3½ Schuh dick, franz. Maaß thut 126 Schuh Quadrat“ und

1763 Mei 23

„Ein groß Schiff (der Engelländer) Maurſtein ſo mein Eigenthum iſt durch 6 Mann auffſetzen und abmeſſen laſſen, ware: 9 Schuh lang 8 Schuh breit 3¾ Schuh dick thut 270 Schuh Quadrat.“

Auch über den Bedarf an Seilen für die verſchiedenen Schiffe werden nach den Angaben einiger Autoritäten genaue „Notiziens“ niedergeſchrieben.

Das Schiff „der Engelländer ſo mein Eygenthum“ wurde durch Franz Joſeph Umber, Schiffmeiſter in Laufenburg, für unſern Bauherrn in Luzern beſtellt und ſpäter von dort per Waſſer in den Rhein gebracht. Wir finden unter

1762 Xbris 14

„Durch Joſeph Umber Schiff Meiſter in Lauffenburg per mir bei obigem Schlatt (Joſeph Schlatt, Schiffmacher) in Lucern accordieren laſſen 1 ganz neues Wallenſtadter Schiff wie Nota ausweiſet und biß in 4 Wochen zu lüfern per fl 90.— und 1 NT Trinkgelt nebſt Weinkauf etc.“

Der Transport dieſes Schiffes von Luzern nach Baſel koſtete reichlich die gleiche Summe wie ſein Ankauf.

Aber auch bei dieſem Teile der Arbeiten war nicht alles

eitel Freude. Es kam auch hier zu allerlei Streitigkeiten und Unzufriedenheiten der Schiffleute, ganz abgesehen von Ueberraschungen wie 1763 Juli 7.:

„Galli Schmidt in Kaiser-Augst ist derjenige so vorige Woch das Schifflein Maurstein von Hodell so vor mich gewesen anderwärts verkauft hat wegen dem am Reyn zollen etc.“ oder

“9bris 12 1763

1 Esel Maurstein durch Friedli Künzli. NB. weilen er wieder Ordre oben am Rein außgeladen kein Schifflohn zahlt sondern nur brodt.“ Also der Lohn wurde gezückt, wenn nicht Ordre pariert wurde, aber hungern ließ man die Leute nicht.

Hin und wieder mußte man sich neuerdings an die befreundeten Behörden in Rheinfelden wenden:

1762 7bris 28

„Hat lobl. Oberamt Reynfelden gesprochen, daß an Schiffleuth was under 90 Schuh Quader laden nur dem Schuh nach bezahlen soll, sollen Maurstein rechte Ladung machen, wenn wiederum klagen kommen, sie um 27 cronen zu strafen etc. Allda durch H. Hägni auf das Schifflein Maurstein 1 Ms. Wein mehreres versprochen.“

Trotzdem finden wir bereits am 21. Oktober wieder „Ein Schifflein Maurstein durch Georg Schmidt schlecht geladen. NB. Hatt viele Maurstein in das Wasser geworfen und noch dazu viel Leuth im Schiff gehabt.“

1763 Juni 22. finden wir wieder „Zehrung nach Reynfelden wegen Schiffleuth Disputen wegen Quaderlieferung“. Ja im Jahre 1764 scheint es zu einem förmlichen Prozeß mit Fischern in Rheinfelden gekommen zu sein, welche mit den Schiffleuten in Streit geraten waren.

Auch Holz wurde per Wasser gebracht. Wir finden z. B. 1764 Aug. 15:

„3 Flöß Bauholz hinunder zu laßen an Haeren an 4 Schiffleuth à 9 β per Floß.“

Anstände scheinen hierbei weniger vorgekommen zu sein.

Die Bedienung der Schiffe, wenigstens der größeren, war nicht ganz einfach und erforderte eine ziemliche Mannschaft. So erfahren wir 1763 Jan.:

„Schifflohn von meinem Schiff mit Maurstein durch Galli Heiz von W(armbach) 6 Mann und 1 Bub 6½ NT

ß 8 . 2 . 6

p. Brot dito ß — 7 . —".

Einen andern Teil der Herbeischaffung der Materialien besorgten die Fuhren. Genaue Einsicht in diese Branche gibt uns das „Fuhrwerk Conto", in welchem die Anschaffung und Verpflegung von Pferden, der Kauf von Fuhrwerken, die Einstellung und Equipierung von Kutschern und Pferdeknechten und alles übrige Stalldetail gebucht wird.

Am 26. Februar 1762 werden „2 Zugpferd 6jährig ganz schwarz von Jud Wolf per 30 N Ld'or" gekauft, am 10. März wieder „schwarz Zug Pferdt, von Jud Lehmann Wolf von Hegenheim per 12 N Ld'or und 1 ß Trinkgeld erstanden"; auch wird „Herr Joh. Rud. Merian sein Gaul so er dato per 10 N Ld'ors von dito erkauft in meinen Stall genommen."

Schon am 19. März nimmt obengenannter Jud Wolf einen Gaul wiederum an Zahlung, und damit beginnt ein ewiges Tauschen und Wechseln. Zu gleicher Zeit fängt aber auch ein fortwährendes Medizinieren und Konsultieren aller möglichen tierärztlichen Autoritäten an, die uns zeigen, welch heikles Ding so ein Bestand an Zugtieren stets war.

Im Mai 1762 erhält: „Niclaus der Senn die Pferd zu couriren aderlaßen etc." 2 NT.

1763 Jenner 18 finden wir ein „Trinkgeld an Schmiedt Knecht per Pferdt aderlaßen".

Auch 1763 8bris 19 „an den Henkers Knecht per Doctorirung des Braunen von Herrn Merian. Pferdt so NB. den 18 dito an der Maulsper crepirt 3 NT."

Oder auch: „den Reitgaul von Conrad Mäußli in Hägenheim in die Kost geben um solchen vom Bauchstoß zu courieren." Ob's gelang, ist nicht angegeben.

Eigentümlich ist die Eintragung vom 17. Juli 1766: „Schießpulver vor Pferd Mäuler z'butzen.“ Ob dieses Schießpulver als Medizin oder Toilettenartikel angesehen werden muß, vermag ich nicht zu sagen.

Auch betrogen wurde man hin und wieder, z. B.

1763 Jully 1

„Durch Jacob Buß den Reitgaul von Herrn Pfarrherr Näst in Neudorf dahin reiten laßen und durch huissier royal Mr Salazar de Ferette das Stall Amts Urtheill significiren laßen, den Tag darauf den 2 Jully Samstags ist der Knecht mit dem Gaul auf Ordre von M. Salazar wiederum zurück kommen, hat 1 NT Zehrung gekostet.“

Die Reitpferde der beiden Bauherren werden auf dem gleichen Konto mitgeführt, jedoch dem Bau nicht belastet. Wir erfahren allerlei über dieselben, was zwar nicht gerade zum Bau gehört, aber doch ganz amüsant ist.

So wird mitgeteilt, daß 1763 die Reitpferde des Lucas Sarasin „der Falk“ und „der däniſch braune“ waren, während Jacob Sarasin „den grauen Bidet“ ritt, wohl dasselbe Tier, von welchem es auch heißt: „Reitpferdlein von Bruder Jb. S. so ein mausfarb Normändl ist in Stall gekommen.“

Beiläufig gesagt, ist dieser Passus auch ein Beweis, daß Lucas Sarasin eigenhändig das Baubuch führt, wenn nicht schon die schöne, gleichmäßige und aus andern Schriftstücken wohlbekannte Handschrift des Bauherrn genügend hiefür zeugte.

Auch über die Pferdelenker verlohnt es sich, etwas zu vernehmen. Am 30. April 1762 erscheint

„Conto an Js. Hagenbach und Comp. per grünen Zwilch zu zwei Stall-Kitteln.“

„Conto an El. Roth zum Rosenstock per Knöpf dazu.“

Diese Kleidungsstücke waren bestimmt für Joh. Gutenfels, den Kutscher, und Friedli, den Stallburschen. Sie erhalten aber auch noch Besseres als Stallkittel.

Wir finden am 8 Xbris 1762 „2 Hüt per Johs und

Friedli" und „Conto an Von der Mühll Sohn und Consorten per Borden von Silber und Knöpf darauf", ferner „2 Knechten Hüth zu bordiren und aufzustilpen" und endlich „2 Zöpf von Roßhaar zum anbinden", sowie „2 Paar Schuh an Friedli und Joh. zur Mundur", und wenn wir uns zu diesem Ensemble noch hinzudenken, was folgender Eintrag besagt: „Conto an Isaak Hagenbach und Comp. per 2 Knechten Munduren von Doublebroche mit Futter etc", so können wir uns ein ziemlich genaues Bild der stolzen Erscheinung dieser roßhaarbezopften dienstbaren Geister machen.

Damit hätten wir auch über das Fuhrwesen und seine Einrichtung die hauptsächlichsten Angaben aus unserm Buche erhalten.

Wenn nun soviel Material zusammengetragen wird, so muß auch für Plätze zur Magazinierung desselben gesorgt werden. Als Lagerplatz für Holz wird schon 1761 „die Matten an der Malzgaß" genannt. Außer der Matte muß sich dort aber auch ein Gebäude befunden haben, denn auch der Hausrat aus dem Reichensteiner Hof wurde, wie wir sahen, dorthin ausgezogen.

Die Steine wurden im Kleinbasel aus den Schiffen ausgeladen, den Ort nennt uns folgender Passus: „Am Rein befindet sich zu den Maurstein außzuladen bei der Hären an under Rein nämlichen 24 Stück 2 zöllig Fleckling, 14 Böck, 3 Steinbärren, 1 Tragbärren, ein Ketten mit Mahlenschloß, ferner am Ober Rein zum Quader außladen 4 Stück 3 zöllig Fleckling."

Im Eptinger Hof wird im August 1762 „angefangen Quader zu legen", im St. Martinskirch-Gewölblein aber „angefangen Blatten etc darin zu legen". Ferner wird im Dezember desselben Jahres bemerkt: „Collegium unden und auf dem Oesterig zu belegen anfangen". Wohl wegen dieser Lagerung im Collegium erhalten Pedell Rosenburger sowie dessen Dienstmagd an jedem Neujahr ein „présent" oder „gut Jahr per Zins von Oesterig und unden".

Am 6. Oktober 1762 wird Ratsredner Burckhardt mit 1 ℔ honoriert, „um vor Rath um einen Theil des Holzplatzes zur Verlegung der Drömhölzer über das Gebäu anzuhalten“. Ebenso wurde in der Auguſtiner-Kirche ein Lokal gewonnen. Wir leſen 1764 8bris 6:

„Jahreszins von Auguſtiner Magazin oder Kirch von Verena 1763 bis 1764 an Herrn Saml. Merian 10 ℔.“

Auch mit dieſen Lagerplätzen waren Sorgen verknüpft; ſo finden wir beiſpielsweiſe die Notiz:
1763 Sept. 1

„Donnerstag Abends zwiſchen 3 u. 4 Uhr H. Merians Scheuren in der Malzgaß durch den Strahl ſo darein geſchlagen abgebrannt.“

Uebrigens ſind mit den angeführten Lokalitäten die Magazinräumlichkeiten, welche gemietet werden mußten, noch lange nicht erſchöpft, ich würde aber ermüden, wenn ich mich länger bei deren Aufzählung aufhalten würde. Genügt doch ſchon das Geſagte, um zu zeigen, wie weitläufig auch dieſe Veranſtaltungen waren. Auf dem Bauplatz ſowie auf den Lagerplätzen wurde ſtrenge Ordnung gehalten. Am 25. April 1765 leſen wir:

„Conto an Buchdrucker Joh. Heinrich Dick per 100 Bau Ordnungen zu drucken, wozu das Papier ſelbſt fourniert per Drucken und Setzen 2 ℔.“

Ein gewiſſer Gabriel Tourgon unter andern hütet als Nachtwächter während mehrerer Jahre teils das „Gebäu“, teils den Holzplatz. Dieſer Mann ſcheint eine beliebte und wichtige Perſönlichkeit geweſen zu ſein, denn nicht nur er ſelbſt erhält Geſchenke, ſondern auch 1768 „Hans Krebs bei welchem Gabriel Tourgon auf dem Holzplatze beim Werkplatz logiert war 2 ℔.“

Ein weiterer Teil der den Bau begleitenden Einrichtungen iſt die fortwährende Abgabe einer Naturalverpflegung an die Arbeiter. Brot und Wein werden regelmäßig verabfolgt, auch, wie wir bereits geſehen haben, an viele der

ablieferndenAkkordanten. Nun war aber diese Naturalverpflegung durchaus nicht so einfach, wie man glauben könnte. Mit dem Wein ging's noch an; er wurde teils im Elsaß, teils im Markgrafenland gekauft und wahrscheinlich nach altem Basler Brauch gemischt. Alljährlich sagt uns eine Abrechnung, wie viel im Laufe des Jahres gebraucht wurde. So z. B. waren es seit Anfang des Gebäudes bis dato 31. Xbris 1766 1376 Saum 77 Maß zum Preise von ℔ 13451.15.9, und im Jahre 1797 105 Saum 79 Maß zum Preise von ℔ 1159.19.—.

Weitläufiger war die Sache mit dem Brot. Zur Beschaffung desselben wurde Frucht angekauft und diese dem Müller zum Mahlen verakkordiert. Die Mischung von „Kernen" und „Korn" wird genau vorgeschrieben und der abzuliefernde Ertrag dieser Mischung an Mehl, Grüsch usw. genau stipuliert. Dieses Mehl wird darauf dem Bäcker übergeben, welcher wiederum aus gewissen Quantitäten derselben so und so viel Brot in ℔ „Laiblein" zu liefern hat. Ueber dieses Rendement werden genaue „Calculs" aufgestellt. Müller und Beck wechseln häufig. Ueber Wein, Frucht, Mahlen und Bachen werden besondere „Contij" geführt, die viele Seiten mit Zahlen füllen.

Die Abgabe des Weines geschah in „gläsernen Meyeln", die man damals beim „Glaser" kaufte; merkwürdigerweise werden diese Gläser hin und wieder „repariert".

Die Verteilung der Naturalgaben scheint auf dem Bauplatze selbst vor sich gegangen zu sein, doch war wohl hier die Aufsicht nicht eine ganz genaue, wenigstens läßt folgende Eintragung vermuten, daß der Bauherr selbst nicht ganz orientiert war, wie es dabei zuging.

9 Xbris 1765. „Présent an Marie Agnes Imthurn per unterschiedliche Jahr beim Gebäu geholfen Wein ausschenken ℔ 100.—.—."

Da wir gerade bei der Naturalverpflegung sind, dürften sich die folgenden Mitteilungen, welche wir über die Auf-

richtung erhalten, ungezwungen anreihen. Wir erfahren darüber folgendes:

„März 14 1765 ware das Aufrichts Mählein meiner zünftigen Handwerks Leuthen zu Spinnwettern um 12 Uhr à 9 bz die Persohn, der Spruch aber durch Jacob Martin um 11 Uhr. Folgenden habe ich extra noch in Geld verrechnet nämlich an Zimmerleuth

Zimmer Pallier Jacob Jaecky		8 NT
Jacob Martin so Spruch gethan		2 NT
Gottlieb Kobitschky Souffleur		1 NT
6 Zimmerleute (namentl. aufgeführt)	à	½ NT
23 „ „ „	à	10 bz

Steinhauer:

Martin Pullich		2 NT
3 Steinhauer (namentl. aufgeführt)	à	1 NT
3 „ „ „	à	½ NT
7 „ „ „	à	10 bz

Maurer:

Christof Beck Maurer Meister und Maurer Pallier		2 NT
4 Maurer (namentl. aufgeführt)	à	1 NT
12 „ „ „	à	10 bz
1 „ „ „	à	5 bz“

„Handlanger und Weiber so nicht beim Mählein gewesen statt diesem jedem 1 Maas Wein und 1 ℔ Brot gegeben worden nebst denen Handlangern.“ Es folgen Angaben über Trinkgelder an 27 Handlanger und 10 Weiber. Ferner erhalten

„Bildhauer Ignati Hartmann	½ NT
Schreiner Carl Wolff	1 NT
Hans Ulrich Weckerli	½ NT
2 Stallknecht	½ NT.“

Bei dieser Aufrichtung ging es eher hoch her. Es waren durch Jungfer Mieg 70 Kokarden „à ½ bz und 6 Xr per Schnür etc“ angefertigt worden. Drei Musikanten spielten

am Mählein auf, und Caspar Werenfels, Stubenknecht zu Spinnwettern, erhielt für 60 Personen ohne Wein und Brot NT 36.— sowie Bezahlung für „drei Musikanten Nachteſſen". — 65 zerbrochene Gläſer und 18 dito Bouteillen laſſen über den Ton, der bei dieſem Eſſen herrſchte, allerlei Gedanken aufkommen. Einiges expliziert allerdings der Umſtand, welcher in einem NB. beigeſetzt iſt. „3½ Saum Wein und Brot genug dazu geben."

Kein Wunder, wenn es tags darauf ſchwere Köpfe gab; aber auch da hatte der Bauherr ein Einſehen, er zahlt einen Betrag an Conrad Martin für „2 Spielleuth ſo denen Geſellen den Tag nach dem Aufrichts-Mählein aufgeſpielt".

Inkluſive Parliere waren es 64 zünftige Geſellen und im ganzen 106 Arbeiter, Handlanger und Weiber, welche bei dieſer Gelegenheit beſchenkt wurden. Dieſer Stand der Arbeiterſchaft läßt auf die Intenſität des Baubetriebes einigermaßen Schlüſſe ziehen.

Damit wären wir bei den Arbeitern angelangt.

Die zünftige Handwerks-Einteilung machte natürlich das Verhältnis, das der Meiſter zum Bauherrn einnahm, zu einem ganz andern, als wir es heutzutage gewohnt ſind. Wie ſchon oben geſagt, lieferte der Meiſter hauptſächlich ſeine Geſellen, teilweiſe auch das Werkzeug. Nun hatte jeder Meiſter nur eine beſtimmte Anzahl von Geſellen. Wollte man eine größere Arbeiterzahl in Aktion treten laſſen, ſo war man genötigt, zu mehreren Meiſtern gleicher Branche ſeine Zuflucht zu nehmen. Wir ſehen deshalb bei unſerer Baute, bei der es ſich eben um ein anſehnliches Werk handelte, alle möglichen Meiſter in Funktion. Ich glaube, man kann ſagen, daß faſt die ganze Handwerkerſchaft Baſels an der Baute beteiligt war. Außerdem kommen auch noch außerbaſleriſche Meiſter vor, vielleicht deshalb, weil ſolche der gewünſchten Branche in der Vaterſtadt nicht oder in nicht genügender Qualität zu finden waren.

Es würde ein Studium für ſich erfordern, aber auch ver-

lohnen, allen dieſen Meiſtern in genealogiſcher und national-ökonomiſcher oder kulturgeſchichtlicher Abſicht nachzugehen. Ich bin demſelben nicht gewachſen, es würde uns hier auch zu weit führen, und ich muß mich mit dem Angeführten beſcheiden.

Das Verhältnis des Bauherrn zu den Arbeitern ſelbſt war gewiß ein viel engeres, patriarchaliſcheres, als dies heute bei unſern fluktuierenden Arbeiterverhältniſſen ſein kann. Wir erfahren auch aus unſerer Baurechnung verſchiedenes hierüber. Nicht bloß finden wir eine große Zahl von „Préſentern", welche an Arbeiter verabreicht wurden, verzeichnet, ſondern außer dem Hauptrichtfeſt, von welchem wir ſchon gehört haben, machte der Bauherr hin und wieder den Mithelfern am Bau durch Unterſtützung ihrer Feſtivitäten eine Freude.

So vernehmen wir

1764 20 Aug.

„Préſent an Steinhauer und Maurer beim Zug und Vortragung ihres Schildts zum Bären 2 ℔."

Am 27 July 65

„Conto an Hieronimus Müller per ℔ 32 Käß per zünftige Geſellen weg. heutigem Aufrichtsmahl deß Flügels an Herrn Obriſt Zunftmeiſter De Bary Stallung", und

10 Jully 1769

„Conto an Caſpar Werenfels zu Spinnwettern p. Aufricht Mählein deß Flügels vom 3 corrt. per 60 Perſohnen à 10 β = ℔ 30 . — . —".

Auch das leibliche Wohlergehen der beſchäftigten Arbeiter ließ unſern Bauherrn nicht unberührt. Er notiert gewiſſenhaft die Vorgänge, welche damit zuſammenhängen.

Hin und wieder erkrankte ein Arbeiter und wurde vom Bauherrn im Spital untergebracht und dort oft längere Zeit unterhalten, ſo

2 Xbris 1766

„Conto an großen Spitthal per Handlanger Etienne

Chanore de Ville filain en Poitouſe vom 4 8bris mit 1 Xbris 66 per 4 Wochen à NT 1", oder

16 Juny 1766

„Conto an großen Spitthal per Joſeph Bichner von Grätz im Oesſterreichiſchen einen Handlanger vom 5. Mai bis 24. Juni 1766 für 6 Wochen à ℔ 1 . 5 . — wöchentlich", oder

27 Jan. 1768

„Conto an Groß Spitthal per Simon Weibel von Neuſtatt an der Hart vom 26 Xbris 1767 mit 12 Jan. 1768 2½ Wochen à NT 1."

Es ſcheint ſogar, wenigſtens zeitweilig, ein beſonderer Arzt angeſtellt worden zu ſein, der bei den vielen kleinen Unfällen, welche bei einem ſolchen Bau unvermeidlich ſind, beiſprang. Wir leſen 21. Juni 1765.

„Conto an Joh. Caſpar Mangold Chirurgus per von anno 1762 bis dato an den Handwerks Leuthen auf Bau gethanem Guten."

Auch andere oft unangenehme Vorfälle kamen mitunter vor. So paſſierte 1764 Febr. 13 folgendes:

„Montag um 2 Uhren Nachmittags hatt ſich Emanuel Georg Gerold von Neuſtadt an der Linden im Rein über die Brück hinunder geſtürzet, durch Hans Heinrich Engler Schiffmann aber ſogleich annoch lebendig wiederum aufgefangen."

Auch andere Widerwärtigkeiten kamen vor, wie folgender Eintrag zeigt:

1765 Juli 31

„1 Cirkel von Eiſen wiederum zu löſen ſo Charles Pierſon (war Bildhauer) geſtohlen und verſetzt."

Streitigkeiten der Arbeiter führten in einem Falle zu bedenklichen Anſtänden mit den Behörden der mindern Stadt. Man mußte an „Raths Redner" Johs. Burckhardt ausrichten „per Red Gelt und Memorials zu machen wegen Schläg Händeln der Zimmergeſellen von 29 7bris 1764 wieder E. E. Gſcheid der mindern Stadt".

Bei dieſer Gelegenheit erhielt Herr Landſchreiber Hug

Sohn vor Riehemer Tor „weg Zeugniß der Zimmergesellen auf Holzplatz 2 Zuckerstöcklein ℔ 4 et 2 ℔ Caffé“.

Offenbar paßte dem Bauherrn das Urteil des Geschеids der mindern Stadt in dieser Sache nicht. Nach spätern Eintragungen wurde an E. E. Rat appelliert.

Wenn auswärtige Handwerker verwendet werden wollten, so gab es oft Geschichten mit dem sog. Loskauf, d. h. einer Taxe, welche an die einheimischen Gewerkschaften in diesem Falle zu entrichten war. Auch wegen nicht in richtiger zünftiger Weise eingeteilter Arbeiter kam es hin und wieder zu Streit; so erhielt

29 Jan. 1763

„Doctor Freuler pr Proceß mit Meister Sl. Beck Steinmetz gegen E. E. Zunft der drei vereinigten Handwerk und Meister Lucas Pack, den Steinhauergesellen Georg Gottlieb Kübell von Stuttgardt betreffend 1 N Ld'or.“

Dann finden wir gleich bei der ersten Eintragung über Oefen, die von Langnau im Kanton Bern bezogen wurden, einen „Bahn Schilling per E. E. Meisterschaft der Baßler Haffner à 3 NT. p. Ofen“.

Wie wir schon bei Besprechung der Aufrichtung gesehen haben, spielten auch Weiber als Handlanger eine gewisse Rolle, nicht nur als Putzerinnen, wie dies heute noch der Fall ist. Sie erhielten einen Taglohn von 4 β. Ueber die Höhe der übrigen Taglöhne gibt uns folgender Eintrag einigen Aufschluß:

„per Taglohn zahle an Folgende als:

an Meister Beck Steinmetz	9 bz
p. 1 Gesell	7½ bz
p. 1 Maurer	6 bz
p. Lehrjung	5 bz
an Zimmermann Meister Erlacher	7½ bz
p. 1 Gesell	6 bz
p. 1 Lehrjung	5 bz
an Steinmetz Martin Pullich	7½ bz

p. 1 Geſell 7½ bz
p. 1 Maurer 6 bz
an Schreiner Meiſter Ramſperger
p. 1 Geſell 9 bz
an Meiſter Werenfels
p. 1 Steinmetz Geſell 7½ bz
p. 1 Maurer 6 bz
Zierrathenhauer 11½ bz
Maurer Ballier 7½ bz

pr. Stundengelt zahle an folgende als:

an Zimmermann an Meiſter Erlacher und Süßtrunt 1 bz an Geſellen 8 rp an Lehrjung 6 rp

an Steinmetzen und Maurer Meiſter 1 bz an Geſellen 8 rp an Lehrjung 1 bz

an Schreinergeſellen 1 bz."

Für Pflaſteranmachen wurde per Woche 1 bz „per extra" bezahlt.

1767 finden wir folgende teilweiſe erhöhte Löhne:

„Zimmerleut Meiſter bz 9 Geſell bz 7½
Gibſer Meiſter bz 9 Geſellen bz 7½ bub bz 3
Mahler Meiſter bz 9 Geſellen bz 7½
Maurer Meiſter bz 9 Geſellen bz 7½
Steinhauer Geſellen bz 8½
Hafner Franz Laubheim Meiſter bz 15 Geſellen bz 12
Hafner Rud. Weiß Meiſter und Geſellen bz 10
Schreiner Meiſter und Geſellen bz 10½
Bildhauer Ignati Hartmann bz 10
Bildhauer Nicolas Courri bz 15
Kunſtgärtner Niclaus Peterſen p. Meiſter fl 1 et per Geſell bz 10."

Wir haben eingangs über die Beſchaffung des Holzes, der Steine und der Backſteine, das Hauptſächlichſte, was uns das Baubuch zu ſagen hat, vernommen, es erübrigt, noch von den verſchiedenen anderen Materialien einiges herauszugreifen.

Für den Ziegelbedarf ſtellt der Bauherr einen vorläufigen längern „Calcül“ auf und kommt zum Schluſſe, daß er deren für die ganze Bedachung 135 328 Stück braucht. Sie ſcheinen im Kleinbaſel angefertigt worden zu ſein, wenigſtens ſagt uns ein Eintrag vom 25. May 1763:

„Ziegel Maas in Klein Basler Hütten $6^2/_6$ Zoll breit 16 Zoll lang das Modell aber $6^4/_6$ Zoll et 17½ Zoll franz Maas.“

Ich erinnere mich, auf einer Gravure vom Ende des XVIII. Jahrh. oder des Anfangs des XIX. Jahrh. die Dächer des blauen und weißen Hauſes mit einer Loſange-Einteilung dargeſtellt geſehen zu haben, wie ſolche zur Zeit der Gotik beliebt waren. Leider war es mir bis jetzt nicht möglich, dieſelbe wieder zu finden.

Dieſe Darſtellung erſcheint wohl auf den erſten Blick als ein Produkt der Phantaſie des Verfertigers derſelben, und doch hat ſich die Sache wahrſcheinlich ſo verhalten. Wir finden nämlich am 14. Febr. 1764 den Eintrag:

„Ziegel zu 3348 Stück brauchts nach dem gemachten und gemahlten Quart-Blatt zur Quadrierung 2384 Stück roth und 964 Stück weiße.

Alſo brauchts überhaupt
49941 weiße
123515 rothe

173356 Ziegel

worunter NB ganz weiße ſein müßen weilen die andern nur in ½ weiß gemacht werden.“

Der erſte „Calcul“ war demnach auch nicht ganz richtig. Bei der Reparatur waren keine Spuren dieſer einſtigen Dekoration der Dachflächen mehr zu konſtatieren.

Als Sand für das Pflaſter wurde meiſt Wieſenſand gebraucht, der in kleineren Quantitäten, je nach Bedarf, auf den Bauplatz gebracht wurde.

Der Kalk kommt teils von St. Jakob, von wo anfangs

auch Sand bezogen wird. Ersteren lieferte auch Alexander Cherno in Dornach, weitere Partien kamen vom „Hörnlein“ und von Lörrach.

Der Gips, teils zum „Modellieren“, teils für die Gipserarbeit, kam in Fäßli von „Jacob Voellmy in Buß“, und zwar „schwarz und weiß durcheinander gerechnet franco gelüfert.“ Der Akkord lautet wie folgt: „1766 Aprill 5. Accordiert von dato an solle alle 14 Tage 5 fuhren oder 25 Faß w. u. s. Gibs wie solchen gebrauche nach Verlangen bei Verlust des halben Lohnes lüfern die 680 ℔ netto Gibs à ℔ 4.“

Als Gipsermeister wird Emanuel Tschopp genannt, und mit demselben ein Akkord abgeschlossen, in welchem nicht nur Taglohn-, sondern auch Ausmaßpreise aufgeführt sind, und zwar in fernerer Abweichung vom gewohnten Modus. „NB. wozu der Bauherr außerst Wein und Brot alles herschaffen muß. Wegen Zeit zu schaffen, wie Zimmerleut und Maurer.“ Naturalverpflegung erhielten demnach die Gipser nicht.

Auch Akkorde über Liefern von Rohr und Reif sind verzeichnet. Ersteres lieferte Niclaus Häring von Aesch während 2 Jahren in einer Quantität von 21 000 „Buschelen“.

Als Spengler nennt uns das Baubuch Meister Joh. Jak. Wick. Auch ihm mußte das Material zur Verfügung gestellt werden. Man bezog unter anderm „21 Rollen Bley in Tafeln von Johann Heinrich Ernst in Londres“ zum Decken „der beiden Pavillons auf Seiten dito zum Mittel Pavillon dito vor das Mittel auf Portal über Bildhauerarbeit“.

Eine Bezugsquelle „per Weißblech ist André Vallet Propriétaire de la Manufacture Royale de Bain en Lorraine pour du fer blanc et noir.“

Die Schreinerarbeiten wurden aus dem vom Bauherrn gelieferten Holze ausgeführt. Als Meister werden genannt Hanz Heinrich Fuß, Hieronymus Kündig, Jacob Ramsperger, Hieronymus Hoffmann, Samuel Sigfried.

Auch hier hatte man hin und wieder Unangenehmes. So steht am 23. Juni 1766 verzeichnet:

„Ist Mr. Johs Bieler Morgens 9 Uhr kommen sagen, daß Mr Hoffmann Schreiner sich fortgemacht. Nachmittags habe mein bei ihm Hoffmann gehabtes Holzwerk was davon im Haus war abgelangt", dabei blieb's, eine Einsprache von Amtmann Keller, der Bauherr solle „das von Hoffmann abgelangte Holzwerk bis Austragung der Sach in Statu quo laßen", wurde kategorisch zurückgewiesen.

Die Fenster wurden hauptsächlich von dem obengenannten Hieronymus Kündig sowie vom Schreiner Henz ausgeführt. Holz und Beschlag liefert wieder der Bauherr. Das Glas wird ebenfalls geliefert, aber vom Glaser Ludwig Locher sel. Witib eingesetzt, durch diese Meisterin werden auch die Fenster geputzt und die Nagellöcher an den Rahmen verkittet.

Das nötige Glas wird vom Bauherrn aus Frankfurt von Joh. Michael Koch sel. Witib verschrieben.

Welche Rolle der Nagler spielte, haben wir schon anfangs gestreift, existierten doch damals die jetzt fast ausschließlich verwendeten Drahtstiften noch nicht. Die Nägel wurden von Hand geschmiedet, deshalb auch sorgfältiger als heute behandelt. Auch hier werden „Calculs" aufgestellt, deren Schluß ist, daß von den verschiedenen Sorten von Nägeln, die alle genau beschrieben werden, zirka 499 000 Stück nötig sein werden.

Die Fayence-Plättli, welche in den Küchen gebraucht wurden, mußten auch von auswärts bezogen werden. Wir finden im Juli 1768, daß bezahlt wird:

„an Heinrich Ackermann in Maynz pr. folgendes: 1 Kistel Porcelaine Blättlein No. 4 enthaltend allens 500 St. Kuchin Blättlein Blau und weiß", sowie am 2. Juni 1767 „3 Kisten Blau und weiß Kuchin Blättlein Porcelaine No. 2 und 4 auß Cölln, enthalten 1500 Stück." Die Plättli scheinen holländischer Provenienz gewesen zu sein.

Es würde zu weit führen, wenn wir alle Handwerksgattungen und Materiallieferungen durchgehen wollten. Immerhin sind noch einige zu erwähnen und etwas ausführlicher zu behandeln, welche aus gewissen Gründen interessanter als die übrigen erscheinen.

Wir haben anfangs erwähnt, daß Meister Werenfels die Zeichnungen für die schönen Kunstschmiedearbeiten entwarf. Das Baubuch gibt uns auch Auskunft, wer dieselben angefertigt hat. Ueber die Einfriedigung gegen die Martinsgasse finden wir folgende Einträge:

„Aprill 17 1769

an Jacob Xstof Sigfried Schlosser

℔ 353 } in 2 Nebenstuck zu Lucas Hoof Thor
℔ 345 }
℔ 478 in 1 kleine Thür per dito
℔ 192 in 3 Schwellen Eisen per dito
℔ 2173 in 2 großen Thorflügeln und Aufsatz per dito

℔ 22½ in 1 Schloß p. Hoofgatter
℔ 2598 in 86 Stk Haag Stangen etc
℔ 28 in 1 dito
℔ 179 in 6 Stk Aufsätz auf flammen Haag
zusammen ℔ 6368½."

Dann folgt: „18 Xbris 1769 Trinkgeld an Schlossergesell Joh. Xstof Scherrenschmidt von Breßlau wegen L. S. Hoof Grillagen 1 N Ld'or" und ferner „Samuel de Samuel Merian in Basel ℔ 868. — in 2 Vasen von gegossenem Eisen auf L. S. Hoof Grillagen Pfosten. NB. Solche zum Présent gemacht." Woher dieselben kamen, ist nicht erwähnt.

Der Name des Verfertigers des Treppengeländers der Hoftreppe wird durch folgende Einträge festgelegt:

„1772 Febr. 8. Conto an Schlosser Peter Dunbald Wittib pr Eisen Hofsteg Geländer etc.", sowie „Trinkgeld an Meistergesell den Hanovraner 5 NT."

Also kann wohl in keinem Falle bei der Ausführung

französischer Einfluß mitgewirkt haben. Endlich erfahren wir, daß im Jahre 1768 „Schlosser Joh. Müller per ein Gegitter von Spreng und Laubwerk ob Lucas S. Haus Thür im Hoof“ Bezahlung erhielt.

Wir haben eingangs auch von den Masken und übrigen Bildhauerarbeiten gesprochen. Nicht nur erstere, sondern auch Teile der letzteren sind in Blei ausgeführt, namentlich die Blätter und Blumen, welche hinter den Cartouchen hervordringen. Wie es mir schien, sind letztere aus einer beschränkten Anzahl von Motiven, die in verschiedener Anordnung versetzt wurden, hergestellt. Wahrscheinlich beziehen sich eher auf diese Skulpturen als auf die Masken die Eintragungen, welche angeben, wie viel Messing und Kohlen an Glockengießer Weitnauer abgegeben wurden „zum Schmelzen der Messing Muschel Formen“ oder die Bemerkung: „Hat mir Friedrich Weitnauer in meinem Haus gegossen ein Mantel zu einer Schlußstein Muschel von Moessing welche gewogen ℔ 127½.“ Dieser Mantel war demnach ziemlich groß!

Ueber die Oefen werden viele Erkundigungen eingezogen. Wir erfahren aus denselben allerlei interessante Mitteilungen, so z. B. über den prachtvollen Ofen im Rappen durch die Notiz, daß: Herr Battier sein Straßburger Ofen weiß mit Tusch 11 S. 7 Zoll × 3 Schuh 4 Zoll per 50 N. Ld'or“ erkauft wurde.

In den Sarasin'schen Wohnungen wurden allerdings solche Prachtstücke nicht verwendet. Dagegen kamen Fayence-Oefen aus Langnau, Kanton Bern, zur Aufstellung. Wir finden folgende Einträge:

„1776 Jully 28. Conto an Daniel Herrmann Hafner und Meister Gesell der Berner Ofen Fabrik lt. accord v. 23 8bris 1786

No 1 Ein ganz weißer Ofen im Schlafzimmer im 2 Etage p 9 N. Ld'or

No 2 Ein ganz seegrüner Ofen im Nebenzimmer in 2 Etage p 9 N. Ld'or

No 3 Ein weiß mit Tuſch gemalter Ofen im Schlafzimmer im I Etage pr 25 R. Ld'or

No 17 Ein rothweißer Ofen im Nebenzimmer im I Etage pr 22 R. Ld'or."

Ferner

„1767 26 Nov. 1 ganz runder Ofen weiß mit allen Farben von circa 9¼ Schuh hoch im Eckzimmer vor 9 Ld'or."

„1770 17 Auguſt Conto an Meiſter Daniel Herrmann von Langnau p. folgende aufgeſetzte Arbeit als p. Jb. S. 1 Ofen nach Riß à l'antique Braun roth im Haupt Zimmer I Etage 30 R. Ld'or."

„1769 Xbris 7. Conto an Daniel Herrmann Haffner Meiſter in Langnau vor nachfolgende auffgeſetzte Haffner Arbeit: 1 Gupfofen weiß Grund mit allen Farben Blumen Büſch und Leiſten p. J. S. I Et. Niche Zimmer pr 20 R. Ld'or. 1 dito Ofen weiß Grund und Leiſten mit kleinen Blumen Büſch auf Kacheln p. J. S. in 2 E. Alkofen Zimmer à 12 R. Ld'or."

Sämtliche Oefen wurden von Herrmann nebſt ſeinen Lehrjungen aufgeſetzt. Er erhielt außer dem Lohn auch Koſtgeld, und zwar 34 bz per Woche. Der „E. E. Meiſterſchaft der Baßler Haffner" mußte für jeden Ofen der früher erwähnte Bahnſchilling ausgerichtet werden.

Von dieſen Oefen, die jedenfalls teilweiſe ſehr hübſch waren, iſt, im blauen Hauſe wenigſtens, nichts mehr vorhanden.

Solider waren die eiſernen Oefen, von welchen mehrere heute noch im Gebrauche ſind. Ihre Provenienz gibt folgender Eintrag an:

„4 Xbris 1767. An Oſchwald und Comp. auf Bergwerk Hauſach im Kinzinger Thal

℔ 489 in 1 klein rund Ofen

℔ 746 in 1 mittel dito

℔ 491 in 1 dito

℔ 1160 in 1 groß dito."

Es sind dies auf Füßen stehende, ziemlich schmale und hohe runde Oefen aus Gußeisen. Unten befindet sich ein eckiger Kasten mit der Einfeuertür. Der Schaft ist nach guter profilierter Zeichnung ausgeführt und endigt oben in einen „Gupf" mit Vase. Diese Vasen wurden teilweise vom Langnauer Hafner in unglasierter Ware geliefert. Von solchen eisernen Oefen wurde eine große Anzahl angeschafft. Das Bergwerk Hausach lieferte außerdem auch Kaminplatten; die Kamine dazu wurden teils in Stuck durch die Stukkateure, auf welche wir später zu sprechen kommen, teils durch die Firma Matthey Doret in Vevey, die bis vor wenigen Jahren noch existierte, in Marmor ausgeführt.

Etwas geheimnisvoll lautet der Eintrag:

„1768 30 May. Herrn Hauptmann Gaup in Lörrach durch seinen Bedienten gesandt versiegelt 9 NT pr 1 Eysenblech Oefeli so durch Luft getrieben wird per Cabinet 2 E. p. Lucas S."

Ueber die Flachmaler selbst ist weiter nicht viel zu sagen, als daß sich unter diesen die eigentlichen Flachmaler und die Lakierer unterschieden, sie waren nicht dieselben Persönlichkeiten. Außer den eigentlichen Malern mußten auch noch besondere Farbenreiber angestellt werden. Für die Malerarbeit lieferte der Bauherr ebenfalls Farben, Oel, Firnis, Pinsel und dgl. Farben und Firnis wurden teilweise von Basler Händlern, z. B. Franz Bernoulli und Sohn, Niclaus de Reinhard Harscher, Ludwig de Leonh. Respinger, Joh. Rud. Geigy usw. bezogen, die Pinsel lieferte ein Basler Bürstenmacher Grimm. Bleiweiß wurde von Amsterdam und Leinöl von Lille und von Christophle L'Apostolet in Belfort verschrieben.

Die nötige Vergolderarbeit besorgte Joh. Jakob Feyerabend, der dann auch bei der Mobiliarbeschaffung wieder auftritt.

Die Stukkateure und Bildhauer bilden eine Abteilung für sich, die zwischen dem Künstler und dem Handwerker steht.

Ueber die ersteren, die ausschließlich Fremde waren, werden besonders genaue Erkundigungen eingezogen. Es ist notiert: „Stoccator Arbeiter oder Gibser haben sich recommandiert Johann Schuhler in der Schmalzgruben in Zürich, sein Camerad ist Joseph Scharf beide Tyroler, haben bei Herrn Saml. Burckhardt in Neu Vorstadt gearbeitet und bei Wertmüller in Zürich."

„Stuccator Arbeiter Carl Bozi et Franz Bozi in Castel St. Pietro bei Mendrisio hat Patent vorgewiesen wegen seines Wohlverhaltens etc., ist nach Bruxelles gereist um alldorten einige Zeit zu arbeiten."

„Stoccator Arbeiter Hans Jacob Moosbrugger in Freyburg in der Schweiz hatt schöne Modell von geschliffenem und marmoriertem Gibs auffgewiesen und hatt noch ein Bruder so ein Zierrathen Bildhauer. NB. Fordert von dem Schuh Gibs zu marmorieren und zu schleifen ins Quadrat 1 fl."

„Stoccator Arbeiter Johann Martin Frohweis von Bregenz hatt das Zimmer ebenfußes bey H. Schwager Samuel Ryhiner gemacht."

Dieser Frohweis wurde dann angestellt und führte die Stuckarbeiten in beiden Gebäuden aus, und zwar nicht nur die sogenannte Antragearbeit, d. h. die Verzierungen, sondern auch die gezogenen Gesimse, Bühnenleisten und dgl. Ebenso lieferte er Marmorstuck für Kamine, wozu ihm „allerhand Drogues" bei Ludwig de Leonh. Respinger mußten gekauft werden. Laut der Baurechnung des Hauses zum Rappen hat dieser Frohweis auch dort gearbeitet.

Von Bildhauern nennt uns das Baubuch folgende Namen: Niclaus Meling, Ignatzi Hartmann, Friedlin Müller und Nicolas Courri. Ueber ersteren erfahren wir:

„Nicolas Meling sculpteur à Ferrette. NB. Bei diesem 2 Consolen bestellt, wovon eine erhalten die 30 Zoll hoch 30 Zoll breit und 18 Zoll tief, die andere soll ebenso seyn, äußerst 31 Zoll breit, das Stück zu 1 N. Ld'or." Später liefert

er Holzſchnitzereien an „Trumeau Blend Rahmen“, ſowie „1 joniſche Capitäl“.

Ignatius oder Ignati Hartmann arbeitet im Taglohn mit ſeinem Mithelfer Charles Pierſon. Wie es ſcheint, verfertigte er die Kapitäle der Faſſade des Reichenſteinerhofes, jedoch auch Holzſchnitzereien an dessus de portes u. dgl.

Auch Bildhauer Friedli Müller von Hegenheim lieferte 7 Kapitäler, ſie werden ihm ſogar nach Hegenheim nachgeſandt zum Nacharbeiten, und zwar ſamt dem Geſchirr, das der Bauherr lieferte und unterhielt. Später werden ſie wieder abgeholt, ſie ſind jedoch kaum zur Zufriedenheit ausgefallen, denn wir finden unterm 14. Juni 1763 das „NB. Wahr d. 13 dito d'Werenfels congédiert“.

Am meiſten und längſten treffen wir Courri an, und zwar von 1769 bis 1772. Er ſcheint ausſchließlich Holzbildhauerei geliefert zu haben. Unter anderm vernehmen wir: „Bildhauer Nicolas Courry von Reinach p 1 Uhren Gehäus die Zeit darſtellend und ein Pendant mit 1 Adler im Neben Zimmer 1 Etage geſchnitzt geg. Conto 10 N. Ld'ors. Trinkgelt an ſeine Schweſter, die ſolche etliche Mal hin und hergetragen 1 NT.“ Ueber dieſe Uhr, die noch exiſtiert, ſagt uns das Baubuch auch, daß ſie von Feyerabend vergoldet wurde, und daß bezahlt wurde „Conto an Graveur Samſon per Siegellack, ferners per den Caducens und Strahlen von Möſſing auf das Uhrengehäus Pendant im Cramoiſi Zimmer zu machen, mir überlaſſen alles zuſammen zalt 6 NT.“

Einige Bemerkungen über geringfügigere Arbeiten dürften noch von Intereſſe ſein, ſo z. B. daß mehrmals „Kohliberger“ beigezogen werden mußten, um alte Dohlen und Gruben zu putzen, daß „Wentelen“ mit Schwefel zu vertreiben waren, daß Heini und Friedli Ranft von Buus während 34 Tagen Fournier ſchnitten, und daß dieſelben während 20 Tagen Lohn erhielten „per Mark auß Dihlen Böden zu ſchneiden“.

„Heinrich Felber Drathſtricker zu Baſel“ und „Chriſtof

Conrad, Soldat auf der Hauptwacht" lieferten die nötigen Drahtflechtereien.

Mit dem Bauschutt usw. wurde summarisch verfahren, was durch den Eintrag „Wust von St Martin in Reyn" deutlich bezeichnet ist.

Das Abbruchmaterial der alten Häuser wurde bestmöglichst im Detail verkauft, ebenso die Spähne. Namentlich „Lucas Dietschy Perruquier in Basel" war ein guter Kunde, auch die „E. E. Zunft zu Leine Wäbern" und die Universität durch Pedell Rosenburger.

Unter den Einträgen über Materialeinkäufe ist folgender Passus vielleicht noch von Interesse:

„24. Merz 1767. Fracht von Nancy an Guilgot d'Epinal p. 9 Kisten . . . . . enthaltend theils von den steinernen als hölzernen Vasen so von Ayet Joly fils Negts. à Nancy von dem Lustschloß Chanteux erkauft, zusammen gewogen ℔ 5646." Es waren 6 Stück in Stein und 12 in Holz. Sie kosteten 5 N. Ld'or. Wo sie verwendet wurden, ob auf der Mittelpartie des weißen Hauses oder sonstwo, vermochte ich nicht herauszufinden.

Außerhalb der Häuser finden wir noch die Rheinhalde erwähnt, die durch Gärtner Niclaus Petersen in Stand gestellt wurde. An derselben wurde ein „Fischfang", d. h. wohl ein Kran mit Netz und ein Gartenhaus erstellt, letzteres war merkwürdigerweise „mit Canafas überzogen".

Zum Schmucke des Gärtchens dienten die am 3. Juli 1771 im Baubuche erwähnten „18 Vasen von Erden", die an „Hans Georg Oberlin auf Ordre Samuel Lehmann und vor Rechnung Daniel Herrmann Haffnermeister in Langnau" bezahlt wurden. Die Anlage eines Spargelbeetes auch durch Petersen dürfte kaum an der Rheinhalde stattgefunden haben.

Die Tradition will, daß Lucas Sarasin mit den Behörden verschiedene Differenzen, namentlich in bezug auf das Wasser gehabt haben soll. Im Baubuche finden wir allerdings einige Notizen über solche Anstände mit dem Fünfer-Amt und ähn-

lichen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, doch beziehen ſich dieſelben auf untergeordnete Differenzen betr. Grenzen. Eine Erwähnung ernſtlicher Anſtände habe ich nicht gefunden.

Hiermit glaube ich das Wichtigſte über den Bau als ſolchen mitgeteilt zu haben. Es dürfte dagegen intereſſieren, auch noch einige Mitteilungen über die innere Ausſtattung und Möblierung der beiden Wohnhäuſer zu vernehmen. Eine ſehr große Verwendung wurde von den gemalten dessus-de-porte gemacht, als deren Maler verſchiedene bekannte und unbekannte Meiſter erſcheinen. So werden bezahlt am

„14 Febr. 1767 8 sus de porte Mahlerei Stück an Franz Hochecker, Kunſt Mahler in Frankfurt, p. Lucas S. das Stück à 10 Rth."

am „13 Jully 1767. 6 Stück Mahlerey 4 Architectur und 2 Blumenſtuck zuſammen p. 5 R. Ld'or p. L. S."

am „25 8bris 1768 an Mahler Conrad Wegener von Conſtantz am Bodenſee p. ein dessus de porte p. Jb. Saraſin in Wohnzimmer I Etage 4 R. Ld'or. Portrait von Jb. Saraſin*) 12 R. Ld'or."

Ferner finden wir 1767—1769: „Eberhard Frick, Kunſtmaler von Darmſtadt, in Lörrach im Wilden Mann, gelüfert:

2 Stück Waſſer und Erde
2 „ Feuer und Luft
2 „ die Zeit und die 3 Graces à 6 RT

gelüfert und repariert 6 Stk, nähmlichen 4 Bau und zwei Blumen das Stk à 1 RT 2 Stk Le jugement de Paris und Venus et Adonis à 6 RT.

2 Stk La naissance et La Mord d'Adonis à 6 RT.

p. 8 Muſik Tiſchlein auf Canavas die Affen Muſik zu mahlen à ½ RT. p. Stück.

NB. Hatt ſolche hier im Haus gemahlt vom 26 8bris bis 23. 9bris (1768).

*) Dieſes Porträt exiſtiert heute noch, es iſt im Beſitze von Herrn Dr. R. Geigy-Schlumberger und iſt ſigniert „Wengner Conſis Pinxit 1678".

1 Hausſchlittenſtang das rothe Schlänglein darum zu mahlen pr. Ettliche Entwürfe meiner Frau ſel. Bildniß zu machen, circa 5 Wochen daran gearbeitet 5 NT."

Dieſer Eberhard Frick war offenbar ein vielſeitiger Mann. Nicht nur dessus-de-portes, Porträts und rote Schlänglein auf Schlittenſtangen wußte er zu machen, ſondern er „zeichnete" auch „16 Fenſter Jalouſierähmlein mit Rudera p. Ib. S.", und Anno 1770 wurde Zahlung geleiſtet für ein „Conto an Mahler Eberhard Frick per Jacob Saraſin ſein Hauptzimmer auf I Etage in Architectur zu mahlen wozu ihm die Farben gegeben worden vom 4 Jully 1769 biß 31 Mai 1770 nach Abzug von 6½ Wochen 45½ Wochenlohn à 3 NT nebſt der Koſt noch dazu

Trinkgeld vor die Riß darzu entwerfen als auch das Portrait ſeiner Frau 1 N Ld'or."

Wieder liefert Hochecker 5 sus de portes „in Landſchaften 46 × 39 Zoll à fl 8.—", und am 9. Nov. 1769 erſcheint der Eintrag: „An Kunſtmahler . . . . . Zick in Coblenz per 6 Stk sus de portes Hiſtorien Mahlerey das Stück à 4 N. Ld'or" und

„an Chriſtian Georg Schütz Landſchaften Mahler in F.furth per 6 Stk sus de portes à 2 N. Ld'or."

Leider kann ich nicht ſagen, ob und was von dieſen verſchiedenen Malereien heutzutage noch exiſtiert.

Zur Dekoration der Wände wurden da, wo die Malerarbeit keine Verwendung fand, teils Papier-, teils Stofftapeten gebraucht.

Erſtere lieferte Nicl. Iſelin in Stücken von 20 Ellen lang, 1 Elle breit. Wir finden folgende Muſter beſchrieben: „weiß boden geblumt et gold, ganz cramoicin mit Staub, grün und weiß geblumt, blau und grau Staub, gelb geblumt mit Silber, gelb geſtreut, weiß blumen mit Gold, grün geſtreut, gelb geſtreut, grün gemahlt."

Von „Gebrüder Volltrauer in Inſpruck in Tyroll" ließ man „Papieren Staub Tappeten" kommen; was der Ausdruck

bezeichnen will, etwa das, was wir heutzutage Grundierpapier nennen und zum Ausſchlagen von Wandkäſten u. dgl. benutzen, kann ich nicht ſagen.

Von Johann Andreas Benjamin Nothnagel senior in Frankfurt bezog man 83¾ Ellen „Tappetten auf Tuch gemahlt in Jb. Saraſin Wohnzimmer I Etage die Quadrat Ellen à 50 X r.“

Lucas Saraſin leiſtete ſich auch eine Wandbeſpannung in Aubuſſon-Tapiſſerie. Wir erfahren darüber, was folgt: zuerſt durch eine Notiz von 1765: „Tapisseries d'Aubusson Preiß 2½ Stab hoch und ein Stab breit à Livres 40.— NB. Wie H. Samuel Ryhiner hatt, à Lyon chez la Veuve Allier ou à Nancy chez Couder.“

Sie wurden dann von Nancy bezogen, die Adreſſe lautete: „L. M. Coudert à Nancy, marchand fabricant de Tapisseries“; ſie koſteten „18 N. Ld'or et 2 pr. le dessein“.

Endlich kamen auch Seidenſtoffe zur Verwendung. Es wurde bezahlt „an Friedrich Heinrich Wettſtein und Sohn in Amſterdam per vor L. S. verkauften Sie vor denſelben 5 Stk gut. Cramoiſt oſtindiſch Damaſt, 24 basler Ellen lang und $1^1/_6$ breit; 20 Stk oſtindiſch Taffet 14 basler Ellen lang und 1½ breit fl. 450.—.“

Dann „an Pourtalez et Comp. de Neufchâtel p. 3 Stk cramoisi fin Peking des Indes à 14 aulnes et 27 Zoll breit à Liv. 112 de France p. L. S.“

Dann wieder von Wettſtein in Amſterdam „2 Stk Pekin blanc peint en coulleurs et argent à fl. 103. p. Jb. S. 5 Stk weiß oſtindiſch Taffet à fl. 21½“.

Endlich beſorgte auch die „Handlung“ ſelbſt eine „bluemet façon Damaſt Tappeten in Jb. S. ſein Niche Zimmer I Etage“. Man gab hiefür die „rohen Stoffe zum Wäben an Joh. Franz Kohl auf der Spittahl Matten“.

Wieder nach Frankreich führen uns die Einträge über Anſchaffung der beſſeren Meubles. So liefert François-

Joſeph Paris, menuisier à Besançon, folgende „Nußbaum Waar“:

„114 Jonc Seſſel à Liv. 9½
6 Fauteuils en jonc à Liv. 12½
12 Seſſel zum Tapecieren à Liv. 7.—
4 große Seſſel zu dito à Liv. 9.—
2 Tiſchlein zu dito à Liv. 15.— de France; ferner:
12 Cheses en cabriolets de Cane à Liv. 10
6 fauteuils en dito à Liv. 14
1 Sophat en Cane à Liv. 40
1 Bodet (Bidet?) en Cane à Liv. 24
12 Cheses pour garnir en Tappisserie à Liv. 11 de France.“

Dann ſchickt Marc-David Couleru, ébéniste à Besançon:

„3 Tables à trictrac pliante à Liv. 60“, dazu
„212 pions à 1 Sol“ und
„4 tables à jeux à Liv. 48.—“, und ſpäter 6 weitere „Spiehl Tiſchli“ mit Nußbaum fourniert.

Pellier, Pochet & Comp. de Besançon liefern p. L. S. 2 Et.:

„1 Trumeau in Schlafzimmer
Glâces
Ornement avec Trophée
Parques mis en couleur
1 Conſole Fuß vergoldet und Marmor Platte p. L. S.
2 Trumeaux in Speiſeſaal mit Tableau
2 Conſolenfuß vergoldet und Marmor Platte in Speiſeſaal
1 Trumeau in Nebenzimmer mit glace etc etc ſowie p. Jb. S.

Un bonnet de castor pour Chaise galoné en Argent Liv. 20 und
4 Contours de dessus de Porte et doré p. 1 Et. Ottogone
4 tableaux dessus de porte in Ottogone à Liv. 48

1 Paire de bras doré au feu à deux branches Liv. 54 de France."

Was das „bonnet de castor pour chaise" bedeutet, ist mir nicht klar.

Es folgen später wieder „5 Paires de Bras à feu dorés aux feux à l'antique à 51 Liv. de France."

Johann Friedrich Funk in Bern liefert bloß „2 Marmor Consolen Tischlein Blatt Ein Roth und weißes und Ein schwarz und weißes."

Gewöhnlichere Meubles wurden von den Basler Schreinern und Bildschnitzern geliefert. „24 ordinairi Strohsessel" macht Dreher Joseph Kunz, der Zoller von Dornach an der Bruck."

48 Wandleuchter, unter welchen wir uns wohl die bekannten Spiegelleuchter vorzustellen haben, fertigt Vergolder Joh. Jacob Feyerabend à NT das Stück.

Joh. Michel Koch sel. Witib in Frankfurt liefert p. L. S. „2 Extra große Stegen Latternen mit Mössing garniert nebst 1 Mössing und 1 gläserner Ampelen darin à 10 Rthl. sowie eine kleine dito."

Für Jacob S. Ottogone wird von Gerhard Walther in Straßburg „ein Leuchter zu 3 Lichtern von geschliffenem böhm. Glas à Liv. de France 90.—" bezogen.

Natürlich ist es nicht möglich, mehr als eine kleine Auswahl der interessanteren Anschaffungen zu verzeichnen. Wir können auch für die vielen Furnituren, deren der Tapezierer bedurfte, nicht weiter gehen und bemerken nur, daß der Stoff zu Vorhängen von Baumwolltuch „à la romaine nach Muster von Herrn Marx De Bary" in Basel erstanden wurde, daß an der Frankfurter Messe „grün gedruckter Plüsch" gekauft und daß „cramoisin gros de Tours" bei VonderMühll Sohn bezogen wurde. Für Sitzmöbel kamen Stoffe wie « panne gaufrée jaune » von Joseph Socin jr. sowie Tapisserien zur Verwendung. Letztere lieferte wieder « Coudert marchand fabriquant de Tapisseries en hautte et basse lice » und zwar

für 6 Seſſel, 2 Fauteuils und 1 „ſauphat“. Paſſementerien, „Rädlein und Büxlein in Bux“ zu ſolchen uſw. wurden in Baſel angefertigt. „Baguetten“ wurden ebenfalls hier gehobelt und geſchnitzt und von Feyerabend vergoldet, nachdem „ein Straßburger“ für die Vergoldung ein Muſter angefertigt hatte. Gelbe Baguettes-Stiftlein lieferte der „Nadler“ Joh. Heinr. Stockmeier und 30 000 « cloux dorés à froid » Thélusſon, Necker & Comp. in Paris.

Auch an Ganten wurden gelegentlich Möbelſtücke erſtanden, ſo z. B. durch „Stadt Käufler Freyler ab Herrn von Marſchalls ſeiner Gant

8 Gibs Aufſätz

1 Kron Leuchter mit 4 Lichtern

1 Trumeau.“

Die Gläſer zu den Spiegeln kamen von Frankfurt oder auch von Colmar. Die Tapeziererarbeiten lieferte Meiſter Ludwig Krug.

Es bleibt nun noch übrig, aus dem vielfach erwähnten Hausrate einiges herauszugreifen, ſowie gewiſſe beſondere Einrichtungen zu erwähnen, die von einigem hiſtoriſchem Intereſſe ſind.

Erwähnt werden u. a. viele gläſerne Schellen- oder Glockengriffe, gläſerne Lichtſtöcke, Speiſe-Käſtli, ja „Stängelein per Trauben zu hängen“ und dergleichen mehr. Die Küchen erhielten außer den ſehr weitläufig beſchriebenen Kochherden mit kupfernem Waſſerſchiff einen von Cobanus Hoffmann, Mechaniker in Lörrach, zurechtgemachten „Gewicht Bräter“ ſamt diverſen Spießen, worunter ein „Vogel-ſpiß ſammt neu Trauf Löffel mit zwei Kettelein“. Zur Befriedigung der Neugier dienten „6 Gaßenſpiegel mit Sturtz“ von Vergolder Feyerabend.

Ein Ausſichtsturm, der auf dem blauen Hauſe projektiert war, kam glücklicherweiſe nicht zur Ausführung, dagegen wurde das bekannte Kamin, das bei der Belagerung Hüningens eine Rolle ſpielte, als ſolcher eingerichtet. Ebenſo

wird die Camera obscura erwähnt, für welche ein besonderes „tannenes Theatrum“ mit mehreren Bänken und diversen weiteren Schreinerarbeiten durch Schreiner Henz ausgeführt wurden. Eine große und eine kleine Camera obscura wurde an einen Herrn v. Erlach bezahlt. Auch dieses Theatrum spielte in der Alliierten-Zeit eine gewisse Rolle.

Wenn wir nun noch die Daten, die uns das Baubuch liefert, etwas zusammenstellen, so erhalten wir folgende Zeitangaben für die Bauausführung:

Am 7. Dezember 1762 beginnt der Auszug aus dem alten Haus im Reichensteinerhof, worauf sofort der Abbruch folgt.

Am 21. März 1763 wird der erste Grundstein am „Gebäu am Reinsprung“ gelegt.

Am 12. Februar 1765 wird der erste Nagel am Dachstuhl geschlagen.

Am 14. März 1765 erfolgt das Richtfest für das „Gebäu am Reinsprung“.

Am 27. Juli 1765 findet das „Aufrichtmählein“ für die Flügel „zur Fabriquen“, d. h. zwischen blauem und weißem Haus und gegen „Herrn Obrist Zunftmeister Debarys Stall“, d. h. den obersten Flügel des weißen Hauses statt.

Am 10. Juli 1769 wird sodann das Richtfest für den „Flügel am Teuffelsgäßlein“ abgehalten.

Bis zum 30. Dezember 1775 gehen die Eintragungen für Handwerkerarbeiten noch weiter, jedoch handeln sie in dieser letzten Zeit mehr von der innern Ausstattung und Nach- und Nebenarbeiten.

Das Frucht-Konto dagegen wird bis 1780 weitergeführt. Wie wir am Schlusse sehen werden, fand schon im Januar 1770 eine definitive Abrechnung zwischen den beiden Brüdern über den Bau statt, so daß wir als eigentliche Bauzeit die Spanne vom 7. Dezember 1762 bis Januar 1770, also etwas mehr als 7 Jahre, rechnen können.

Zum Schluſſe wäre noch einiges über die Koſten der Bauten zu ſagen. Aus dem Baubuche ſelbſt ſind ſie ſchwierig zu ermitteln, aber auch hier kommt uns wieder der Bauherr zu Hilfe. Er hat nämlich anno 1770 mit ſeinem Bruder einen Vertrag abgeſchloſſen, in welchem die Koſten genau verteilt ſind. Der Titel lautet:

„Bau Unköſten und Abtheilung der zwei Neu von Lucas und Jacob Saraſin Gebrüderen erbauten Häuſeren zu St. Martin und Reinſprung. Baſel den 29. Jenner 1770."

Es werden zuerſt die „Bau Unköſten laut Baubüchern" zuſammengeſtellt. Es folgen „Ankauf des Wendelstörffer Hoof" und „Abzug der Gebäu Einnahmen"; endlich wird zugezählt der Wert, auf den das „alte Haus Franz Saraſinſche Handlungshaus zu St Martin und Reynſprung nebſt der Reynhalden" geſchätzt wurde. Alle dieſe Koſten zuſammen ergeben ein Total von fl. 217.215. 12 Xr. In dieſer Summe figurieren die „rohen Maur und Zimmerarbeiten" mit fl. 117.281. 23.

Die Beträge, welche ſich für die einzelnen Beſitzer ergeben, ſind für Lucas Saraſin fl. 114.395. 43 Xr und für Jacob Saraſin fl. 102.819. 29 Xr.

Wie in dieſer Verteilung der jeden Partner treffende Koſtenanteil am Landerwerb und an den Rohbaukoſten feſtgeſtellt wurde, iſt nicht erſichtlich, da gewiſſe Inventurbogen nicht mehr zur Hand ſind. Die übrigen Bauunkoſten ſind nach dem Baubuche jedem der Bauherren ſo belaſtet, wie die ſie verurſachenden Arbeiten, auf die jeweiligen Häuſer verteilt, ergeben. Das Schriftſtück iſt von beiden Brüdern unterzeichnet. —

Laut Abbé Hanauer «Etudes économiques sur l'Alsace» iſt der Wert des Guldens in Baſel im Jahre 1762 Fr. 2.29, im Jahre 1798 Fr. 2.25. Er wird alſo für das Jahr 1770 mit Fr. 2.28 zu bemeſſen ſein, ſo daß ſich für die verſchiedenen Summen folgende Werte ergeben:

Totalkosten inkl. Terrain	Fr. 495 250.—
Kosten des blauen Hauses inkl. Terrain	Fr. 260 820.—
Kosten des weißen Hauses inkl. Terrain	Fr. 234 430.—
Kosten beider Häuser exkl. Terrain	Fr. 432 320.—

Bei diesen Berechnungen sind Xr und cent. vernachlässigt. Natürlich ist mit dieser Verrechnung nur der Geldwert des Guldens in Anschlag gebracht. Wie groß die Kaufkraft desselben Anno 1770 war, ist schwer zu entscheiden.

Werfen wir nochmals einen Rückblick auf das ganze Unternehmen, so scheint es kaum möglich, daß die Bauherren bei Beginn der Bauten einen Ueberblick über die mutmaßliche Höhe der Kosten haben konnten. Die Pläne liefen erst sukzessive ein und erfuhren im Laufe der Ausführung ziemlich wesentliche Veränderungen.

Andererseits erscheint es uns kaum glaublich, daß ein Mann von der skrupulösen Sorgfältigkeit und der peinlichen Genauigkeit eines Lucas Sarasin, dem dazu noch eine weitgehende Sachkenntnis zur Verfügung stand, sich in ein solches Unternehmen gestürzt habe, ohne dessen Tragweite genau ins Auge gefaßt zu haben. Ob und wie dies geschehen, darüber gibt uns leider das Baubuch keine Auskunft.

Daß es den Bauherren am Herzen lag, den Besitz der Gebäude auch für die Zukunft sicher zu stellen, zeigt uns ein am 20. Hornung 1777 vor Hanns Georg Oberriet, geschwor. Notar und Burger zu Basel, abgeschlossener Vertrag über gegenseitige Abtretung und Verhalten bei eventl. Verkauf sowie über die gemeinschaftliche Dohle und Rheinhalde. Er trägt die Ueberschrift: „Kaufbrief oder Verkommniß unser beyder Gebrüderen Lucas und Jacob Sarasin über bey unserer gemeinsammlich mit einander erbauten Behausungen am Rheinsprung und St Martin. Basel 2 Jenner 1770".

Unterschrieben wurde dieser Vertrag, wie schon oben gesagt, erst am 20. Hornung 1777.

Damit sind wir am Ende unserer Untersuchung angelangt. Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, etwas von dem

Zauber, den ich beim Studium des Baubuches empfand, in neuem Gewande aufleben zu laſſen und zu zeigen, wie uns Lucas Saraſin neben den durch ihn geſchaffenen und der ganzen Stadt zur größten Zierde gereichenden Bauten in ſeinem Baubuche ein zugehöriges Dokument von hervorragendem kulturhiſtoriſchen Intereſſe hinterlaſſen hat. Wir verdanken das eine wie das andere einer ſeltſamen Miſchung von peinlicher Genauigkeit und einer ausgeſprochenen Großzügigkeit, welcher wir im Basler Charakter hin und wieder begegnen. Wenn einer der Großſöhne in den Notizen, die er über unſern Bauherrn hinterließ, beſonders darauf hinweiſt, daß Lucas Saraſin immer für alles Zeit gefunden habe, ſo können wir die Tragweite dieſes Ausſpruches erſt recht ermeſſen, wenn wir das Baubuch und mit ihm die Tätigkeit kennen, die er neben ſeinem großen Geſchäfte dem „Gebäu“ zugute kommen ließ.

Eine empfindsame Reise des Fabeldichters Konrad Pfeffel.

Von Dr. Emil Schaub.

Aus der Entfernung von mehr als hundert Jahren betrachtet, erscheint das Reisen in der guten, alten Zeit von einem poetischen Zauber verklärt. Wie viel Abwechslung und reiches Erleben waren damit verbunden! In der Tat bedeutete eine Reise im eisenbahnlosen achtzehnten Jahrhundert unendlich viel mehr als heute, da die Maschine mit Windeseile die größten Strecken durchmißt, ein Ereignis für jeden, den Geschäft oder Vergnügen für längere Zeit von Haus und Familie wegriefen. Tausend Unbequemlichkeiten, von denen die Gegenwart nichts mehr weiß, mußten mit in Kauf genommen werden. Aber sie wurden reichlich aufgewogen, wenn am Ziel der Reise ein teurer Freund das gastliche Tor öffnete und den fahrtmüden Wanderer mit liebevoller Umarmung empfing. Die in Schwärmerei und Gefühlsergüssen schwelgende Zeit erhob den Besuch auf die Höhe eines unschätzbar köstlichen Lebensereignisses. Und damals hatte man sich gar vieles zu erzählen; das Gespräch erstreckte sich über die Neuigkeiten des Tages und die Schicksale gemeinsamer Freunde hinaus auf alle Fragen, die das Interesse der gebildeten Kreise berührten. Die Tücken des Vehikels und der Pferde, die Launen der Postillone und die Unverschämtheit der Gastwirte waren bald vergessen, wenn sich bewährte Freunde wiedersahen, wenn bedeutungsvolle Bekanntschaften gefestigt und neue angeknüpft wurden.

So entrollen vor uns die nachfolgenden Blätter eine Reihe lebhaft bewegter Szenen, die sich auf einer solchen Besuchsreise abspielten. Der weithin verehrte, blinde Dichter Pfeffel aus Colmar reiste mit Pfarrer Lucé im August 1788 nach Straßburg, Karlsruhe, Schwetzingen, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Mannheim, und über Straßburg nach Colmar zurück. Ueberall, wo er Freunde besaß, mit Freuden begrüßt und mit Herzlichkeit aufgenommen, durfte Pfeffel in reichem Maße die Beweise liebevoller Zuneigung und begeisterter Huldigung erfahren. Nicht Pfeffel selber, dessen erloschenen Augen ja die Welt der Erscheinungen verborgen blieb, sondern sein Begleiter Lucé hat nach der Rückkehr die gemeinsamen Reiseerlebnisse und kleinen Abenteuer niedergeschrieben und uns damit ein hübsches Denkmal aus der Zeit vor dem Ausbruch der französischen Revolution hinterlassen.

Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1809) war ein Colmarer Kind. Während seiner juristischen Studien in Halle befiel ihn ein schweres Augenleiden, das ihn zwang, die Universität zu verlassen und in die Heimat zurückzukehren. Hier vermählte er sich 1759 mit Cleophe Divoux aus Straßburg, die nicht zögerte, ihm die Hand zu reichen, obwohl er völlig erblindet war. Mit der Erlaubnis des französischen Königs gründete er 1773 in Colmar eine Schule, Kriegsakademie geheißen, die anfangs für protestantische Edelleute berechnet war, aber bald auch von bürgerlichen Zöglingen aus Frankreich, Deutschland, England, Rußland und der Schweiz besucht wurde und ihrer vortrefflichen Leitung und Lehrer wegen großes Ansehen genoß. Eine Reihe junger Leute aus Basel und andern Schweizerstädten erhielten ihre Ausbildung in Pfeffels Institut.

Seine nahen Beziehungen zu den Basler Freunden Sarasin und Haas und zur Helvetischen Gesellschaft, deren Präsident er 1784 war, veranlaßten ihn, sich um das Basler Bürgerrecht zu bewerben. Aber der Versuch scheiterte an den

umständlichen Formalitäten, die er nach der Vorschrift der Regierung hätte erfüllen müssen. Dafür verlieh ihm 1782 die Stadt Biel das Ehrenbürgerrecht. Die Stürme der Revolution zwangen ihn 1793, das Institut in Colmar aufzuheben. Er verlor dadurch seine Einkünfte, erlitt weitere Verluste durch die Entwertung der Assignaten und geriet infolgedessen in große finanzielle Bedrängnis. Jacob Sarasin aus Basel stand ihm während dieser Jahre hilfreich bei, und der Erfolg einiger Romane, die Pfeffel schrieb, half ebenfalls, ihn und seine Familie über Wasser zu halten. Unermüdlich tätig, ging er unverdrossen seinen Weg durch die Wirrnisse der neunziger Jahre, Trost und Erquickung findend in der Welt seiner Dichtungen. Allerdings haben nicht die Prosaschriften, sondern die Fabeln und poetischen Erzählungen Pfeffels Ruhm begründet und ihm für immer einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern seiner Zeit gesichert. Anmutige Erfindung, Witz, echte Lebensweisheit und gewandte Sprache zeichnen sie aus.

Zahlreiche seiner Gedichte wanderten nach Basel zu seinem in Freud und Leid eng mit ihm verbundenen Freunde Jacob Sarasin vom Weißen Haus. Von 1776 bis 1802 standen die beiden Männer ununterbrochen in Korrespondenz, besuchten sich jährlich und verbanden sich dadurch noch enger, daß sie wechselseitig Patenstelle bei den Kindern versahen. Der Sohn Sarasins, Felix, besuchte mehrere Jahre das Institut Pfeffels in Colmar.

Jacob Sarasin (1742—1802) war eine der eigenartigsten Erscheinungen in der Basler Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts. Von Haus aus Bandfabrikant, — er und sein Bruder Lucas besaßen die Fabrik, die zum Weißen und Blauen Haus gehörte — wiesen ihn seine Neigungen und Anlagen auf ganz andere Gebiete, auf Literatur und Philosophie hin, um ihn in der Beschäftigung damit erst seine volle Lebensfreude finden zu lassen. Seine schöngeistigen Bestrebungen, sein lebhaftes Interesse an den Strömungen der

Zeit, der Mystik wie der Aufklärung, seine fast unbegrenzte Gastfreundschaft, die er im Verein mit seiner ihm an geistiger Regsamkeit und edler Charakterbildung ebenbürtigen Gattin Gertrud Battier ausübte, sein Wirken innerhalb der Helvetischen Gesellschaft: alles das brachte ihn mit einer großen Menge vorzüglicher Männer und Frauen der Schweiz, Deutschlands und Frankreichs zusammen und veranlaßte die ungeheure Korrespondenz, deren zahlreiche Bände eine reiche Fülle biographischer und kulturgeschichtlicher Zeugnisse und Aufschlüsse enthalten. Abseits vom Kleinleben der Basler Familienkreise ging Jacob Sarasin seinen eigenen Weg und bewirkte durch seinen tatkräftigen Anteil an den Schicksalen der Dichter Lavater, Pfeffel, Klinger, Lenz und anderer Männer, daß sein Name mit den ihrigen in der Geschichte der deutschen Literatur genannt wird.

In der Sammlung der an Jacob Sarasin gerichteten Briefe finden sich die sechs, die hier, mit der Erlaubnis der Familie Sarasin, zum erstenmal veröffentlicht werden. Der Colmarer Pfarrer J. F. Lucé, der wie Goethes Studienfreund Franz Lerse, als Lehrer an Pfeffels Institut wirkte, richtete sie vom 14. September 1788 bis zum 1. Januar 1789 an Jacob Sarasin, um ihm eine Freude zu bereiten. Die beiden Familien waren enge befreundet, und oft weilten Lucé und seine Frau in Basel auf Besuch. Während der Revolution übernahm er politische Missionen, versöhnte im Oktober 1789 die feindlichen Parteien im elsässischen Münstertal und war 1794 in Paris. Im Auftrag der Regierung seines Departements übertrug er die Marseillaise in die deutsche Sprache, und zwar mußte die Uebersetzung an einem Nachmittag vollendet sein, damit das Lied noch gedruckt und andern Tags gesungen werden konnte. Nach der Revolution bekam er eine Pfarrstelle in Münster.

Mit feinem Humor, lebendig und frisch, erzählt Lucé die Erlebnisse auf der Reise durch die Pfalz. Seine Briefe werden darum gewiß dem Liebhaber gemütvoller Erzäh-

lungen ebenſo willkommen ſein wie dem Literaturfreund, da ſie nicht nur manches, das Leben jener Zeit vortrefflich illuſtrierende Bildchen enthalten, ſondern auch eine Anzahl Geſtalten naheführen, die aus der Literaturgeſchichte wohl bekannt ſind.

Colmar, den 14. Sept. 1788.

Während daß die Damen Doris und Minna[1]) auf ihrem heutigen Zuge nach Gürspach, neuen Abentheuern ihrer Art ausgeſetzt ſeyn dürften, kann ich Ihnen, meine Lieben, mit dem ſüßen Gefühle, das vollbrachte Arbeit gewährt, von denjenigen reden, die Ritter Pfeffel und ich, längs dem Rhein-, Neckar- und Maynſtrom hin, bereits ſeit dem 6ten dieſes, wo wir wieder in unſern Caſtellen anlangten, glücklich überſtanden haben. Da ſie aber ſamt und ſonders ſo ganz proſaiſcher Natur waren, daß es weit andere Kräfte, als die eines Schulregenten erfordert, dieſelbe in Epiſcher Darſtellung darzuſtellen, ſo muß ich Sie zum Voraus um Nachſicht, ja Mitleiden für die demüthige Proſa bitten, in welcher ſie vor Ihren Kenneraugen nun aufzutretten beginnen.

Kaum hatten wir uns über die Gränzen unſeres glücklichen Ober-Elſaßes mit Poſtmeiſtern und Poſtknechten in allerhand Zwiſten und immer zu unſerem Vortheil hinausgezankt, als uns ganz dicht an der Erde das traurige Schickſal des Ikarus bevorſtand, indem eines unſrer Vordern Räder nicht nur zu rauchen, ſondern lichterloh zu brennen anfing. Wir ſuchten, als wahre Philoſophen, mit allem Scharfſinn der erſten Urſache dieſes erſten Abentheuers auf die Spur zu kommen, und endlich hat uns auch Dridulph, unſer treuer Knappe, das Räthſel ſo ziemlich dadurch gelöſet, daß es ihm, wie er ſagte, ſchon in Colmar geſchienen, als hätte man, der

[1]) Pfeffels Gattin führte im Freundeskreis den Schäfernamen Doris, Pfeffel ſelber hieß Philet. Sich mit ſolchen Schäfer- und Schäferinnennamen anzureden, lag in der Sitte der Zeit. Zoë (Frau Gertrud Saraſin), Pſyche (Frau Schweighauſer in Straßburg) ſind andere Beiſpiele. — Mit Minna iſt Lucés Gattin gemeint.

Eile wegen, nur drey Räder geſchmiert, und daß er ſelbſt, auch der Eile wegen, nicht mehr habe daran erinnern wollen. Nach Erkenntnis der Urſache ſchien es nun leicht, dem Übel zu ſteuern. Jeder goß Waſſer auf den Brand, wie er nur konnte; allein unerachtet wir bis nach Ebersheim[2]) mehr Schneckenartig gekrochen als Poſtmäßig gefahren waren, ſo befanden wir uns doch immer in einer großen Wolken- oder vielmehr Geſtankſäule, bis wir endlich das thaten, was nur große Seelen thun können, bis wir Kraft durch analoge Kraft, unſer Feuer mit — Talglichtern vertrieben. — In Fegersheim[3]) wollten und konnten wir uns nicht länger mehr necken laſſen. Der Grobian von Poſthalter forderte mit Ungeſtüm mehr als wir bisher bezahlt hatten, oder er wolle uns, ſetzte er hinzu, nach ſtrikter Ordonnanz führen. Wir zogen auf der Stelle das letztere vor, und darum geſchah es, daß wir, zum Erſtaunen all derer, die uns zu Fuß oder zu Pferde begegneten, mit ſieben raſchen Pferden und zween an Einem fort klatſchenden Poſtknechten, unſern Einzug hielten in die große Kriegs- und wie ſie ſagen, franzöſiſche Freyſtadt Straßburg.

Zum guten Glücke waren wir auch auf der letzten Station ſo pfeilſchnell gefahren: denn ſchon hörten wir, noch diesſeits des Keſichts, auf den Wällen pfeifen und trommeln und ſahen ſelbſt, unter uns, die beſcheidenen Fußgänger eben ſo pfeilſchnell uns trotz bieten, wer am erſten darinn ſeyn würde. Wir kamen noch alle hinein, und da uns dieſen Tag nichts mehr zu thun übrig blieb, als zu ſpeyſen und zu ſchlafen, ſo geſchah dies auch, und dies letztere mit ſo gewiſſerem Erfolge, als wir vor demſelben, um aller Sorge für das morgende Mittageſſen entledigt zu ſeyn, dasſelbe auch noch beſorgt und beſtellt hatten.

Mittwochs den 27ten Auguſt. — Heute früh griffen wir unſere Sachen ungemein klug an. Müde mit ſieben zu fahren

2) Nördlich von Schlettſtadt.
3) Südlich von Straßburg.

begaben wir uns, Freund Pfeffel und ich, in eigener Perſon auf die Poſt und erſuchten da unſern warmen Freund Deutſch, uns nur mit dreyen nach Kehl zu fahren. Er that es alter und nun erneuter Freundſchaft wegen gegen Bezahlung für viere, und ſo langten wir gegen acht Uhr morgens in Kehl an. Wie aber alles in der Welt beſſer durch Offenherzigkeit, als durch das Gegentheil geſchieht, ſo hätte auch uns der Umſtand, daß wir unſern Morgen-Beſuch bei Herrn Deutſch dem theuern Dridulph verſchwiegen, bald ſchädlich werden können. Denn nicht nur geſtand er uns, daß er bereits auf der Kehler-Brücke von ſeinem Bock herab gegen den Straßburgiſchen Poſtknecht ſein großes Erſtaunen über die wenigen Pferde geäußert hätte, die uns ſein Herr zukommen laſſen; ſondern er verlangte in Kehl mit lauter Stimme, nachdem bereits zwey friſche Pferde angeſpannt waren, noch in aller Eile mehr andere dazu. Zum Glück hörte ich die Worte des Unzufriedenen; ich rief ihm zu, aus dem Hofe des Poſtmeiſters, wo er ſie ertönen ließ, zu uns an die Kutſche zu kommen. Da aber mit ihm auch zugleich der Poſtmeiſter kam, ſo blieb uns nichts übrig, als erſtlich des Dridulphs Zunge durch ein Machtwort auf ein paar Minuten ſprachlos zu bannen, welches auch zu Seinem und des Poſtmeiſters größtem Erſtaunen gelang, und dann zweitens den letztern mit aller Höflichkeit nur um ein drittes Pferd zu erſuchen, das er auch auf der Stelle herbey führen ließ. — So fuhren wir mit dreyen ab, brauchten auch die ganze Reiſe durch nicht mehr als drey: aber von hier an, bis wieder nach Colmar, war Dridulph immer mit im Geheimnis und dieſe Vertraulichkeit war — Geldes werth.

Zwiſchen Stollhofen und Raſtadt nahmen wir uns vor, das Mittagsmal einzunehmen, und um dabei Diät mit Epikuraeismus, verſteht ſichs von reinſter Art, zu vereinigen, bekam ich den Auftrag, unſer Straßburger Conto zu compulſiren, um zu ſehen, in welcher Ordnung wir unſern Vorrath am geſündeſten und wohlſchmeckendſten zu verzehren

hätten. Nun hatten wir, außer Brod und Wein, laut dem getreuen hier folgenden Auszuge beſagten Contos, die der erſte Keller und Sekretar de la Ville de Lion à Straßburg eigenhändig geſchrieben und unterſchrieben hatte,

Pour le dinet futur

du viande de chibier froide . . à L 2—8

item de la paté froid un morseau à L 2—„

Einſtimmig wurde zuerſt der kalte Rehbraten angegriffen, und damit etwas Spielraum für die kalte Paſtete in unſerm Magen vorhanden wäre, ſo ward erſterer in kurzem dem Dridulph und dem Schwager auf dem Pferde als großmüthiges Geſchenk zu Theil. Aber ihr gütigen Muſen, wie ſoll ich das Anſtaunen eines des andern, wie den Ausdruck all unſrer Gefühle ſchildern, als man fand, daß die erwünſchte Paſtete wohl deutlich auf unſerm Papier und gar nicht in unſrer Kutſche war? Doch was einer nicht weiß, weiß der andere; unſer Freund Elphingſtone[3*]) ſollte uns diesmal durch ſeine ſchnelle Beſonnenheit und Muth aus der Verlegenheit helfen. Urplötzlich ließ er, nach der traurigen Entdeckung, den Poſtillon halten; ſprang dann, ohne ein Wort von ſeinem Vorhaben zu ſagen, aus dem Wagen; ging wie ein Feind zum friedfertigen Dridulph auf ſeine Erhabenheit hinauf und eroberte noch einige Reſte des Bratens, welchen wir nun in camera caritatis brüderlich theilten und verzehrten. So beunruhigend übrigens dieſes Paſteten-Abentheuer für uns alle war, ſo muß ich doch zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß es auch das erſte und letzte ſeiner Art geweſen. Dridulph ſelbſt ſpitzte in Zukunft ſeine Augen zu Argusaugen, wenn die Rede vom Einpacken des Proviantes war, und wir alle kamen darinn überein, daß alle Billets, und wären es auch Billets au tresor royal, ſolange ſchlechte Effecten wären, bis ſie nicht jeden Augenblick realiſiert werden könnten. Jedoch

---

3*) Es handelt ſich wahrſcheinlich um den engliſchen Staatsmann und Gouverneur von Bombay, Lord Elphinſtone aus Edinburgh (1779—1859), der ſeit 1786 Pfeffels Schule beſuchte.

ſollte der 27te Auguſt noch nicht aufhören, ein Tag des Schreckens zu ſeyn. In Raſtadt gieng zwar alles erwünſcht von ſtatten. Während daß wir vier, die man die gnädige Herrſchaft betitelte, das dortige Schloß und ſeine Raritäten in hohen Augenſchein nahmen, konnte ſich die Dienerſchaft des verlohrenen Knochens wegens im Poſthaus reichlich ſchadlos halten und that es auch auf eine Art, daß wir froh geweſen, einen neuen Schwager zum Führer zu haben; allein kaum hatten wir die Hälfte des Wegs, der zwiſchen der alten und neuen badiſchen Reſidenz liegt, zurückgelegt, als ich ein ſonderbares Hämmerwerk an einem unſerer hintern Räder bemerkte. Wir machten halten, es war ein Quereiſen, das ſich vom Magazin unter dem Wagen losgewunden hatte und zum Glücke am Rade anſchlug. Wie wir ſelbſt von unſern Polſtern aufſtehen wollten, fanden unſere Füße keinen feſten Boden mehr, denn ach! der Keller mit all' unſeren Effekten war weg, und die Keller-Deckel, welche ſich bisher nur von oben herab zugeſchloſſen, nahmen nun ihre Richtung gegen der Erde, öffneten ſich, und unſer reſpektives Fußwerk hing zum Boden der Kutſche hinaus. Wir ſchwangen uns jedoch glücklich zu den Thüren hinaus und ſahen nun erſt den Greuel der Zerſtörung in ſeiner wahren Geſtalt. Gleichwie auf einem Schlachtfelde der eine Held da ſeinen Arm, der andere dort ſeinen Fuß, der dritte gar ſeinen Kopf den Vögeln des Himmels preisgegeben ſieht, eine Naſe liegt ſchweſterlich bey einer Ferſe, ein Ohr auf einem Rückgrat und die ganze Natur ſcheint auf dem Kopf zu ſtehen; ſo zerſtreut, in einer Strecke von mehr als hundert Schritten, ſo widerſinnig gelagert, ein Spielwerk der Kinder und der Mücken, fanden wir nun alles, was kurz vorher im engen Wagenkeller und in ſchönſter Harmonie beiſammengelegen: hier einen Pantoffel, und auf ihm die Puderquaſte; zehn Schritte weiter einen Mantelſack mit Puder beſtreut; dort eine Nachtmütze neben einem Stiefel; hier einen Kamm unter den Scherben einer Flaſche und ſo all unſre theuern Habſchaften der Länge nach

ausgekramet. Wir ſammelten mit Hilfe der Buben, die uns begleiteten, (der Kellerbruch geſchah nah vor einem Dorfe) das unſrige wieder zuſammen, und thürmten einen Haufen auf, indeß ein dienſtbarer Schmied den Fußboden mit einem Querholz befeſtigte und Dridulph den treuloſen Keller in hundert Stücke zerſchmiß. — Nun vertrauten wir uns aufs neue dem morſchen Fahrzeuge an; jeder nahm ſo viel Effekten auf den Schoß, als nur der Raum leiden konnte, und ſelbſt der podagriſche Schulte[3**]) mußte, was alle Schiffbrüchigen thun müſſen, das unentbehrliche auf ſeinen Knien retten helfen.

So langten wir, des vielfachen Tagwerkes ſatt, in Carlsruh an. Es war bald Nacht. Wir wollten zu Schloſſern,[4])

[3**]) A. von Schulte aus Hannover war Schüler Pfeffels. Die Reiſe war ſeinetwegen unternommen worden; Pfeffel begleitete den ſchwer erkrankten jungen Mann nach Frankfurt, wo er in Empfang genommen und in die Heimat gebracht werden ſollte.

[4]) Johann Georg Schloſſer (1739—1799) war der Jugendfreund und Schwager Goethes. Er hatte ſich 1773 mit Cornelia Goethe vermählt und im ſelben Jahr als Oberamtmann in Emmendingen niedergelaſſen, wo er eine ſegensreiche Tätigkeit entfaltete. Nach dem frühen Tode Cornelias wurde 1777 Johanna Fahlmer ſeine zweite Gattin. Um dieſe Zeit war Schloſſer auch mit Jacob Saraſin in Baſel bekannt geworden, nachdem er ſchon mit Pfeffel Freundſchaft geſchloſſen hatte. Obwohl Schloſſer ſich in ſeinen zahlreichen Schriften über wirtſchaftliche, moraliſche, philoſophiſche und politiſche Gegenſtände nur als nüchternen Verſtandesmenſchen zeigt, beſaß er doch lebhaften Sinn für die Literatur und war auch den Beſtrebungen der Stürmer und Dränger in der Dichtung zugänglich, einem Maximilian Klinger und Reinhold Michael Lenz. Auch trat er unter dem Einfluß Saraſins für den Grafen Caglioſtro ein und verteidigte ihn gegen die Angriffe, die beſonders die Gräfin Charlotte Eliſabeth von der Recke (1756—1833) in dem Büchlein: Nachricht von des berüchtigten Caglioſtro Aufenthalt in Mitau im Jahre 1779 (1787 erſchienen), gegen den Grafen gerichtet hatte. Schloſſers gute Meinung über ihn, der die Gattin Saraſins von einer ſchweren Krankheit geheilt hatte, wurde nicht erſchüttert, und er ſo wenig als Pfeffel oder Lucé ließen ſich den Glauben an die ſegensreiche Wirkſamkeit Caglioſtros rauben. Mancherlei Unannehmlichkeiten, die ihm ränkevolle Beamte verurſachten, bewogen Schloſſer, ſeine Verſetzung nach Karlsruhe zu erwirken. 1787 er-

trafen ihn nicht an; doch kam er endlich nach Hauſe und es ward, nach langen Debatten wegen des Nachteſſens abgemacht, daß er mit uns im Gaſthofe das eigentliche Souper, Freund Pfeffel und ich aber in ſeinem Hauſe das Deſſert genießen ſollten, während deß unſre jüngern Reiſegefährten ihre müden Glieder dem Gotte des Schlafes anvertrauen würden. Nun erzählte uns Schloſſer noch viel von ſeinen eigenen Abentheuern mit Bieſtern[4*]), Nicolai und vornämlich mit der ſtreitbaren Heldinn, der Frau von der Recke, die ich aber, nachdem ich ſo viel von unſern eigenen zu erzählen hatte, unmöglich wieder erzählen kann: Nur muß ich jedoch des Schreibens erwähnen, das uns unſer Freund über die Recke Etwas vorgeleſen, und das meinem Gefühle nach das beſte iſt, welches er über die ganze Sache geſchrieben. Schade, daß es zu ſeiner eigenen Rechtfertigung nicht gedruckt wird: Fr. von der Recke, auf deren Einwilligung er es ankommen ließ, ob es publici iuris werden ſollte oder nicht, ſtimmte für das letztere, und ich muß geſtehen, daß ſie um ihrer eigenen Ehre willen ſehr recht hat, ſo geſtimmt zu haben, indem ihr angefangener Streit mit Caglioſtro in keinem für ſie vorteilhaften Lichte erſcheint, noch weniger ihr Streit wider Starken und überhaupt ihr ganzer Autorkitzel. — Sonſt iſt Schloſſer ſehr wohl, überaus vergnügt mit ſeiner jetzigen Lage, auch ſeine Gattinn ſamt der A und der O ſind es; und dieſer einzige Abend, den wir bis gegen Mitternacht ausdehnten, war uns eine reiche Schadloshaltung für alles Ungemach des ganzen Tages. Wir frühſtückten noch ſamt und ſonders den folgenden Morgen bey der vortrefflichen Familie und fuhren dann gegen zehn Uhr von Carlsruh ab, aber nicht, wie wir es uns in Colmar vornahmen, über Durlach und Bruchſal,

hielt er ein Amt als Geheimer Hofrat am Geheimen Staatsarchiv in Karlsruhe. Hier trafen ihn Pfeffel und Lucé. Während der Revolutionskriege ſuchte er Ruhe in Ansbach und Eutin und folgte 1798 dem Rufe ſeiner Vaterſtadt Frankfurt als Syndikus. Hier ſtarb er ſchon 1799.

[4*]) Königl. Bibliothekar in Berlin.

ſondern, wie es Rittern geziemt, über das bezauberte Schwetzingen nach unſerm Beſtimmungsort Heidelberg. Ich für meine Perſon vereinigte jedoch beide Plane ſo ziemlich miteinander. Ich ſtand des Morgens früh auf, war ſchon gegen fünf Uhr in Durlach bey meiner lieben Schwiegermutter, blieb eine gute Stunde bey ihr, ſprach viel von Ihnen, meine Theuern und meiner Minna und war noch zu rechter Zeit wieder in Carlsruh.

Auf der Route nach Schwetzingen[5]) hatten wir gottlob nicht das geringſte Abentheuer. Poſtillons, Wagen, Witterung, ja alles half uns, bey guter Tagzeit daſelbſt anzukommen, und auch im Orte ſelbſt war uns alles ſehr günſtig, die dortigen Wunder der Kunſt anſtaunen zu können. Der Schwetzingiſche Garten iſt ſchön, über alle Ideen ſchön, nur hat uns die Beutelſchneiderey der Subalternen nicht behagen wollen. Jede Partie, deren es unzählige giebt, hat ihre beſonderen Unteraufſeher, und jeder dieſer Schurken liefert einen dem andern in die Hand, zieht ſich zurück, nachdem er das Trinkgeld eingeſtrichen, und der folgende läßt es gerade da, wo es ſeine Vorgänger gelaſſen. Wäre ich Churfürſt, die Betteley müßte in einem Paradieſe, wie die Nacht vor der Sonne verſchwinden. Noch heut zu Tage ſind dem Garten 50 000 K. zum Unterhalt jährlich angewieſen, jeder Arbeiter ſehr gut beſoldet und doch — betteln ſie.

Es war Nacht, als wir zu Heidelberg ankamen. Was wir am folgenden Tage da erfahren, ſo wie auf der ganzen übrigen Reiſe, das erzähl ich, wenn Ihnen je mein Geſchreibe nicht mißfallen ſollte, ein ander Mal. Für jetzt bin ich wirklich des Schreibens müde, vielleicht Sie des Leſens noch müder und die liebe Zeit, die ich mir ſchon oft bei Beſchäftigungen dieſer Art ad modum Homeri perſonifiziert habe, ihres Ge-

---

5) Schwetzingen, an der Linie Karlsruhe-Mannheim, iſt heute noch wegen des im Verſailler Stil erbauten Schloſſes und wegen der Gärten berühmt. Es war einſt ein Lieblingsaufenthalt der Kurfürſten von der Pfalz.

ſchenkes am allermüdeſten. Ich ſchließe daher mit der wahren, meinem Herzen erfreulichen, über allen Ausdruck wohlthätigen Verſicherung, daß ich mich glücklich ſchätze mich nennen zu dürfen und zu ſeyn

Ihr lieber Freund L.

Colmar, den 3ten Oct. 1788.

Ich fahre fort, meine Lieben, Sie mit der Beſchreibung unſerer merkwürdigen Reiſe fernerhin zu erbauen, und erinnere nur, ſtatt aller Vor- und Nachrede, was bereits der Verfaſſer der alten Maccabäer-Geſchichte auch ſeiner Seits zu erinnern für nöthig gefunden: Hätt' ich es lieblich gemacht, ſpricht der weiſe Mann, Buch II, Cap. XV, Vs. 39, das wollt ich gerne; iſt es aber zu gering, ſo hab ich doch gethan, ſo viel ich vermocht. —

Wir kamen alſo, laut dem Ende des erſten Acts der Tragi-Comödie, Donnerstags, den 28ten Augſt, bei Nacht und etwas Nebel in Heidelberg an; verweilten uns daſelbſt den folgenden ganzen, ſehr ſchönen Freitag und verließen erſt Samstags früh, aber ſchon vor Anbruch des Tages, alſo abermals bei Nacht, doch nicht mehr bloßem Nebel, ſondern völlig regliertem Regenwetter, dieſen einſt ſo berühmten, jetzt aber, wie es auch Baſel und Straßburg begegnete, minder berühmten Muſenſitz wieder.

Da Sie nun ſchon wiſſen, das dickbelobter Freitag, den wir in Heidelberg zubrachten, ein ſehr ſchöner Tag war, ſo ſey es zu ſeinen Ehren auch ferner geſagt, daß er uns dies in mehr als einer Rückſicht geweſen; ſchön am Himmel und auf Erden, ſchön für Seele und Leib, fürs Auge und fürs Herz, kurz phyſiſch, äſthetiſch und moraliſch ſchön. Ich muß Sie aber billig mit dem einzelnen Detail unſrer Heidelberger Freuden verſchonen, denn erſtlich bin ich ſelbſt ein blutſchlechter Erzähler der Freuden und zweitens gehören viele davon zu jenen ſonderbaren Dingen, für die uns der liebe Gott zwar alle Werkzeuge gegeben, ſie aus der erſten Hand in guten Empfang

zu nehmen, deren Handhaben er aber, um sie aus unserm Magazin in andere zu übertragen, erst für das bessere Leben verspart zu haben scheint. Doch etwas weniges davon muß ich Ihnen erzählen.

Unserm Freund Mieg, welcher kurpfälzischer Kirchenrath und erster reformierter Prediger in Heidelberg ist, haben wir das meiste unsres dasigen, so vergnügten Aufenthaltes zu verdanken. Wir mußten, so lange wir da waren, immer und in sehr angenehmer Gesellschaft bei ihm speisen; der liebe Mann führte uns den übrigen Theil der Zeit sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt herum; wies und erklärte uns das in der That sehr Merkwürdige der ganzen Gegend; belegte alles mit Geschichten jetziger und vergangener Zeiten und ist überhaupt selbst, was seine eigene Person betrifft, ein Menschenkind, dem man es sogleich anmerkt, ohne daß ers je sagte, wie viel er in seinem Leben schon versucht und geleistet, gewünscht und erfahren, bekämpft und überwunden hat. In seinem Hause lernten wir auch einen sehr braven jungen Mann aus dem Luzerner Canton, Namens Crauer kennen, der aus unwiderstehlichem Triebe zu dem wissenschaftlichen Abbékleid sein Vaterland verlassen, nach Pavia zu Tissot gereiset, sich nach einem dreyjährigen dortigen Aufenthalte zu Buffon nach Paris begeben, von dort nach England und Holland zu den berühmtesten Ärzten und Naturforschern gegangen und nun mit seltenen Sprachen- und Sachenkenntnissen gerüstet im Begriff ist, auf des Junker Meyers Aufforderungen hin wieder in seine Heimat zu reisen. Auch das that wohl, die Geschichte dieses Athleten zu vernehmen, nach welcher ihm das Auge, das über alle wacht, immer zur rechten Zeit Helfer aus der Noth, aus Hunger und Geldmangel angewiesen hat. In Miegs Hause hörten wir ferner von einer andern, aber Heidelbergischen merkwürdigen Person sprechen, die schon zwey Universitätsjubilaea, das erste in ihrem 18ten Jahre, anno 1686, und das zweite im 118ten, anno 1786, erlebt hat. Sie lebt noch, nicht weit von Miegs Wohnung, war

nie verheiratet und wird also schwerlich als Frau sterben. In Miegs Gesellschaft gingen wir auch nach dem Mittagessen zu dem sogenannten Wolfsbrunnen, der eine kleine halbe Stunde hinter der Stadt in einem sich schön hinaufziehenden Quertälchen liegt. Zuerst kömmt man beinah am Fuße des Tälchens zu einem großen viereckigen Forellen-Weiher, der fast seine ganze Breite einnimmt; dann steigt man über 50 Schuh durch schöne Laubengänge hinauf, um zu einem zweiten etwas kleineren Weiher zu gelangen; dann wieder so hinauf, wiewohl unsäglich variert, zum dritten; so auch zum vierten und fünften, an dessen Ende ein schöner breiter Platz, und in der Mitte desselben sich ein Laufbrunnen, Wolfsbrunnen genannt, befindet. Ich habe noch wenige Gegenden in meinem Leben gesehen, bei denen ich das empfunden hätte, was hier. Der Hinabblick auf den unten vorbeifließenden Neckar, der mit den andern 5 Bassins der letzte und größte zu sein scheint, macht das Ganze zu einer cristallnen, sechsstufigen Treppe, worauf aber nur Riesen von ungeheurer Art die Füße stellen könnten; und dies ganze, wobei die liebe Kunst der lieben Mutter Natur nur Hebammendienste leistete, machte mich gegen alle Schwetzinger Herrlichkeiten, die pure Kunst, das ist, bloß nachgeahmte Natur ist, auf einmal so gleichgiltig, daß ich von nichts als dem großen, alten Churfürsten sprach, der diese schöne Parthie mit seinem Heidelbergischen Schloßgarten zu vereinigen wußte; denn gerade hinter dem Rücken des einen Hügels, der dies Riesen-Thälchen bilden hilft, fängt der große Garten an, oder vielmehr hat ehedessen angefangen. O ihr âmes sensibles, ihr Franzosen, solche Zerstörungen liegen schwer auf den Unmenschen, die drey bis vier Menschenalter nicht wieder herstellen können: auch wir haben euch auf der Stätte der Verwüstung ein Liedchen gesungen, das ihr tausendfach verdient habt! Mieg und ich beschrieben wechselweise den lieben Reisegefährten den jetzigen Zustand des Schlosses, der in der That, durch die schönen Reste, die noch hier und da dastehn, die tolle Wuth unsrer Landsleute ver-

größert und abscheulicher macht.[6]) Die guten Pfälzer haben sich indeß an einem der damaligen Würgengel auf eine Art gerochen, die seinen Namen blutigen Angedenkens, noch lange auf die Nachwelt fortpflanzen kann. Er hieß Melac und seit dieser Zeit nennt jeder Metzger in Baden und der Pfalz ihren größten und bissigsten Hund auch Melac und die meisten wissen noch, warum sie ihn so nennen. — Doch Gesicht weg von allen Melacs, Herostraten u. Comp. Die Unmenschen hatten uns beynah mit ihren Zerstörungen diesseits des Hügels die liebe Promenade jenseits verdorben, wo alles, so alt es auch ist ‚noch so jugendlich lebt, wo junge Zweige und Vögel mehr als 600jährige Linden verjüngen, wo viele tausend Forellen in jedem der Weiher ihr Spiel treiben und der Mensch in voller Fülle fühlt, daß er Herr und Gebieter dieser lebenden Welt ist.

Von diesen und noch einigen andern Expeditionen kamen wir wieder in die Stadt, und Mieg führte uns auf unser Ansuchen in einen Buchladen, und hier wollten wir uns auf den morgenden Tag mit etwas Lectüre verproviantieren, und wir fanden auch ein nagelneues Büchlein, das uns sehr amüsiert hat. Sie kennen Nikolai's Bände-reiche Reisebeschreibung, worin er in allen Winkeln Deutschlands Jesuiten und Crypto-katholiken wittert.[7]) Nun fanden wir eine satyrische Bro-

---

[6]) Graf von Mélac war 1689 im Einverständnis mit dem König Ludwig XIV. vom Kriegsminister Louvois zu Beginn des pfälzischen Kriegs mit der Verwüstung der Rheinpfalz beauftragt worden. Mélac schändete auf alle Zeiten seinen Namen durch die Barbarei, mit der er den Befehl ausführte. Er ließ zahlreiche Städte und Dörfer in Flammen aufgehen und zertrümmerte in wilder Zerstörungslust das prachtvolle Heidelberger Schloß.

[7]) Friedrich Nicolai (1733—1811), der bekannte Berliner Buchhändler und Aufklärer, hatte eine zwölfbändige „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz" herausgegeben, die in den Jahren 1783—1796 erschien. Schiller und Goethe, die er beide angegriffen, verspotteten ihn in den Xenien. So höhnte Schiller unter anderm:

Schreiben wollt' er, und leer war der Kopf, da besah er sich Deutsch-
[land,

ſchüre, worinn ein Chriſtian Nicolai, der auch, wie er ſagt, eine Reiſe mit ſeinem Erſtgeborenen gemacht, eine andere Art von Proſelythen-Macherey entdeckt, die die Aufmerkſamkeit des Publicums verdiente. Mit den nähmlichen Gründen, ſehr oft mit den nähmlichen Phraſen und Wendungen, die ſein berliniſcher Namensvetter zu ſeinen Entdeckungen gebraucht, ſieht der reiſende ſchwäbiſche Buchhändler überall nichts als heimliche Juden und allgemeinen Hang zum Judenthum. Teller[8]) und Mendelſohn[9]) ſind bey ſeinem Syſtem, was Lavater[10]) und Sailer bey erſterm; ſo dienen Gordon und Stark,[11]) ſo eine Menge anderer gut und ſchlecht notierte Nahmen der neuen Entdeckung des Schwaben. Das ganze Ding läßt ſich wie geſagt, einige zu gedehnte, langweilige Stellen ausgenommen, als Zeitſchrift mit Lachen und Unterricht leſen.

In eben dieſem Buchladen that ich auch einen Blick in ein anderes Werkchen, das mir um einer einzigen Stelle willen, die mir gleich in die Augen fiel, einen angenehmen Zeit-

---

Leer kam der Kopf zurück, aber das Buch war gefüllt.

Und im Fauſt (I. Teil, Walpurgisnacht) gelten ihm Goethes Verſe:

Sagt, wie heißt der ſteife Mann?
Er geht mit ſtolzen Schritten.
Er ſchnoppert, was er ſchnoppern kann. —
„Er ſpürt nach Jeſuiten."

8) Oberkonſiſtorialrat Teller, Rationaliſt, hat während des Streits um die Wolfenbüttler Fragmente durch die laxe Handhabung der Zenſur Leſſing die Verteidigung gegen die Angriffe der ſtreng orthodoxen Theologen weſentlich erleichtert.

9) Moſes Mendelsſohn in Berlin (1729—1786), Leſſings Freund, gehörte durch ſeine Schriften zu den geſchätzteſten Popularphiloſophen ſeiner Zeit.

10) Dem nüchternen Aufklärer Nicolai mußte der ſchwärmeriſche Zürcher Theologe Johann Caſpar Lavater (1741—1801) mit ſeinem Hang zur Myſtik ebenſo gefährlich ſcheinen wie der bayriſche Theologe Joh. Mich. Sailer (1751—1832), der 1770 dem Jeſuitenorden beigetreten war und in religionsphiloſophiſchen Schriften kraftvoll den Katholizismus, wenn auch einen milden und verſöhnlichen, vertrat.

11) Oberhofprediger in Darmſtadt vgl. unten pg. 22.

vertrieb verſprach, das wir jedoch, weil uns das erſtere dick genug ſchien, nicht kauften. Es führt den Titel: Kapucinerſuppe, erſter und zweiter Topf, und ſcheint ein Wiener Produkt zu ſein. Unter anderm iſt die Rede darin von Lavaters Phyſiognomik, die ein gewiſſer Organ in einer großen Geſellſchaft als unbeweisbar und unſtatthaft findet. Ich gebe alſo, fährt er fort, mit Erlaubnis des Herrn Lavaters, für die ganze Phyſiognomik keinen lichten Heller. Ich auch nicht, ſchrie die ganze Geſellſchaft zuſammen; ich auch nicht, ſagte nachher einer nach dem andern uſw. Indeſſen, fuhr Organ fort, habe er in Anſchauung der Ohrläppchen eine beſondere Anmerkung gemacht: er habe nämlich gefunden, daß die gelöſten Verſtand und Genie, die angewachſenen aber Dummheit und Geiſtesträgheit anzeigten; inzwiſchen glaube er doch an die ganze Sache ſo wenig als an die Lavateriſchen Fragmente. Ich auch nicht, ſagte nun abermals die ganze Geſellſchaft zuſammen; ich auch nicht, ſagte nachher einer nach dem andern; aber kaum hatte Organ den Rücken gewandt, ſo griff jeder nach ſeinem — Ohrläppchen.

Doch, mein Lieber, es iſt Zeit, daß wir zu Heidelberg hinauskommen, ſonſt werde ich geſchwätzig wie Falſtaffs Freundin beym Shakeſpeare. Alſo Samstags, den 30ten, verreiſten wir wieder, und der Regen begleitete uns bis nach Heppersheim. Dieſer leidige Regen mag nun wohl Schuld daran ſeyn, daß ich die ſo hoch und oft geprieſene Bergſtraße ſo extra reizend nicht gefunden, als ich erwartet hatte. Übrigens mag auch für ein Auge, das unſere ober Elſäßiſchen Gegenden und noch mehr der Schweizer Anſichten gewohnt iſt, manches unter der Erwartung ſeyn. Eine Stunde diesſeits Darmſtadt kam vollends eine Art von Wolkenbruch mit ſo fürchterlichem Blitze begleitet, daß wir nun, die wir zwar Boden-Gefährlichkeiten glücklich ausgeſtanden, jetzt alle Furcht vorm Einſtürzen unſeres alten Himmels hatten. Doch der noch ältere Himmel war uns in ſo fern gnädig, daß wir mit der bloßen Furcht davon kamen, indem er einen ſeiner

Strahlen in einen nahen Baum, ungefähr 100 Schritte vor uns vor unſerm Angeſichte fallen ließ, zum Glück war's nahe beym Dorfe Eberſtadt [12]); hier weilten wir, bis das obre Schauſpiel ein Ende hatte, und kamen dann gegen 2 Uhr in der hochfürſtlichen Reſidenz an. Hier, meine Freunde, iſt nun, wie Sie ſehen, mein Bogen vollgeſchrieben. Hier wollen wir für diesmal auch halt machen. Leben Sie wohl, bald kommen wir, dächt ich, nach Frankfurt. Ewig der Ihrige

L.

Colmar, den 18ten Oct. 1788.

Ich ſetze nun zum dritten Male die Feder an, um Ihnen, meine Lieben, das weitere unſerer Reiſen zu erzählen. Wir waren, nach Nr. 2 der mitgetheilten Urkunden, bis nach Darmſtadt vorgerückt, bis wohin ich Sie aber diesmal führen werde, das ſteht bey den Göttern, oder chriſtlicher zu reden, bey den viel tauſend Dingen, die ich nicht weiß.

In Darmſtadt ſelbſt hatten wir weiter nichts zu beſtehen, als mitten unter vollen Waſſer- und Weinflaſchen eine kleine Durſtnot. Wir gingen nämlich gleich nach unſrer Ankunft ins Schloß zu unſerm Freunde Peterſen, der darmſtädtiſcher Prinzenhofmeiſter iſt und gerade Unpäßlichkeit halber das Zimmer hüten mußte. Da wir ſeit Heppenheim, alſo ſeit mehr als 5 Stunden nichts genoſſen und obendrauf durch das Spektakel am Himmel bey Eberſtadt nicht wenig alteriert worden waren, ſo tönte das Anerbieten Peterſens, uns mit fürſtl. Rheinwein zu desalterieren, wie der reinſte Silberton in unſern Ohren. Es wurde wirklich ſerviert, und wir waren im Begriff, nach alter deutſcher Sitte uns zuzutrinken und anzuſtoßen, als wir durch ein leiſes Klopfen an der Thüre daran geſtört wurden. Die Thüre ging auf, und wer hereintrat, war die ſchöne Frau des Palaſtes, die liebenswürdige Frau Erbprinceſſin. Dem Schein nach war ſie gekommen; um unſern kranken Freund zu beſuchen, im Grund aber war's, um meinen lieben Reiſegefährten, den ſie ſchon längſt

[12]) Südlich von Darmſtadt.

gerne geſehen und geſprochen hätte, ſehen und ſprechen zu können. Sie blieb faſt eine halbe Stunde bey uns, und ihr edles Betragen und Fragen (dies letztere können alle Fürſten und Fürſtinnen meiſterhaft) hätte uns ganz à notre aise geſetzt, wenn es nur auch unſer innerer Geſellſchafter geweſen wäre. Allein kaum war ſie fort und wir in unſrer vorigen, ſo erwünſchten Lage, als wir wieder anklopfen hörten. Pfeffels Anweſenheit wurde, wie ein verrathenes Geheimnis, allen Ober- und Unterzofen der Princeſſin kund gethan, und ſo erhielt unſer kranker Peterſen den Beſuch von der Princeſſin von Mecklenburg, der Oberhofmarſchallin, der Fräuleins von Prettlack, von Gemmingen, von Riedeſel u. ſ. w. anfangs einzeln, gegen das Ende aber zwo miteinander. Das dauerte ſo von halb drey bis gegen fünf Uhr, binnen welcher Zeit wir immer das nämliche Exercitium machten, bis an die Thüre begleiteten, zurück an den Tiſch gingen, uns niederſetzten, trinken wollten und wie Tantalus nicht trinken konnten.[13]) Ich glaube, das Ding hätte noch lange fortgedauert, wenn wir nicht Abſchied genommen

---

13) Der Empfang in Darmſtadt erinnert an die Zeit, da Goethe oft im Kreiſe der „Empfindſamen“ weilte. Am Hof der „großen Landgräfin“ Karoline von Heſſen-Darmſtadt (1721—1774), deren Tochter Luiſe die Gemahlin des Herzogs Karl Auguſt von Sachſen-Weimar wurde, vereinigten ſich die „ſchönen Seelen“ in Freundſchaft und Liebe zur Huldigung der Künſte. Während ihr Gemahl, Landgraf Ludwig IX. in Pirmaſens Soldaten drillte, lenkte Karoline die Geſchicke des Landes mit Umſicht und Erfolg. Nach allen Richtungen hin offenbarte ſie bewundernswerte Vorzüge, ſo daß ihr Friedrich der Große mit Recht die Grabſchrift ſetzen konnte: Femina sexu, ingenio vir. In ihrem Zirkel feierte die Empfindſamkeit, die faſt unbeſchränkte Herrſchaft der Gefühle, als deren Apoſtel ſich Leuchſenring aufſpielte, die höchſten Triumphe. Außer Goethe ſtanden zeitweilig auch Herder, Wieland, Gleim, Lavater und Klopſtock im Banne der ſchönen Seelen, die an den Romanen Richardſons und Rouſſeaus die ſentimentale Schwärmerei nährten. Die eifrigſten Glieder des Darmſtädter Kreiſes waren die Frauen: Karoline Flachsland (Herders Gemahlin), Pſyche genannt, Henriette von Rouſſillon (Urania) und Luiſe von Ziegler (Lila), deren Kultus der Freundſchaft Goethe das herrliche Gedicht „Elyſium“ weihte.

hätten, und dies letztere war nun auch um so nöthiger, als es sich nicht undeutlich verlauten wollte, daß unsern Freunden nun der Reihe nach auch solche Besuche von den Rittern des Schlosses bevorständen. Schon war Petersens Bruder, der fürstl. Hofprediger und der Denkart nach ein Erzberliner, auch Mitarbeiter an der Allgem. Deutschen Bibliothek[14]) ist, bey uns; Pfeffel ersuchte ihn, ihn noch vor seiner Abreise zum Grabe seiner unvergeßlichen Landgräfin zu führen, er that's, und so kamen wir endlich zur Schwitzstube hinaus.

Besagtes Grabmal hat mich ungemein gerührt. Es befindet sich mitten in einem Birken- und Tannenwäldchen im Schloßgarten, das die gute und große Frau selbst angelegt hatte. Unter dem Hügel, wo nun ihre Hülle ruht, hatte sie sich auch ein Kämmerchen wölben lassen, in das sie fast täglich ging, um da, in süßem Umgang mit Gott und sich, neuen Trieb und neue Kräfte zu ihren mancherley Pflichten zu sammeln. Jetzt und seitdem ihr Körper darinnen liegt, ist nach ihrem Willen die ganze Höhlung mit Erde gefüllt, und mitten auf dem runden Hügel, den sie bildet, und der etwas mehr als ein Klafter im Durchschnitt breit ist, ragt eine drey Schuh hohe marmorne Urne hervor, von der glänzendsten Weiße und Schöne, aber ganz simpler Arbeit. König Fritz hat sie seiner Freundin, die laut der kurzen Inschrift sexu femina et ingenio vir gewesen, in Rom machen lassen und hieher gesandt. Wie aber oft alles Schöne das Schicksal hat, durch etwas verhunzt zu werden, so hatte es auch diese Urne. Die Worte der Inschrift sind Worte des Königs, das ist, er sagt selbst, daß er seiner Freundin dies Denkmal setze, und die Thoren in Darmstadt setzten, um ihrer Meinung nach Fritzen zu ehren, im Grund aber um den bescheidenen König zum Prahler zu machen, unter den Namen Friedericus das mir hier so widerwärtige Magnus hinzu: denn daß dies Magnus neuer ist, als die andern Buchstaben, ist jedem in die Augen fallend.

[14]) Herausgegeben von Nicolai, 1765—1791.

Aus dem Schloßgarten kamen wir neben dem Exercierhause vorbey, das ein Gebäude ist, dergleichen ich in meinem Leben noch keines gesehen habe. Es können im Saale, der gar keine Säulen noch Pfeiler hat, 1000 Mann ihr militärisches Hocuspocus treiben; das erfordert, wie leicht zu erachten ist, einen majestätischen Spielraum. Von da begaben wir uns in den Gasthof zur Traube, wo wir abgestiegen waren, bezahlten für höchstens drey Pferde, kaltes Kalbfleisch und etwas Brod 1 Gl. 30 Kr., das wir mit auf die Reise nahmen, und fuhren gegen sechs Uhr von Darmstadt wieder ab.

Wir wollten zwar, ehe wir diesen Ort verließen, noch einige Personen sprechen, allein es ward nichts daraus. Kriegsrath Merk[15]), den Sie auch kennen, hatte leider über einer mercantisch-literarischen Entrepriſe den Kopf verloren, war sinn- und bewußtlos und folglich per se unbesuchbar, doch soll es jetzt wieder besser mit ihm gehen. Den bekannten Oberhofprediger Stark wollten wir auch nicht mehr sehen, seitdem wir sowohl in Darmstadt als vorher, eine Iliade von Bösem von ihm gehört hatten. Wir fuhren also ab und langten in der Nacht um zehn Uhr in Frankfurt an. Der dritte Theil dieses Wegs war auch wirklich so schlecht, daß wir nicht eher ankommen konnten; dennoch machte man uns auch diesen schlechten Weg für Enkel und Urenkel bezahlen, indem der Fürst von Isenburg, dem dieser Strich gehört, erst dann, wenn er hinlängliches Weggeld eingenommen haben wird, gesonnen seyn soll, eine Chaussée zu machen. Und so

15) Kriegsrat Joh. Heinr. Merck aus Darmstadt (1741—1791), der durch sein verständnisvolles, oft scharfes Urteil Herders wie Goethes Entwicklung so entscheidend beeinflußt hatte, gehörte auch dem Darmstädter Freundeszirkel an. Sein vielseitiges Wissen erlaubte ihm, seine Meinung auf allen möglichen wissenschaftlichen Gebieten auszusprechen und Aufsätze über Literatur, Geschichte, Malerei und naturwissenschaftliche Gegenstände zu schreiben. Aber er zersplitterte seine Kraft und ging an dem fortwährenden Wechsel seiner Neigungen und Unternehmungen zugrunde. Nach einer Reihe verunglückter Spekulationen nahm er sich 1791 das Leben.

hätte auch hier der große Leibnitz ſein großes philoſophiſches Sprüchgen anwenden können, que le temps présent est gros de l'avenir.

In Frankfurt ließen wir vor dem ſchönen Gaſthof zum römiſchen Kaiſer halten, theils weil wir den Abholer unſres podagriſchen von Schulte dahin beſtellt, theils aber, weil wir auch durch einen von uns abgereiſten Colmariſchen Freund Zimmer daſelbſt hatten verſichern laſſen. Allein weder Keller noch Wirth wollten uns annehmen; man wußte weder von dem Abholer, noch von beſtellten Zimmern, doch nach langem Wandern that man uns endlich die, wie man ſagte und weil es bald Mitternacht wurde, große Barmherzigkeit an, unſre ganze Mannſchaft in der oberſten Manſarde des ungeheuer hohen Gebäudes zu beherbergen; ſo ſehr war alles angefüllt im Hauſe. Noch war erſt ein Bett im Zimmer, man ſchleppte allmählig zwei andere herbey und rieth unſerm Dridulf in einem Winkel vor der Thüre zu ſchlafen. Wir dankten Gott für ſo viel Obdach, allein noch ein Umſtand war zu beſiegen. Unſer guter Podgriſt, der mit Pfeffeln und mir in Einem Zimmer ſchlafen ſollte, hatte zwar bey Tage nicht das geringſte von ſeinem Übel mehr empfunden, allein ſeit er wachend Ruhe hatte, kam ihm die Erinnerung erlittener Schmerzen ſo lebhaft vergegenwärtigt vor, daß er allemal nach einem halbſtündigen Einſchlummern zu winſeln und zu weinen, oft laut zu ſchreyen anfing, als ob er wirklich der unglücklich Leidende wäre, den er ſich zu ſeyn träumte. Wir hatten dieſe Entdeckung bereits in Straßburg gemacht und konnten bisher, da noch überall, wo wir übernachteten, Raum genug in der Herberge geweſen, dem Uebel inſofern ſteuern, daß wir dieſen malade imaginaire neuer Art in einem andern Schlafgemach verſorgten. Allein hier in unſerm Dachſtübchen ging dies Mittel nicht an. Mein lieber Pfeffel war müde und hatte die vergangene Nacht wenig oder gar nichts geſchlafen, bedurfte alſo auf den folgenden Tag einer vorzüglichen Ruhe. Was war anders zu tun, als ſein Bett in dem entfernteſten

Winkel des Zimmers aufzurichten und unſere zwei in dem entgegengeſetzten, doch ſo dicht aneinander, daß ich im kommenden Fall im Stande wäre, den zu laut Winſelnden aus ſeinen erträumten Schmerzen herauszuſchütteln. Doch wir kamen diesmal mit der bloßen Furcht davon; nur Einmal durfte ich, die ganze Nacht hindurch, mein Kunſtſtück probieren, und ſo ſchliefen wir ſamt und ſonders in unſern wiewohl Bedienten-Betten und Zimmer bis in den lichten Tag hinein.

Es war alſo Sonntag, als wir erwachten. Wir ließen den Podagriſten mit dem Dridulf in ſeinem hohen Neſte und ſuchten ein Kaffeehaus und fanden's, nicht weit von der Catharinen-Pforte, mit der goldenen Etiquette «au grand Caffée». Kaum waren wir hineingetreten, als wir uns von lauter Bekannten, größtenteils alten Eleven unſres Freunds umringt ſahen, die alle ob dem Wunder erſtaunten, ihren ehemaligen Vater die Frankfurter-Meſſe beſuchen zu ſehen. Hier ward nun der Plan für die Expedition des ganzen Tages gemacht, der aber leider jede Stunde hernach wieder abgeändert werden mußte; doch blieb der Vorſatz, die Frau v. La Roche den Nachmittag in Offenbach zu beſuchen, immer felſenfeſt ſtehen und kam auch in Erfüllung, wie Sie bald hören ſollen.

Es würde ſowohl unmöglich, als auch für Sie, meine Theuerſten, die beide zur Meßzeit in Frankfurt geweſen, höchſt überflüſſig ſeyn, wenn ich von allem, was wir nun ſahen und trieben, Rechenſchaft ablegen ſollte. Doch kann ich nicht umhin, das, was mir vorzüglich auffallend war, vielleicht auch nur mir auffallend werden konnte, mit wenigen Worten zu berühren. Überhaupt genommen, freute mich das liebreiche, zuvorkommende, gefällige Betragen des Mittel- und, wenn ich ſo ſagen darf, Unterſtandes der Frankfurter Einwohner. In allen Fällen, auch ohne die mindeſte Rückſicht auf Erſatz und Gewinn, fanden wir dieſe beiden Klaſſen von Menſchen äußerſt dienſtfertig, und das in einem Grade, den ich noch nirgend gefunden. Suchten wir Häuſer und Straßen, verirrten wir uns um mehrere Gaſſen u. ſ. w., gleich hatten wir

mehrere Wegweiſer, die ſich uns gleichſam aufdrängten, eine Stunde lang mit uns gingen, und uns dann ungebeten andern Wegweiſern überlieferten, bis wir nicht nur am gewünſchten Hauſe, ſondern auch im geſuchten Stockwerke desſelben waren. Dieſe Gefälligkeiten gingen ſo weit, daß wir ſogar in Verlegenheit geriethen, wem wir von dieſen dienſtbaren Geiſtern folgen wollten. Wir hatten dieſen erſten Mittag unter der Anleitung unſeres Freundes Engelbachs im Schmidtiſchen Garten weidlich gezecht, gingen nachher nach Offenbach (die umſtändlichere Beſchreibung dieſes Beſuchs verſpar ich noch immer pour la bonne bouche) nach unſerer Rückkehr war es bald ſieben Uhr, und weder meine Reiſegefährten noch ich fanden den mindeſten Beruf, bey irgend jemanden, ſo viel auch der Einladungen waren, die wir hatten, dieſen Abend zu eſſen. Unſer einmüthiger Entſchluß ging nun dahin, uns wieder, wie dieſen Morgen, ins große Caffeehaus zu begeben, da eins zu rauchen, Zeitungen zu leſen und die Herren politiſieren zu hören, mitunter auch, da wir im Gaſthof kein Wörtchen vom Schultiſchen Abholer erfuhren, den Plan auf den folgenden Tag miteinander zu verabreden. Wir gingen beim fallenden Schein der bereits angezündeten Stadtfackeln die große Ziel hinunter, kamen glücklich durch die Catharinen-Pforte, aber hier hatten mich die Nachtbilder ſo verblendet, daß ich ſtatt links, rechts gieng. Doch bald ward ich unſeres Irregehens gewahr, mehrere Perſonen boten ſich zu Zurechtweiſern an; aber unglücklicher Weiſe ſtimmte keiner mit dem andern überein, durch welches Gäßchen uns der kürzeſte Weg zum Caffeehaus führen könnte. Der Eine ſchlug dieſes, der andere mit Hitze ein anderes vor, ein dritter, der am meiſten ſchrie und hautement behauptete, er, der ſchon alle Weltteile durchgereiſet, würde doch, als Frankfurter Bürger, das grand Caffée wiſſen müſſen, erhielt endlich, zu ſeinem größten Wohlgefallen, den Vorzug von uns; wir folgten dem Weltumſegler eine große Strecke und würden ihm ganz voll Vertrauen noch weiter gefolgt ſeyn, wenn nicht Freund Pfeffel aus dem ab-

ſcheuligen Brantwein-Geruche, der uns bey näherer Unterredung entgegenſtrömte, auf die wichtige Entdeckung gekommen wäre, daß der neue Cook beſoffen ſeyn mußte. Das war er auch wirklich bei weiterer Unterſuchung ſo ſehr, daß er vor unſern Füßen darnieder ſtolperte, nachdem er uns in dem dienſtfertigen Rauſche, bis nah an den Mayn geführt hatte. Hier erbarmten ſich jedoch unſeres Irrweges andere nüchterne Chriſtenmenſchen, und dieſe leiteten uns endlich nach einem Marſche von wenigſtens einer halben Stunde ſeit unſerm Ausgang aus dem Kaiſer in das ſo lange geſuchte Caffeehaus. Auf dieſe Weiſe hatten wir, wie geſagt, alle Urſache, mit dem Frankfurter Bürger und ſeinem Betragen zufrieden zu ſeyn, das allerdings an wenigen Orten von Frankfurts Größe ſo anzutreffen iſt.

Nicht völlig ein ähnliches Lob möcht ich im allgemeinen vom höheren Frankfurter Einwohner ſingen. Es war freylich gerade Meßzeit, allein eben dieſer Umſtand ertheilte, wie mir ſchien, Großhändlern und Banquiers eine gewiſſe Feyer-Miene, die nicht zu mißkennen war. Ich habe ſchon oft die verſchiedenen Stände der menſchlichen Geſellſchaft in feyerlichem Staate geſehen, aber keine von allen haben mir geſchienen, im Staatskleid einander ähnlicher zu ſeyn, als die Geiſtlichkeit und der reichere Frankfurter Kaufmann. Vermutlich hat dieſe Aehnlichkeit ähnliche Gründe und Wirkungen; jene glaubt ſich im ausſchließlichen Beſitz des Schlüſſels zu allen himmliſchen Genüſſen zu ſeyn, dieſer im Beſitz des Schlüſſels zu allen irdiſchen; beide danken Gott, daß ſie nicht ſind wie andere Leute; beide ſchießen ferne vom Ziel und machen ſich — lächerlich. Was aber dieſen Sonntag die Mienen dieſer Herren um vieles verherrlichte, war die um 9 Uhr angekommene und wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt praſſelnde Nachricht von Neckers Erhebung ins franzöſiſche Miniſterium. Da war denn die halbe Stadt, mit Correggio, auch Pittore; ſelbſt die Commis, dergleichen wir viele im Caffeehaus antrafen, trugen den Kopf um ein Be-

trächtliches höher, weil, wie ſie ſagten, nur aus ihrer Mitte ſolche Staaten-Heilande gebildet werden. Im Grunde gefiel mir dieſer Enthuſiasmus ſehr wohl, ſowie aller in ſeiner Art; allein auch im Grunde, welch ein Unterſchied zwiſchen Neckers, ich will nicht ſagen, Staatenkenntniſſen, ſondern nur Haus-Backen-Brod und der meiſten Frankfurter ihren. Der eine ſagte zu Pfeffel: S'il continuoit toujours le métier de bel esprit, der andere konnte nicht begreifen, wie man in meinem Alter noch nie auf ihrer Meſſe geweſen ſeyn könne u. ſ. w. Doch auch hier wie überall gelten billige Ausnahmen, und beſonders iſt uns ein gewiſſer junger Banquier Willemer, an den uns Schloſſer empfahl, herzlich lieb geworden, der mir mitten im Talergeraſſel jenen hohen und doch beſcheidenen Seelenadel beibehalten zu haben ſchien, der die Menſchenkinder zu Königskindern macht, die incognito reiſen.

Vom übrigen Frankfurter Meßgetriebe, ſowie von den Herrlichkeiten des Römers ſag ich kein Wort, ſo ſehr es mir auch die Seelenfächer bunt durch einander vollgepfropft hat; desgleichen auch nichts vom unbegreiflichen Wirrwarr der Ideen und Gefühle, das die Menge Bekannter und Freunde, die wir jeden Augenblick antrafen und wieder aus den Augen verloren, veranlaſſen mußte. Gott weiß, wie ſchwerwichtig dies alles, nach vollbrachtem Tagewerk, auf uns lag und wie Rauch-ähnlich und verworren der Zuſtand unſrer Seele war. Überhaupt iſt uns die Zeit des hieſigen Aufenthaltes zu kurz zugeſchnitten geweſen, um einen gemächlichen, ganz wohltätigen Genuß zu erwarten; denn oft war's mehr Arbeit als Genuß und ich dankte Gott, und Pfeffel mit mir, als wir im Stande waren, wieder abzureiſen.

Ich bemerke aber erſt, liebe Freunde, daß ich vor lauter Betrachtungen aus dem ordentlichen Erzählen herausgekommen, und faſt thät's Noth, um der lieben Ordnung Willen, wieder von vorne anzufangen, indem ich noch Abentheuer genug zu erzählen habe.

Wir fuhren alſo Sonntag nachmittags, in Begleitung

Herrn Engelbachs, zur Frau v. La Roche.[16]) Sie empfieng uns mit einer Wärme, die fremden Zuſchauern, denen unſer Verhältnis unbekannt iſt, wirklich übertrieben ſcheinen mußte. Es waren Herren von Weimar bei ihr und unter andern Herr Rath Kraus, der in Geſellſchaft mit Bertuch[17]) das Modenjournal herausgiebt. Sie ſetzte ſich zwiſchen Pfeffeln und mich aufs Sopha, jeden an einer Hand haltend; die andern Freunde ſaßen, wie in einem Amphitheater, um uns herum und mußten wohl fünfzig Mal die ekſtatiſchen Worte hören: ach meine

---

[16]) Frau von La Roche (geb. Sophie Gutermann, 1731—1807) war ſeit 1754 mit dem kurmainziſchen Hofrat La Roche vermählt, nachdem ſie die Verlobung mit Martin Wieland gelöſt hatte. Doch blieb ſie bis in ihr hohes Alter mit dem Dichter des Oberon in Freundſchaft verbunden. Sie ſtand auch dem Darmſtädter Kreis der Empfindſamen nahe, und ihr Wohnſitz in Ehrenbreitſtein wurde der Wallfahrtsort aller bedeutenden Geiſter Deutſchlands, an dem eigentliche Kongreſſe der Dichter und Schöngeiſter ſtattfanden. Goethe, Merck, Jakobi, Heinſe, Leuchſenring und viele andere trafen ſich dort und wurden von ihr mit ſchwärmeriſcher Freundſchaft empfangen. Sie zeichnete ſich durch die Vielſeitigkeit ihres Wiſſens aus und beſaß dazu ein lebhaftes Temperament und die ganze ſchrankenloſe Begeiſterungsfähigkeit, die jener Zeit eigen war. Mit 40 Jahren ſchrieb ſie den Briefroman „Die Geſchichte des Fräuleins von Sternheim“, der die Verfaſſerin in Deutſchland, Frankreich und England berühmt machte. Als Hofrat La Roche infolge ſeiner „Briefe über das Mönchsweſen“ den Abſchied erhielt, zog die Familie zunächſt nach Speier, dann nach Offenbach. Hier ſetzte Sophie von La Roche die ſchriftſtelleriſche Tätigkeit fort, doch ohne daß die folgenden Werke an das erſte heranreichten. — Am Ende ihrer Schweizerreiſe vom Jahre 1784 (vgl. ihre anziehende Beſchreibung im „Tagebuch einer Reiſe durch die Schweiz“) brachte ſie ihren Sohn Franz nach Colmar in die Erziehungsanſtalt ihres Freundes Konrad Pfeffel. Dieſer erwiderte nun 1788 den Beſuch und wurde in Offenbach mit der Ekſtaſe empfangen, wie's Sophie von La Roche aus vergangenen glänzenden Tagen her gewohnt war. Die Begrüßung Pfeffels ruft das Gemälde in Erinnerung, das Fritz Jacobi vom Empfange Wielands auf einem der „Kongreſſe“ zu Ehrenbreitſtein entwirft.

[17]) Der Weimariſche Schriftſteller und herzogliche Rat F. J. Bertuch, Begründer der „Jenaiſchen allgemeinen Litteraturzeitung“, rief 1786 mit Kraus die erſte Modezeitung, das „Journal des Luxus und der Moden“ ins Leben, das bis 1827 erſchien und heute für die Sittengeſchichte im Zeitalter Napoleons wertvoll iſt.

Freunde von Colmar sind da! Pfeffel und Lucé sind da! Sagen Sie es in Weimar, sagen sie es Wielanden und Göthen, daß sie da sind, u. s. w. Wir konnten daher, vor immer hüpfender und abgeschnellter Empfindung, eine ganze halbe Stunde lang zu keinem suivierten Worte kommen, immer Ekstase, immer Ausruf, und das unverstellt aus der siedenden Quelle des Herzens. Endlich wurde die Unterredung allgemein; man sprach von hunderterlei Dingen, die, so gleichgiltig sie auch an und für sich sind, aus dem Munde einer La Roche doch unbegreiflich interessieren und noch unbegreiflich mehr interessieren würden, wenn die edle Frau nicht manchmal in ihren Erzählungen Zimmermanns Manier in seinem letzten Produkt über Friedrich II. abcopierte,[18]) der von sich und seinen Helden, also von zwei Helden zugleich, spricht. Diese Eitelkeit abgerechnet, die mir so weh that, weil sie völlig unnütz ist, und wir alle mehr für die liebe Frau fühlten, als sie je von sich sagen wird, verflossen uns diese paar Stunden, wie die Stunden im Elysium verfließen. Den braven La Roche bekamen wir weder zu sprechen noch zu sehen; er ist, und wohl bekomm es ihm in seinem Leiden, sinn- und fühllos geworden. Vor dem Abschied versprach uns unsere Freundin, uns den folgenden Tag noch in Frankfurt zu sprechen im Hause ihrer Tochter Brentano, die eine liebenswürdige Mutter von zehn Kindern ist, mehr Geist, mehr Lebhaftigkeit und häußlichen Sinn hat als sie; und obendrauf keine Gelehrsamkeit und keinen — Autorkitzel.

Nach unsrer Rückkehr giengen wir, wie Sie schon wissen, per varios casus ins Caffeehaus und aus dem Caffeehaus, nach neun Uhr, wieder in unser Dachstübchen. Jetzt erst er-

---

18) Der philosophische Schriftsteller und Arzt Joh. Georg Zimmermann (1728—1795) aus Brugg im Aargau, nachmals großbritannischer Leibarzt zu Hannover, war von Friedrich dem Großen in seiner letzten Krankheit nach Sanssouci berufen worden. Das veranlaßte Zimmermanns Schriften „Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode" und „Fragmente über Friedrich den Großen".

fuhren wir, da keine Spur vom Bette unſeres Schulte mehr im Zimmer war, daß ſein Abholer ſchon ſeit drey Tagen im nähmlichen Gaſthof, in der nähmlichen Manſarde, und grade im nächſten Zimmerchen an unſerm logierte. Um uns ja nicht zu verfehlen und im Stande zu ſeyn, dem jungen gnädigen Herrn ſobald möglich, weil er ihn noch nicht kannte, die Aufwartung zu machen, gieng der pünktliche Mann, (er hieß Conradès und war laut ſeinem Creditiv Maître des gardes de Msr. de Schulte) die ganze Zeit hindurch nicht zum Hauſe hinaus, ſprang bey der Ankunft jeder Kutſche die himmelhohe Treppe hinunter in den Hof, und war auch den geſtrigen Tag bei unſerer Ankunft gegenwärtig. Allein wer hätte denken ſollen, ſagte er mir ſelbſt zu ſeiner Entſchuldigung, daß ein blinder Officier ſo viel wilder junger Herren von Adel dirigieren könnte, und daß er gar noch ſo weit reiſen würde. Sobald er daher Herrn Pfeffeln und mich erblickte, die zuerſt ausgeſtiegen, hüpfte er wieder die lange Leiter hinauf und belauſchte den folgenden Tag wieder jede Kutſche, die ankam, ohne jemanden ein Wort von ſeiner Abſicht zu ſagen; bis er endlich, eine Stunde vor unſerer Ankunft, ſich in ein vertrauliches Geſpräch mit Dridulfen einließ, der auch unten unſrer wartete, und ihm, nach gegenſeitiger Eröffnung ihrer Angelegenheiten, die Abſicht ſeiner Sendung kund that. Dieſe wichtige Entdeckung machte nun, daß wir unſern vielleicht ſchon zwanzigmal veränderten Reiſeplan, jetzt zum ein und zwanzigſten Male völlig umändern mußten und daher unwiderruflich beſchloſſen, morgen Nachmittag, alſo Montags den 1ten Sept. von Frankfurt abzureiſen. —

Dieſen Montag brachten wir bis 12 Uhr, wo wir bey Herrn Metzler-Fingerlin zu Mittag ſpeiſten, faſt wie geſtern zu: außer daß wir noch bei anderthalb Stunden in der Mde La Roche und ihrer vortrefflichen Tochter[19]) Geſellſchaft

19) Maximiliane, vermählt mit dem Frankfurter Kaufmann Brentano, Mutter der geiſtreichen, glühenden Goetheverehrerin Bettina von Arnim.

zubrachten, ich auch während eines Theils dieſer Zeit in einen Buchladen ging, um da neuen Leſe-Proviant auf die folgenden Tage zu holen. Man hatte uns von allen Seiten her eine Broſchüre über die Aufklärung angerühmt; ich kaufte Sie, aber ſie hat weder mich noch meine Reiſegefährten ſonderlich erbaut, sunt verba, praetereaque nihil. — Herr Biſchoff zum Luft[20]) ſollte mit uns zu Mittag ſpeiſen, aber er konnte nicht: jedoch waren mehrere Herren von Mühlhauſen bey uns, und wir ſaßen bis vier Uhr ſehr luſtig beieinander. Dann ging's an den Abſchied; die Pferde waren angeſpannt, als wir nach Hauſe kamen, und im Nu waren wir aus den Mauern auf der Straße. Da wir nun, gleich den heiligen drey Königen, einen andern Weg in unſer Vaterland zogen, ſo ſteht Ihnen, meine Lieben, noch manches zu leſen bevor. Wann aber, das kann ich nicht ſagen. Gewiß iſt's, daß unſere liebe Minna Ihnen morgen ſchreiben wird. Sie hat, wie ſie ſagt, ſchon ſeit einigen Tagen einen Brief angefangen, ihn aber, wegen der hier in allen Häuſern graſſierenden Modekrankheit, Grippe, la Brienne oder la jeune Angloise genannt, ihn nicht endigen können. Wenn ihr Schnuppen nur ein wenig nachläßt, ſo ſoll es alſo morgen geſchehen; wo nicht bis künftigen Montag.

Ich und ſie grüßen und küſſen Sie alle von Herzen und bleiben ewig die Ihrigen L.

Colmar, den 11ten Chriſtmonat 1788.

Es iſt nun hohe Zeit, beſte Freunde, daß ich, wenn anders das große Werk meiner Reiſebeſchreibung noch in dieſem Jahre vollendet werden ſoll, daß ich wieder Hand an dasſelbe lege. So hören Sie demnach mit der alten Nachſicht dem bisherigen Künſtler zu, und laſſen Sie ja, ich bitte ſehr darum, den einzigen Geſichtspunkt des ganzen Geſchreibs nie aus den Augen, daß es ein Freund für Freunde unternommen hat, es heute wieder fortſetzt, und nächſtens, will's Gott, auch endigen wird.

---

[20]) Joh. Jakob Biſchoff aus Baſel, Bandfabrikant.

Es war Montags, den 1ten September, und zwar gegen vier Uhr Nachmittags, als wir, wie bereits erzählt worden, das Lärm- und Geſchäftsvolle Frankfurt verließen. Wir kamen noch dieſen Tag über Höchſt und Hochheim in Mainz an und hatten auf dieſer acht Stunden langen Strecke Wegs ſo gar keinen Schatten von Abentheuer zu beſtehen, daß wir bald ſelbſt in die Verſicherung gerathen wären, mit den alten Skeptikern zu wähnen, wir ſeyen — wir ſelbſt nicht mehr. Das ganze Frankfurter Getriebe, der ſchöne Herbſtabend, die ſchöne Landſchaft, durch welche wir fuhren, der Ort Höchſt, und beſonders die dortige, faſt möcht ich ſagen unermeßliche Bolongariſche Tobacksfabrike gaben uns einen ſo reichen Stoff zum friedlichen Cabinets-Philoſophieren, daß wir beide eher in meinem Eckſtübchen zu ſitzen glaubten, als in einer Poſtchaiſe auf der ſo lebendigen Heerſtraße zwiſchen Frankfurt und Mainz. Was das für Gebäude ſind, die Tobacksfabrike in Höchſt! Da ſowohl Pfeffel als ich große Freunde des Nicotianiſchen Krautes ſind, ſo war uns ihr Anblick doppelt auffallend, und er fachte in uns manche Erinnerung von dem an, was wir in vorigen Zeiten über dieſe Pflanze und ihre Geſchichte geleſen und nachgedacht hatten. Wer hätte ſich, ſo ſchloſſen wir unter anderm, ſolche große Tobackhäuſer im vorigen Jahrhunderte prophezeien dürfen, da es bekannt iſt, wie ſehr man damals an allen Orten gegen die Einführung beider Gattungen, des Schnupftobacks ſowohl als des Rauchtobacks, geeifert hat? Pabſt, Türke und Ruſſe ſetzten ſich, jeder mit ſeinen eigenen Worten der Ausbreitung des Kräutleins entgegen, das heißt, Pabſt Urban VIII. that 1624 und Innocenz XII. 1690 alle diejenigen ganz vätterlich in den Bann, die, hauptſächlich in den Kirchen, Gebrauch davon machen würden; ein Ruſſiſcher Alleinherrſcher verbot 1634 bei Verluſt der Naſe alles Rauchen in ſeinen Staaten; und kurz vor dieſer Zeit ward auch, um das Ding lächerlich zu machen, jeder Türke, der im Rauchen ertappt wurde, mit einer durch die Naſe geſtoßenen Pfeife in den Gaſſen von Conſtantinopel

herumgeführt. Selbſt in Ihrer freyen Schweiz, beſte Freunde, hat man für nöthig erachtet, dem Unheil beſtmöglichſt zu ſteuern, indem in den Jahren 1670—1680 jedes Rauchen in Glaris und Schwitz mit einer Krone Geld beſtraft worden, ohnerachtet Conrad Geßner von Zürich, und zur Ehre ſey es dem Großen Manne geſagt, ſchon hundert Jahre vorher, den Toback botaniſch beſchrieben und ſeinen großen Erfolg ganz Europa geweisſagt hatte. — Doch ich verliere mich, wie ich ſehe, in lauter antiquariſche Betrachtungen; ich lenke alſo, ſo ſehr ich mich auch mit dem Verfahren meiner Amtsbrüder, der alten und neuen Reiſebeſchreiber rechtfertigen könnte, in optima Forma wieder ein und bin, wie zuvor, ohne das geringſte Abentheuer, in der alten und berühmten und aufgeklärten und ſchön gelegenen Churfürſtlichen Reſidenzſtadt Mainz.

Der Tag hatte ſich, wie Sie leicht denken können, ſchon ziemlich geneigt, als wir in unſerm Gaſthof, zum Mainzer-Hof genannt, anlangten; doch hatte ich noch Tags genug, den breiten Rhein und die ſchönen Brücken anzuſtaunen. Nachdem ausgepackt und die Zimmer in Beſitz genommen waren, mußt ich einen Brief beſtellen, den ich von einer Elevin aus dem Titotſchen Inſtitut empfangen. Das Haus, wo er abgegeben werden mußte, lag zwar fern von unſerm Quartier, und wir hätten, da es nun volle Nacht geworden, alle Entſchuldigung gehabt, wenn er bloß in Commiſſion gegeben worden wäre; allein ſo abentheuerlos, als wir dieſen ganzen Nachmittag geweſen, konnten wir's nicht übers Herz bringen, ohne irgend eine Arbeit in der Herberge zu ſitzen. Wir begaben uns alſo, unter dem Schutzſcheine der Stadtlaternen, durch eine Menge kleiner und enger Gäßlein auf die ſogenannte große Bleiche, die ſchönſte und regulärſte Straße der Stadt, denn da ſollte ich meinen Brief ablegen; allein nirgend ein Abentheuer, nicht einmal die geringſte Verirrung, und ich hatte daher die gewünſchte Gelegenheit, mir vermittelſt des nikodemiſchen Ganges einen, wiewohl immer obſcuren

Begriff der geiſtlichen Reſidenz zu machen. Es fuhren uns nämlich eine Menge Domherren, vom öffentlichen Concert kommend, aller Orten entgegen; die Wagen waren golden, die Dienerſchaft ſeiden und die Pferde, die bäumten ſich trotz denen der jungen Colonels in Straßburg. Wir wichen immer glücklich aus, ſtellten uns in den engeſten Gäßchen unter die Hausthüren, fragten auf dem Hin-, wie auf dem Heimwallen, unſere Mitwaller, die armen Piétons nach dem Haus unſerer Beſtimmung, und kamen, wie von Frankfurt aus, ohne das geringſte Abentheuer, gegen neun Uhr im Mainzer Hof wieder an. Man trug uns nun gleich unſer Nachteſſen auf, und da ich Sie bereits mit der Quinteſſenz unſerer Unterredung über die Tobacksfabriken unterhalten habe, ſo ſey Ihnen hiemit auch das Reſultat unſerer während und nach dem Nachteſſen ins Reine gebrachten Philoſophie über die Domherren kund und zu wiſſen getan. Wir waren am Ende ſo weit entfernt, dieſe Großen der Erde mit all ihren Wagen, Lakayen und ſich bäumenden Pferden zu beneiden, daß wir ſie innigſt bemitleiden mußten, weil ſie in all ihrem Glück unſer größtes Glück, begattet und bekindert zu ſeyn, ſelbſt dem allwiſſenden Gott zu verheimlichen bemüht ſind, mittlerweile es unſer einem, dasſelbe auf den Dächern zu predigen, Wolluſt iſt: und wir konnten es weder heben noch legen, daß ſich der Menſch und der Chriſt für die zoll-lange Dauer, die er irdiſches Leben nennt, Convenanzen erträumt hat, die nicht nur ſeiner ewigen Dauer, am innern ſeeligen Gehalte Abbruch thun können, ſondern auch Gottes erſter Abſicht mit unſerm Geſchlecht hinieden — ſchnurſtracks entgegen ſind. —

Colmar, den 14ten Chriſtmonat.

Heute, meine Beſten, führe ich Sie, ohne weiteres Philoſophieren, aus Mainz hinaus. Freylich, wenn ich, nach Art meiner Collegen, beſchreiben wollte, was ich nicht geſehen, und von Dingen reden wollte, die ich nur gehört habe, ſo

hätte ich noch viel zu beſchreiben und von manchem zu reden, das dieſe Stadt zu den vorzüglichſten Deutſchlands macht. Sie habe, ſagt man, die größte und zweckmäßigſt eingerichtete Leſegeſellſchaft im ganzen Römiſchen Reiche, habe Profeſſoren, die eben ſo gelehrt, nur weniger ſchreibſeelig ſind als die Göttinger; ihr Churfürſt[21]) und ſein noch weiſerer Coadjutor[22]) üben die Toleranz unter allen Fürſten Teutoniens am ſtilleſten und chriſtlichſten aus, und ihr großer Plan, die Menſchen aufzuklären, ſey nicht niederzureißen, ehe für ein Äquivalent geſorgt worden, ſondern man ſchiebe jedem wurmſtichigen Balken einen neuen ein, ja man habe ſogar den kleinſten Nagel ſchon fertig, ehe der roſtige herausgezogen wird. Ich könnte das alles mit Belegen erhärten, die man uns hier und da mitgetheilt hat; allein, wie geſagt, ich ſchreibe nur, was ich ſelbſt auf der Stelle geſehen und erfahren habe, und will mir diesfalls, ich bitte zum Voraus um Erlaubnis, nur eine einzige Ausnahme in der Folge erlauben.

Der Morgen war ſchön, als wir aus Mainz fuhren, und ich habe noch nie, meinem Gefühle nach, einen ſchönern Weg bereiſet, als es der Weg von da bis in die Gegend von Worms iſt. Rechter Hand die ſchönen Rheinweinhügel; unter uns der majeſtätiſche Rhein, auf der Straße eine Menge Städtlein, Flecken und Dörfer, durch die wir kamen, und die ſamt und ſonders ein gutes Ausſehen haben; kurz alles, was ich ſah, machte auf mich einen unbeſchreiblich angenehmen Eindruck. Von Worms aus hatte leider der Eindruck ein Ende; nicht wegen der Gegend, die bis nach Mannheim in mehrerer Rückſicht auch äußerſt intereſſant iſt, ſondern aus einem abermaligen dummen Streiche unſeres Schildknappen Dridulphs. Wir hatten zwiſchen Oppenheim und Worms in der Kutſche zu Mittag gegeſſen, und da wir in letzterer Stadt einen kurzen Beſuch machten, gaben wir ihm Befehl, er ſolle

---

21) Kurfürſt Friedrich Karl Joſeph von Erthal, Erzbiſchof von Mainz.

22) Karl Theodor von Dalberg.

indeſſen für unſern Nachtiſch ſorgen, den wir auch in der Kutſche zu uns nehmen wollten. Er that's getreulich, kaufte uns Obſt und Käs; aber Käs nach ſeinem Geſchmacke, von ſolchem durchdringenden, abſcheulichen Geſtanke, daß wir uns, trotz aller geöffneten Fenſter, bis Mannheim in einer Atmoſphäre befanden, die mit dem Tobackrauch, womit wir die ſo ſehr heterogenen Theile zu zerſtreuen ſuchten, geſchwängert, Sehen und Reden hemmte. Zur Verlängerung des Übels kam noch der ſonſt ſeltene Umſtand hinzu, daß grade der Poſtillon, der uns in Eile nach Mannheim führen ſollte, zween Tage lang vorher an einem ſog. Kräuterſäcklein getrunken, das erſt jetzt, da er auf dem Pferd ſaß, ſeine volle Wirkung zu äußern begann. Anfangs bat er uns zwei oder drey mal vom Pferd aus, abſteigen zu dürfen, mit aller Poſtknechts-Höflichkeit; wir ertheilten ihm aber, nachdem er uns die wahre Urſache entdeckt, auf alle künftigen Fälle carte blanche; er ſchielte hierauf jedesmal nur in unſere Stinkkutſche, ſtieg in den Graben und kam wieder. Das geſchah wenigſtens zehn bis zwölf mal, ohne die Zeit, die wir ihm und uns zu Gefallen in Frankenthal und Oggersheim zugebracht haben. Endlich langten wir im ſehnlichſt gewünſchten Mannheim an. Wie es uns da ergieng, nächſtens: bis dahin leben Sie wohl und lieben Sie ferner Ihren

Fr. L.

Colmar, den 18ten Chriſtm. 1788.

Nun wären wir, beſte Freunde, nun wären wir nach glücklich überſtandenem Abentheuer vom Käſe und Poſtknechte Dienstags gegen vier Uhr, es war der 2te September, in Mannheim angelangt. Ehe ich aber Ihnen unſere Wirthſchaft in dieſer Fürſtenſtadt beſchreibe, ſo müſſen Sie ſich, wenn Sie anders nichts Merkwürdiges unſerer Reiſe ignorieren wollen, einen kleinen Rückweg und zwar bis nach Höchſt gefallen laſſen, als von wannen ich Ihnen bis nach Mannheim herauf noch eines nach dem andern zu erzählen

habe, das mir im vorigen Brief vor lauter Philoſophieren über Toback und Domherren, Aufklärung und Käſe und Kräuterſäcklein u. ſ. w. völlig entfallen war.

Bey Höchſt unterſchied ich und Dridulf unter der Menge auf der Heerſtraße wallenden Reiſenden zween junge und große Soldaten, die wir gleich dem Rocke, dem Kragen, den Pavements und, wie ſich unſer Schildknappe ausdrückte, auch den Ravers nach, für franzöſiſche Ausreißer erklärten. Bald darauf kamen uns noch andere in eben der blauen Kleidung entgegen; bald wieder andere und immer in größerer Anzahl, ſo daß uns endlich das patriotiſche Herz brach, und wir in beredten Klagen das tyranniſche Verfahren der franzöſiſchen Colonels und Grosmajors der deutſchen Regimenter ſo treuherzig verwünſchten, als unſer Tiers-état in gegenwärtigen Zeitläuften das Betragen des Adels und der Geiſtlichkeit verwünſchet. Je näher wir Mainz kamen, deſto mehr fanden wir Ausreißer, deſto bitterer und reichlicher floſſen meine Klagen, und hingegen zu meinem größten Erſtaunen hatten die meines lieben Reiſegefährten eine Art von Stockung erhalten, weil er, bey der zu großen Menge uns entgegenkommender Soldaten, die Vermuthung zu hegen anfieng, als könnten es — keine Ausreißer ſeyn. Wirklich fand ſich auch, daß unſere Klagen, wie viele der beſtgemeinten hienieden, ganz ungegründet waren und daß wir eine Zeitlang an der geſamten Mainzer Armee den ſchrecklichen Hochverrat begiengen, ſie für lauter franzöſiſche Deſerteurs zu halten.

Das zweite, was ich in meinem letzten Brief vergaß, iſt die Mittheilung eines poetiſchen Products, das mir Freund Pfeffel zwiſchen Oppenheim und Worms in die Schreibtaſche dictierte, welches einen ſchönen Pendant zu der Fabel an Lavater, die Krücken genannt, ausmacht. Ich habe Ihnen bereits von einer unſerer Reiſe-Lectüren, dem Büchlein des Schwäbiſchen Nicolai's, Rechenſchaft abgeſtattet. Dieſe Lectüre ſowohl, als die aller Orten vernommene, noch überall übliche Jeſuitenriecherey, wozu der Berliner Nicolai den Grund ge-

legt hat, hatte unſern Freund zu folgender Fabel begeiſtert, die, ſo kurz ſie auch iſt, in wenigen Zeilen mehr ſagt, als man bisher in Bände-reicher Proſa hierüber zu ſagen vermochte. Doch da dies von jeher der unverkennbare Charakter aller ächten Poeſie war, ſo gebe ich Ihnen, ohne weitern Commentar, das kleine Gedichtchen ſelbſt, in der vollſten Überzeugung, es wird Ihnen gewiß nicht weniger gefallen, als mir. Hier iſt es:

Der Kater.

Ein Kater, welcher ſich den Ruhm des Weiſen
Bey ſeinem Volk erwarb, fiel in Melancholie.
Und ſah durchs Microſcop der innern Phantaſie,
Wo er nur gieng und ſtand, ein Heer von Fledermäuſen.
Umſonſt bemühte ſich der Freunde treues Chor,
Von Aerzten unterſtützt, den Irrwahn zu beſiegen;
Er ſah die Tiere, nach wie vor,
Um ſeinen Kopf wie Jeſuiten fliegen.
Oft ſchoß er, als ein Pfeil, auf die verwünſchte Bruth,
Und haſchte nichts; allein ſtatt ſie zu dämpfen,
Vermehrte dies nur ſeine Wuth.
Oft ſchloß er, matt von den erhitzten Kämpfen,
Die Augen zu; vergebens ſchloß er ſie:
Auch dennoch ſah er Fledermäuſe.
So trieb er's lang. Einſt jagt' ihn die Manie
In eines Kirchturms Uhrgehäuſe,
Hier fing er wirklich eine Fledermaus.
Da ſieht man's, rief nun Murner aus,
Die Narren wollten mir die Wahrheit disputieren;
Nun kann ich ſie handgreiflich überführen! —

Das dritte, was ich vergaß, iſt die Specifikation von dem, was wir in unſerm bereits erwähnten kurzen Aufenthalte zu Frankenthal und Oggersheim trieben. Im erſtern Orte, der mir überhaupt ſeiner Lage und Anlage nach ſehr wohl gefiel, beſahen wir unter den vielen Fabriken, die hier ſind,

nur eine einzige und das war die dasige Erziehungsfabrike für junge Frauenzimmer. Die Vorsteherin des Hauses, eine Dame Bertrand, geborene Osterwald von Neufchâtel, ist zwar eine weise und würdige Frau und verdiente allerdings ein besseres Schicksal, als das einer Wartfrau auf Elevinnen, die erst kommen sollen; auch ist das Gebäude von außen, wie von innen der Absicht, wozu man es braucht, sehr entsprechend; und endlich hat der Churfürst und sein braver Geheimde-Rat Soutanesi alles nur mögliche zum Gedeihen der Unternehmung gethan, und doch ist nur alles gewöhnliches Fabrikenwerk, alles wird nur Maschinen-mäßig getrieben und geht so im Kleinen, daß wir, ohngeachtet man jetzt Kinder aus allen Religionen annimmt, ihrer nur zwölf antrafen: die Stief-Enkelin der Frau von la Roche sollte in ein paar Tagen das dreyzehnte ausmachen. So lange als keine thätige Mannsperson das Oberdirectorium über das Ganze führt, wird aus diesem, wie aus hundert ähnlichen Weiber-Instituten, nichts werden. — In Oggersheim, das nur eine Stunde von Mannheim liegt und die gewöhnliche Sommer-Residenz der Churfürstin ist, wollten wir die schöne, uns schon in Heidelberg angerühmte catholische Kirche sehen: wir fanden sie aber wider alle Vermuthung geschlossen, und hätten wir sie erst öffnen lassen wollen, so hätte es unsern armen Postillon noch länger aufgehalten. Die auch nagelneue Protestantische Kirche dieses Orts in Augenschein zu nehmen, fiel uns aus eben der Ursache nicht einmal ein, ohngeachtet sie doch durch den Umstand, den Schlötzer in dem 46. Hefte seiner Staatsanzeigen anführet, merkwürdig ist, daß nämlich die gütige Landesmutter auf das unterthänigste Ansuchen um eine fürstliche Beisteuer nicht nur einen Conventions-Thaler aus ihrer eigenen Chatouille zum Bau derselben, sondern auch noch die gnädigste Erlaubnis gegeben, auch bei ihrem Hofstaat einen Beitrag sammeln zu dürfen, welcher sodann so reichlich ausgefallen ist, daß er, mit Inbegriff des Conventions-Thalers, 7 Gl. 12 kr. nach dem 24 Gl. Fuß betragen hat. Die guten

Damen und ihre Suite dachten also anders als das benachbarte Wormser Kapitel, welches kurz vorher den Protestantischen zu Wien einige hundert Gulden für ihre Kirche übersandte. Doch die Seeligkeit, Ketzern wohlzuthun, ist nicht für jedermann gemacht, und der Menschenfreund sieht sich sehr oft nothgedrungen, auf die Gesinnungen so mancher Frommen mit eben dem mitleidigen Lächeln herabzusehen, mit dem ich auf die Denkart meines seeligen Kindes, der lieben, kleinen Mina herabsehen konnte, welches durchaus nicht in den Himmel wollte, aus Furcht, es möchte herunter fallen.

Colmar, den 25ten Christm.

Heute meine Theuersten, da mich weder Besuch, noch irgend ein Hindernis von dem Vergnügen, an Sie und für Sie zu schreiben, abhalten, sollen Sie erfahren, was wir in dem schönen Mannheim getrieben haben. Wir stiegen im Pfälzer-Hof ab, dessen Eigenthümer ein rechter Mann und ein seltener Vogel unter den Wirthen ist, maßen er uns, bey einer sehr leidlichen Zeche, noch 4 Flaschen Extra-Rheinwein, worunter, laut den Etiquetten, Liebfrauenmilch, Niersteiner und Hochheimer gewesen, mit auf die Reise gegeben. Es ist zwar ein Namensvetter vom sehr theuren Schinznacher-Wirthe, allein der Ehrenmann hat uns durch sein Geschenk und selbst dadurch, daß er uns in sein bis zum Überlaufen vollgepfropftes Haus in einer Mansarde aufnahm mit allen Rennern in der Welt wieder ausgesöhnt.

Da bey unserer Ankunft die Sonne noch ziemlich hoch stand, so wollten und konnten wir diesen Tag vieles abthun. Der Anfang unserer Geschäfte war zwar nicht ziemlich erwünscht, weil wir, unter vier bis fünf Besuchen, die wir machen wollten, an leeren Thüren anklopften, und da das zum Theil in sehr weit von einander gelegenen Quadraten, so nennt man hier die Gassen, geschah, so ging uns viel Arbeit verloren.

Der erste Mann, den wir antrafen, war der Ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach auch bekannte, ehemalige Ober-Regie-

rungsrath von Lamezan, ein intimer Freund Lavaters und Schloſſers. Er hat ſchon vor einigen Jahren alle ſeine Ämter niedergelegt und beſchäftigt ſich nun mit der Erziehung einiger Neffen und Neffinnen, bald auf dem Lande, bald in der Stadt. Wir trafen ihn juſt über einer geographiſchen Lection an, die er den erſtern gab, und das war auch der Faden, an dem ſich unſere Unterredung fortſpann. Das iſt nun ein ganzer Mann, liebe Freunde, auch hat er, wie alle aus der Familie des Sokrates, das mit ihrem Anherrn gemein, daß er einen gleich à son aise ſetzt und dann einem eigene Gedanken entwickelt, an die man vorher nie gedacht hätte, und die doch ſchon lange in der Seele gelegen haben müſſen. Von ihm kamen wir recta zu einem andern, auch ſehr intereſſanten Sterblichen, dem alten Freyherrn von Moſer.[23]) Der graue Staatsmann mit Orden und Stern hat nun freylich die Sokratiſchen Familien-Züge nicht, die man gleich an Lamezan bemerket, aber doch etwas, das anzieht. Da er unter der Menge ſeiner Bücher auch ein Bändchen Fabeln geſchrieben hat, ſo war ihm, wie er ſagte, die perſönliche Bekanntſchaft mit dem erſten deutſchen Fabeldichter äußerſt willkommen, und da er überdies vernahm, daß die meiſten und beſten Fabeln unſers Freunds Früchte der Rhumatismen und der Schlafloſigkeit ſind,[24]) ſo entſtand noch eine regere Sympathie zwiſchen beiden, weil auch ſeine Schriften nur in den Schmerzen des Zipperleins zur Welt kommen. Die Verdienſte Neckers[25]) kamen auch hier, ſowie aller Orten, die wir ſeit Frankfurt bereiſeten, zur Sprache. Moſer hält große Stücke auf ihn; nur könne er's,

---

23) Friedr. Karl Freiherr von Moſer (1723—1798) war bis 1780 Miniſter in Heſſen-Darmſtadt; in ſeinen zahlreichen Schriften beſchäftigte er ſich vornehmlich mit ſtaats- und völkerrechtlichen Fragen.

24) Pfeffel dichtete die meiſten ſeiner Fabeln in ſchlafloſen Nächten und diktierte ſie am folgenden Morgen der Tochter oder einem Lehrer der Anſtalt ohne Stocken in die Feder, ſo genau wußte er den einmal gewählten Wortlaut im Gedächtnis feſtzuhalten.

25) Necker war im Auguſt 1788 von Ludwig XVI. zum zweitenmal als Finanzminiſter berufen worden.

verſicherte er uns mit Lebhaftigkeit, dem großen Mann nicht verzeihen, daß er die Rückſeite des Titelblattes ſeines ſo erhabenen Werkes über die Wichtigkeit religiöſer Meinungen, mit ſeinem Calonniſchen Proceſſe und eigener Eitelkeit beſudelt hat. — Von Moſern gingen wir nach dem Hauſe Herrn Weißenburgs,[26]) den wir nun auch, nachdem es uns das erſte Mal nicht gelang, antrafen. Auf der Stiege kam uns ſeine Haushälterin Bärbel, die er aber aus Liebe zu ſchönen Nahmen Hyperbel zu nennen pflegt, mit vier Hunden, die alle vier bellten, entgegen und führte uns ſamt dem ganzen Gefolge in das Wohnzimmer des Herrn. Das iſt nun auch ein Original, der liebe Herr Weißenburg. Blind ſeit dem dritten Jahre und erſt gegen dreißig alt, iſt er ein non plus ultra von guter Laune und eiſernem Fleiß, von äußerſt lebhaftem Charakter und inniger Zufriedenheit mit Gott und ſeiner Lage. Es war mir wahrlich herzlich wohl in ſeiner Atmoſphäre, und denken Sie ſich, meine Lieben, Pfeffeln, Hand in Hand, oft Lippe auf Lippe mit ſeinem in ſeiner Art einzigen Freund, denken Sie ſich eine Menge Erfahrungen und Gefühle, die ſie beide aus Situationen und Regionen zuſammentrugen, wohin wir andere, die mit guten Augen vor lauter Bäumen den Wald nicht ſehen, kaum in der Abſtraction nachfolgen können; denken Sie ſich endlich das ganze Zimmer größtentheils von und für Sinnenloſe austapeziert, ſo werden Sie ſich in mein empfundenes Wohlſein einigermaßen ſchicken können. Gewiß iſt's, ich habe Weißenburgen keinen Augenblick bemitleidet; er ſchien mir vielmehr mit einem gewiſſen Hochgefühl auf alle Beaugten herabzuſehen, erklärte mir hoch

---

26) Weißenburg in Mannheim war der Sohn eines kurpfälziſchen Kammerdieners. Obwohl ſeit früher Jugend völlig erblindet, beſaß er doch eine erſtaunliche Geſchicklichkeit, arithmetiſche und mathematiſche Probleme aufzulöſen, Schach zu ſpielen, nach Noten die ſchwerſten Flötenkonzerte zu blaſen, Farben zu unterſcheiden ꝛc. Pfeffel hatte ihn auf einer Reiſe in die Pfalz vom Jahre 1783 kennen gelernt und als Leidensgefährte Freundſchaft mit ihm geſchloſſen.

herab ſeine Gemälde, Münzen und Silhouetten und wies mir hunderterley Kunſtſtücke, die uns Sehenden zu rund ſind. Ich würde des Schreibens kein Ende finden, wenn ich Ihnen alles und jedes, was ich anſtaunen mußte, einzeln anführen wollte. Doch kann ich nicht umhin, Ihnen eins und das andere davon, ſo gut ich kann, zu melden Mitten auf einer Seite des Zimmers hängen unter einer Rahme, aufs lieblichſte mit einander verbunden, die drey Schattenriſſe von Pfeffeln, von der Paradis[27]) und den Bewohnern des Hauſes mit der Ueberſchrift la Trinité aveugle. Gegenüber ſah ich das ſehr gut gemalte Bruſtbild Herrn Weißenburgs; beides von einem Taubſtummen verfertigt, den Freund Weißenburg, was faſt unbegreiflich und doch buchſtäblich wahr iſt, das Schachſpiel und andere Dinge gelehrt. Dort hängt der Grundriß von Mannheim, dort Landkarten von den Welttheilen überhaupt und den beſondern Europäiſchen Ländern; aber alle auf Holz gepappt und mit kleinen Stiften bepanzert, die das trockene Land vom Meer, Länder von Ländern, und auf dem Grundriß von Mannheim Quadrate, ja Gebäude von den andern abſondern. Sogar die Gebürge und Flüſſe ſind auf der geographiſchen Karte bezeichnet; jenes ſind bleierne Düpfelchens, dieſe kleine Drähtchen, die alle möglichen Krümmungen derſelben anzeigen. Da rede man nun mit dem lieben Manne über was für einen Punkt aus der Erdbeſchreibung, als man wolle, überall iſt er zu Hauſe, ja ich kann keck behaupten,

---

27) Thereſe Paradis (1759—1824) war die Tochter des Hofkommerzienrats Paradis in Wien. Sie erblindete, wie Weißenburg, im vierten Altersjahr. Ihre hervorragende muſikaliſche Begabung ließ der Vater ſorgfältig ausbilden. So trat ſie in früher Jugend ſchon als Sängerin in Kirchenkonzerten auf, ſpielte die Orgel und errang ſich die Gunſt des Wiener Hofes. 1784 begab ſie ſich auf Kunſtreiſen durch ganz Europa und erregte überall durch ihren Geſang und ihr ſeelenvolles Spiel Bewunderung. Pfeffel empfahl ſie ſeinem Freunde Saraſin in Baſel, wo ſie ebenfalls in einem Konzert auftrat. In ihre Vaterſtadt zurückgekehrt, eröffnete ſie ein Muſikinſtitut für junge Mädchen, das ihr eine ſorgenfreie Exiſtenz gewährte.

überall wisse er, besser als wir alle, die Lage, Größe und respective Entfernung der Reiche von einander zu bestimmen. In den mathematischen Wissenschaften, bis zur hohen Astronomie hinauf, hat er sich ebenfalls einige Maschinen angeschafft, und gewiß verdienet seine Rechen- sowie Algebertafel, sowie auch sein Geometrie-Instrument alle Bewunderung der Kenner und Nichtkenner. In diesem Fache hatte er, wie er's mir selbst mit der dankbarsten Rührung erzählte, einen vortrefflichen Lehrer, den Herrn Cammerrath Niesen zum Wegweiser; der auch kurz vor seinem Tode das Resultat dieses Unterrichts in dem Büchlein: Rechenkunst und Algeber für Sehende und Blinde, der Welt bekannt gemacht, und dessen Wittwe, die der geliebte Blinde seine liebe Nicé nennt, noch immer fortfährt, mit Aufopferung ihres eigenen Glücks seine Schutzgöttin zu seyn. — Auf dem Tischgen, das unter dem mit schwarzem Flor behängten Spiegel stehet, liegt ein Folio-Stammbuch, worin sowohl eine Menge kleiner Gemälde, als auch Versgen in allerlei Sprachen befindlich sind, die samt und sonders auf Weißenburgs Lage und Zustand alludieren. Auf sein geäußertes Verlangen, Freund Pfeffel möchte ihm doch aus seiner poetischen Fülle einige Reimlein hinein schreiben, diktierte mir unser Freund, nach unserer Zurückkunft in den Gasthof, folgende Zeilen für ihn:

Was ist die Tugend? — In den obern Sphären
Nennt man sie Wollust, sagt ein weiser Mann.
O wohl dem, Freund, der schon im Thal der Zähren
Sie sich zur Wollust machen kann!
Das wird sie ihm, wenn in der Engel Hülle
Der Freundschaft sie dem Redlichen erscheint,
Und deiner Nice gleich in heilger Stille
Sich mit ihm freut und mit ihm weint.
Aus deinem Busen strahlt auch mir die reinste Wonne
Der Tugend, die der Hauch der Freundschaft nährt;
O wahrlich, Freund, ein Blick aus dieser innern Sonne
Ist mehr als ein Paar Augen werth. —

Mit dieſem mir äußerſt wichtigen und unvergeßlichen Beſuche beſchloſſen wir auch das heutige Tagewerk mit dem dem Herrn Weißenburg gegebenen Verſprechen, morgen in aller Frühe das Frühſtück bei ihm einzunehmen, welches wir auch, nachdem wir das Nachteſſen in Geſellſchaft eines gelehrten ſächſiſchen Großen, eines eben ſo gelehrten Comödianten und eines grundgelehrten Cammerraths, Namens Cancrinus, mit beſtem Appetit eingenommen und wie Dachſe geſchlafen hatten, Mittwochs, den 3ten Sept. wirklich in Erfüllung ſetzten.

Freund Weißenburg ſervierte uns ſehr ſchmackhaft gekochte Chokolade, und was mir noch lieber als die beſte Chokolade auf Erden war, er hatte auch die würdige Madame Nieſen dazu eingeladen, die wir bereits mit einer jungen, ſchönen Schweſter eines meiner Bekannten morgens um ſieben Uhr bei ihm antrafen. Ehe aber noch das Eſſen aufgetragen worden, amuſierte mich der gute Mann mit ſeinen Künſten minorum gentium, wie ich ſie nennen möchte: er unterſchied mir unter mehr als 20 Spättlein vielfarbigten Tuches jedesmal die wirkliche Farbe, konnte mit dem Finger eine Menge Münzen und mehr als fünfzig Silhouetten von gewöhnlicher Größe unterſcheiden, wies mir ſeine Kunſt im Piket- und Mariage-Spiele und hatte mir den Abend vorher ein kleines Brieflein geſchrieben, das er mir nun zum Beweiſe, wie er ſchreiben könne, überreichte. Als pièce justificative theile ich Ihnen dasſelbe auch mit, doch mit der Bitte, mirs gelegenheitlich wieder zukommen zu laſſen.

Gleich nach eingenommenem Frühſtück trennte ich mich von der lieben Geſellſchaft und überließ Pfeffeln dem wackern Sekretär Herrn Weißenburgs, nahmens Herr Schmidt. Ich beſah ſo zwei Stunden lang für mich das merkwürdigſte der Stadt, als da iſt: das Churfürſtliche Naturalien-Cabinet, das Obſervatorium, die Kirche, das Theater u. ſ. w. während daß mein Reiſegefährte Beſuche bey den Herrn Schwan, Klein, Soutaneſi und andern mit Herrn Schmidt machte. Nach zehn

Uhr trafen wir uns wieder bey unſerm lieben blinden Freunde zuſammen an, nahmen Abſchied, giengen heim und fuhren dann Schlags eilf Uhr über Neuſtadt nach Landau, wieder ab.

Colmar, den 26ten Chriſtm.

Da ich geſtern, liebe Freunde, mit aller Genauigkeit eines Augenzeugen nur von Dingen und Perſonen geſprochen habe, die ich ſelbſt in Augenſchein genommen, ſo können Sie mir's wohl zu gut halten, wenn ich heute mit einem Stücke Biographie eines Mannheimer merkwürdigen Mannes beginne, den ich leider nicht zu ſehen habe kriegen können. Ich habe mir, wie Sie ſich aus einem meiner vorigen Briefe zu beſinnen wiſſen werden, bereits die Erlaubnis dazu mit der Clauſel ausgebeten, daß dies die einzige reiſebeſchreiberiſche Licenz ſeyn ſoll, die ich mir in Zukunft werde laſſen zu Schulden kommen. Aber dafür werde ich ſie ſo beſtmöglichſt und ſchrankenlos benützen, daß wenige meiner Kollegen ſich rühmen werden können, ſo weit ausgeholt zu haben als ich.

Im Jahre 1781 beſuchte ich, auf meinen kleinen Vakanzreiſen den Pfarrer Brauer in Hunaweyer,[27*]) den Vater Ihrer Jungfer Caroline Brauer, jetzt Frau Rectorin Meyer in Reichenweyher. Als ich in den Pfarrhof trat, traf ich darin den ehrwürdigen Greiſen in einer Beſchäftigung an, die mir auffiel. Er fügte nämlich mit feyerlicher Miene die wurmſtichiſchen Taugen eines kleinen Fäßleins wieder zuſammen, das, wie er mir, ſobald er mich erblickte, affectvoll entgegen rief, den Frieden von Teſchen gemacht habe Was, Friede von Teſchen, ſagte ich, und maß meinen Mann vom Kopf zu den Füßen, um zu ſehen, ob er ganz bey Sinnen wäre. Er aber bat mich, mich neben ihn auf die hölzerne Bank ſeines Vorhauſes niederzuſetzen und erzählte mir die Geſchichte des Fäßchens alſo:

„Ich ward, wie Sie wiſſen, hub er an, im Jahre 1738,

[27*]) Hunaweier und Reichenweier, beide bei Rappoldsweiler.

als Unterhelfer in Ihrer Vaterſtadt Münſter angeſtellt, und mein Vater, der noch lebte und ſehr viel auf ein Gläschen guten Weins hielt, ſchickte mir dieſes Fäßchen mit den beſten und edelſten Hunaweyrer angefüllt. Als es aber in Münſter eintraf, fand ich, fuhr er fort, daß es in etwas beſchädigt war und tropfenweis rann. Ich ſchickte zum erſten, beſten Küfer, den ich in der Eile haben konnte; es kam einer, mit einem Knaben begleitet, der ſein Sohn war, und beide doctorten am Schaden, bis er geheilt war."

Nach gethaner Arbeit, ſo erzählte mir der Paſtor, den ich nun in der Rede ablöſen will, weiter, nach gethaner Arbeit habe er Vater und Sohn in ſeine Stube gebeten, ihnen eins zu trinken gegeben und unterm Discours viel Talente beym letzteren bemerkt. Da er nun wenig Geſchäfte hatte, habe er zum eigenen Zeitvertreib den Jungen in den Unterricht genommen, der auch in kurzer Zeit ſolche Progreſſen machte, daß er mit Fertigkeit lateiniſche und jüdiſche Autoren leſen konnte. Nach Verfluß von zwey bis drey Jahren ſey des Pfarrers Schwager, der berühmte Profeſſor Schöpflin, auf einen Beſuch gekommen, wo derſelbe nun Gelegenheit hatte, ſeinen Durſt nach Kenntniſſen zu ſtillen. Nun ſtieg er bald vom Famulus zum Secretar, dann ward er Mitarbeiter an der Alsatia illustrata, Magiſter legens und endlich, aufs Vorwort von Schöpflin, Hofrath und immerwährender Secretar bey der neu errichtenden Churpfälziſchen Academie der Wiſſenſchaften in Mannheim.[28])

Jetzt kam der gelehrte Mann in allerhand wichtige Verbindungen, und da er unter andern die Pfälziſche Geſchichte des mittleren Zeitalters zu bearbeiten anfieng, mußte er Urkunden auftreiben, wo er nur konnte. Er fand auch eine große Sammlung in ſeines Freunds des Reichshofrath Senkenbergs Bibliothek, notierte die merkwürdigſten, machte

---

[28]) Es iſt hier von dem weiter unten genannten Hofrat Andreas Lamey (1726—1802), dem Mitarbeiter Schöpflins, die Rede.

Auszüge daraus und überließ sie, da Senkenberg sie selbst nicht benützen konnte, ihrem alten Staube wieder.

Nun erschien nach des Bayrischen Churfürsten Maximilians Tode, 1778, der Sieger von Schabatz[28*]) mit seinen Ansprüchen auf die verwaisten Länder, publicierte eine Urkunde, Kraft welcher Kaiser Siegmund im Jahre 1426 dem Herzoge von Österreich Albert V. die Investitur über Nieder Bayern verliehen, und unterstützte, wie man weiß, das vorgegebene Recht mit seinen hundert tausenden. König Fritz setzte ihm die seinigen entgegen, aber die Urkunde schien unwiederlegbar, bis sich der Bäurische Eleve einer andern erinnerte, die in der Senkenbergischen Sammlung stand. Das war der berühmte Renonciationsbrief auf alle Bayrische Succession, den Albert V. selbst im Jahre 1429 in Regensburg von sich gestellt. Das Original war zwar im Münchener-Archiv nicht mehr zu finden, allein ein Bayrischer Registrator, Namens Schmidt, bekannte eidlich, es noch 1734 gesehen und abgeschrieben zu haben. Fritz, an den die Senkenburgische Abschrift geschickt worden, erhob nun seine Stimme lauter; der Kaiser mußte nolens volens die Ächtheit derselben erkennen, und der Teschener Friede ward 1779 geschlossen. Es wäre nun unstreitig, bemerkte mir Herr Brauer, ohne seinen Eleven, der, wie Sie bereits nun errathen haben werden, Herr Hofrath Lamey ist, die Urkunde nicht zu der nöthigen Zeit entdeckt worden; und ohne sein Fäßchen, das gerade rinnen mußte, hätte er die Bekanntschaft des Jünglings nicht gemacht, weil er einen andern Küfer angenommen hätte; folglich, schloß er weiter mit feuerrothem Angesichte, hat hier dies liebe Fäßchen den Frieden von Teschen gemacht, und nie, fuhr er fort, ist ein Verlust von ein Paar Maas Wein, durch die Erhaltung so vieler Eimer Menschenbluts ersetzt worden. — Was blieb mir, liebe Freunde, zur Antwort übrig? Nichts als ein tiefes Gefühl und Anbetung der

---

[28*]) Kaiser Joseph II.

wunderbaren Wege, die die Vorſehung einzuſchlagen für gut findet.

Wir trafen alſo den lieben, würdigen Lamey in Mannheim nicht an, und die Urſache, warum wir weder ihn, noch ſeine Gattin nicht antrafen, gäbe abermals Stoff zur Beherzigung der unbegreiflichen Regierung des Allerhöchſten. Herr Lamey hatte ſeine älteſte, liebenswürdige Tochter vor ungefähr zwei Jahren an Herrn Ehrenmann, Darmſtädtiſchen Amtshafner zu Brumpt[29]) bey Straßburg verheirathet, und faſt zur gleichen Zeit einen Sohn in die Lehre nach Lahr gethan. Der letztere fiel nun dieſen Sommer in eine beynah tödliche Krankheit, die gute Schweſter kam nach Lahr, ſeiner zu pflegen; er rang ſchon mit dem Tode und fing an kalt zu werden, als ſich die Liebende über ihn legte und ihm Leben und Wärme einhauchte. Er erholte ſich auf der Stelle, aber ſie, die Lebensgeberin, wurde urplötzlich krank und ſtarb an eben der Krankheit des Bruders nach einem dreytägigen Leiden. Wie wir in Mannheim waren, war gerade Vater und Mutter nach Brumpt verreiſt, um den untröſtlichen jungen Gatten zu tröſten. Doch genug über einen Gegenſtand, der mir, Gott weiß es, ſchon manche wehmütige Stunde gemacht hat.

Colmar, den 27ten Chriſtm.

Heute erzähle ich Ihnen, meine Lieben, daß wir den 3ten Sept. gegen 4 Uhr in Landau ankamen, der Meinung und Willens, da zu übernachten und vorher bey der Fr. Bürgermeiſterin Hofmann das Souper einzunehmen. Wir wußten zwar wohl, daß wir den Bürgermeiſter nicht antreffen würden, weil er eben auf der Tagſatzung der zehn Elſäſſiſchen Reichsſtädte zu Ober-Ehnheim war, und wir ihm ein Rendez-vous in Straßburg beſtimmt hatten; aber daran kam uns kein Gedanke, daß auch die liebe Ehehälfte ausgeflogen ſeyn könnte. Das war ſie denn wirklich mit ihrem

[29]) Brumath.

Kinde und zwar nach Roth auf ihres Vaters Landgute, vor welchem wir zwar vor anderthalb Stunden vorbeygefahren waren, allein nicht geahndet hatten, daß sich unsere Freundin, die wir überraschen wollten, daselbst aufhalten möchte. Zurückfahren nach Roth wollten wir nicht, weil uns diese Rückkehr wieder von Colmar entfernt hätte; in der Festung ohne Grund und Noth zu übernachten, war uns, die wir einmal an die freye Luft gewohnt waren, auch nicht zuzumuthen. Wir ließen demnach unsere Effekten vom Zimmer wieder in den Wagen packen, nahmen Victualien mit auf den Weg und fuhren gerade vor Thoresschluß zum Kefigt hinaus. Die Reise ging noch diese Nacht über Langencandel bis nach Lauterburg, wo wir nach zehn Uhr anlangten, ein gutes Zimmer und gute Betten bey Mme Lievre, der Postmeisterin, fanden, vortrefflich schliefen und den morgenden Tag, noch vor seinem Anbruch, wieder im Wagen saßen und forteilten.

Von dieser Morgenreise könnte ich freylich auch etwas erzählen, besonders aber Gelegenheit nehmen, Ihnen auf einmal mein bißgen Können in Beschreibungen von Morgenröthen, schattigen Wäldern und rieselnden Bächen zu zeigen; allein seit ich gelesen habe, daß schon die alten Völker des Morgenlandes das Licht der Morgenröthe vom Sonnenlichte trennten und es für ein neuerschaffenes Wesen, für einen Glanz hielten, der vom Throne Jehovah's herschimmere und zurückgenommen werde, so bald die irdische Sonne erwacht; seit ich das weiß, tauch ich keine Feder ins Dintenfaß mehr, um zu — morgenrötheln und erwarte mit Sehnsucht den Meister, der die herrliche Erscheinung inniger fühle und poetischer beschreibe. Was die Wälder und die Bäche anbetrifft, so tönt mir für jetzt die angenehme Zwölfe-Glocke silberner in die Ohren, als der reinste Gesang der Musen selbst über Wälder und Bäche; ich folge also dem Rufe derselben an den Tisch und werde mir's so wohl schmecken lassen, als es Pfeffeln und mir Donnerstag den 4ten Sept. in der Stadt Lion zu Straßburg geschmeckt hat, nachdem wir unter

eben dem ſüßen Schall von Zwölfen vor dem Gaſthof ausgeſtiegen waren.

Jetzt noch ein Brief, meine Beſten, und dann werden wir zu Hauſe ſeyn. Unterdeſſen Leben Sie wohl und empfangen Sie, nebſt Minna's Gruß und Kuß, die Verſicherung der unwandelbaren Liebe Ihres L.

Colmar, den 1ten Jänner 1789.

Was ich, beſte Freunde, am Ende des verfloſſenen Jahres nicht mehr thun konnte, ſoll nun, will's Gott, am erſten Tage des gegenwärtigen geſchehen: ich will trachten, meiner Reiſebeſchreibung einmal ein Ende zu machen, nachdem ich vorher, beym nunigen Jahreswechſel, wie neuere Autoren zu ſagen pflegen, für Ihre bisherige Freundſchaft werde Dank abgeſtattet und mich und die meine für jetzt und die Zukunft werde empfohlen haben.

Doch — alles reiflich erwogen, wäre der ſchönſte Neujahrswunſch für Freunde, wie Sie ſind, von Freunden, wie wir ſind, ein unnützes Ding; darum ſag ich auch kein Wörtchen mehr davon, als Gott, dem Geber alles Wolſeyns, ſey Lob und Dank für alles, was uns gegeben worden.

Als wir, wie ich bereits erzählt habe, Donnerstags, den 4ten Sept., in Straßburg angekommen und das Mittagmal eingenommen hatten, gingen wir aus, einige Beſuche zu machen. Gleich nach unſerm Ausgange kam der Bürgermeiſter[29*]) auch an; allein, da das Abentheuer noch kein Ende haben ſollte, verfehlten wir uns im gegenſeitigen Aufſuchen, bis Glocke neun Uhr, wo wir doch noch dieſen Tag zuſammen ſpeiſten und bis Mitternacht beieinander waren. Den folgenden Freitag blieben wir und der Bürgermeiſter noch ganz in Straßburg, machten eine Menge Beſuche, aßen bey H. Pfarrer Ehrlen zu Mittag, und beym Profeſſor Schurer[30])

[29*]) Der im vorigen Brief genannte Bürgermeiſter Hofmann von Landau.

[30]) J. L. Schurer aus Straßburg (1734—1792) war Profeſſor der Phyſik an der Univerſität.

zu Nacht, beides in großer Gesellschaft. Besonders trafen wir bey letzterm eine Menge hochgelehrter Herren an, die mich zum Theil sehr amusierten und mir einen deutlichen Begriff von einer Gattung von Geschöpfen gaben, die einzig in ihrer Art sind, ich meine von den Straßburgischen Professoren. Das sind doch alles Leute, die ihr eigenes haben, eigene Gelehrsamkeit, eigene Philosophie, eigene Späße und bons mots u. s. w., so wie ich überhaupt bei allen geborenen Straßburgern von jeher etwas eigenes gefunden habe, das weder der Basler, noch Züricher, noch Colmarer hat, und das da auch wohl Ursache seyn mag, warum ich alle die genannten den Einwohnern Straßburgs — vorziehe. — Stuber war nicht zu Hause; das that uns beiden sehr leid, besonders mir, der den vortrefflichen Mann, der einer von den wenigen ist, die Ausnahmen machen, noch nicht persönlich kenne; doch trafen wir Schweighäusern[31]) und seine Frau an, redeten da viel von Ihnen und Lavatern, und wenn Ihnen also um diese Zeit das rechte Ohr gesäuselt hat, so wissen Sie nun, wie Sie es zu erklären haben.

Ehe ich unsern Straßburger Aufenthalt schließe, muß ich noch vermerken, daß wir auch hier, wie in Frankfurt und Mannheim, in einer Mansarde beherbergt wurden. Pfeffel schrieb diese Dachstuben-Residenz seinem und meinem Hang zur schönen Literatur zu, die besonders in Deutschland so zu lohnen pflege; allein da ich, für meine Wenigkeit, nur Dilettante und nicht selbst Künstler bin, so hab ich, trotz aller gegenseitigen Protestationen, Ehre gelassen, dem Ehre gebühret und das Schicksal auch der besten deutschen Poeten in ihrem Vaterlande beseufzet.

---

31) J. Schweighäuser (1742—1830) war Professor der alten Sprachen in Straßburg. Durch seine vortrefflichen Ausgaben griechischer und römischer Schriftsteller erwarb er sich unter den Gelehrten seiner Zeit einen bedeutenden Namen. Er und seine geistvolle Frau gehörten zu den besten Freunden Pfeffels und Sarasins; die drei Familien standen unter sich in regem brieflichen Verkehr und besuchten sich oft.

Das, was mir noch von dieſem Straßburger Aufenthalte unvergeßlich ſeyn wird, iſt die in der Treutel'ſchen Buchhandlung gemachte Bekanntſchaft mit einem vortrefflichen — neuen Buche. Es iſt zwar, ſo viel ich weiß, in keinem Journale ausposaunt worden, ſelbſt in Straßburg ſchien es mir, als bereits verlegene Ware in einem Winkel zu liegen; ich las aber nur Eine Seite, die mir ausnehmend gefiel, kaufte es und habe ſeitdem unglaublich viel Unterricht und Troſt daraus geſchöpft. Der Titel iſt: Betrachtungen über die natürliche Religion von Johann Friedrich Häſeler, Leipzig, im Schwickerdt'ſchen Verlage 1787. 8. Wenn die meiſten Autoren uns ſagen, was ſie gelernt haben und wiſſen, ſo ſagt mir Häſeler, wie er denkt; wenn andere ihre Gelehrſamkeit bloß zur Schau tragen, ſo wendet Probſt Häſeler ſeine tiefen mathematiſchen, aſtronomiſchen, naturhiſtoriſchen und anderen Kenntniſſe einzig und allein zur Erkenntnis und Verherrlichung des Gottes an, den er der Vernunft und dem Glauben ſo geiſtig und doch groß, ſo mächtig und doch ſo liebevoll, mit einem Worte ſo anbetungswürdig zu ſchildern weiß, daß der bloße Gedanke an ihn erfreuen und beſeligen muß. Ich weiß zwar wohl, daß Betrachtungen aus der ſogenannten natürlichen Religion vielen und guten Chriſten eine Art von Aergernis ſind; mir ſind ſie es auch im gewöhnlichen Wolfiſchen, und was mir noch mehr zuwider iſt, im heutigs Tages noch gewöhnlicheren Voltäriſchen Gewande vorgetragen; allein wer mir all mein Wiſſen und Können, wer mir ſogar meine Fähigkeiten ſo adelt, daß ſie durchgängig ihren himmliſchen Urſprung vorſtrahlen laſſen und uns eben dadurch weiſer und beſſer machen, der iſt mein Mann, mein lieber Begleiter und Führer. Nur Schade nach meinem Gefühle, daß Häſeler, der ſonſt ſo große Meiſter im populären Denken, ſeine zwo erſten Betrachtungen zu weit ausgeholt und einige andere zu flüchtig behandelt, ſonſt wäre er mein Ideal in dieſer Art zu experimentieren. Er ſorgt doch zu gleicher Zeit für Kopf und Herz, und das Parallel-Laufen von beiden Kräften über-

zeugt und beruhigt, eines ohne das andere macht Zweifler oder Schwärmer, erzeugt die Berliner Schule — oder die Aſter-Lavaterianer und die Frömmlinge, deren Gattungen und Zahl Legion iſt. Doch vielleicht kennen Sie das Büchlein ſchon lange, und dann, nehmen Sie an, daß ich nichts geſagt habe. —

Von Straßburg verreiſten wir Samstags, den 6ten Sept., morgens gegen 9 Uhr. Auf der ganzen Route fiel weiters nichts vor. Der Poſtmeiſter von Fägertsheim, der uns das erſte mal mit ſieben führen ließ, begnügte ſich diesmal, uns mit dreyen führen zu laſſen; der Wagen, den wir unterdeſſen mit mehr als 7 Gl. reparieren und manchem Drey Bätzner ſchmieren laſſen, krachte und brannte nicht mehr, und ſo langten wir Abends gegen vier Uhr mit all dem Wonnegefühl des Wiederſehens wieder an, das Ehegatten und Hausväter nach einer faſt vierzehntägigen Abweſenheit je empfinden können. Wir trafen, was unſern Abentheuern und Freuden die Krone aufſetzte, alles im beſten Wohlſeyn an und haben ſeither mit der Erinnerung derſelben manche frohe Stunde verplaudert. —

Ich aber insbeſondere habe mir, durch Ihre Aufforderung, Ihnen die Reiſe zu beſchreiben, dieſelbe doppelt und mehrfach angenehm gemacht. Iſt Ihnen, meine Lieben, auch dadurch ein Vergnügen geſchehen, ſo freut es mich noch mehr; und ich wünſche ohne Compliment geſagt, in welchem Fall es auch ſey, immer Gelegenheit zu haben, Ihnen zu beweiſen, wie ſehr ich Sie, edles Paar Menſchen, liebe und verehre.

Minna grüßt und küßt Sie, mit mir, und wir beide ſind, ſo lang wir leben, das heißt bei unſer einem, ewig, Ihre Sie aufrichtig Liebende

L.

Die Juden im Kanton Baſelland.

Von Achilles Nordmann.

Innerhalb des Gebietes, das infolge der Ereigniſſe der Jahre 1832 und 1833 den von Baſelſtadt abgetrennten, ſelbſtändigen Kanton Baſelland bildet, laſſen ſich Judenniederlaſſungen ſeit dem Mittelalter nachweiſen. Schon im Jahre 1348 werden ſolche für Lieſtal erwähnt.[1]) Von einer Niederlaſſung in Mönchenſtein zwiſchen 1457 und 1460, deretwegen die Stadt Baſel Beſchwerde führte, berichtet R. Wackernagel.[2]) Auf vorübergehenden Aufenthalt deuten die Leibzollanſätze hin, denen die Juden in Augſt, Diepflingen, Siſſach und Waldenburg während des 15. Jahrhunderts unterworfen waren.[3]) Ueber die Einzelſiedelungen und Gemeindebildungen in den fürſtbiſchöflichen Dörfern des ſpäteren baſel-

[1]) Boos H., Urkundenbuch der Landſchaft Baſel, Baſel 1881. S. 296, Nr. 339, Zeile 8—10. Schiedsſpruch zwiſchen den Bürgern von Lieſtal und dem Siechenhaus an der Birs wegen des Zolls auf der Birsbrücke. Die Bürger von Lieſtal ſind vom Zoll befreit, aber „was och Juden ze Lieſtal ſint, ſie ſient ingeſeſſen oder usburgere, die ſullent zol an der brugge geben". Lieſtal ſtand 1348 unter der Herrſchaft des Biſchofs von Baſel. Wie aus der Stelle hervorgeht, waren, kurz vor den Verfolgungen von 1349, nicht nur in der Stadt ſelbſt Juden aufgenommen, es ſtanden zu ihr auch auswärts wohnende, ſo wenigſtens dürfte das Wort „usburgere" zu deuten ſein, in einem Schutzverhältnis. — Die mittelalterliche Judenſiedelung in Lieſtal dürfte mit den gleichzeitig in Rheinfelden, Pfirt, Altkirch beſtehenden Gemeinden in Parallele zu ſtellen ſein. Vgl. Saalfeld: Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuches. Berlin 1898. S. 240, S. 253.

[2]) Geſchichte der Stadt Baſel, Baſel 1911. Bd. II[1]. S. 374.

[3]) Nordmann A. Geſchichte der Juden in Baſel. Basler Zeitſchrift für Geſchichte und Altertumskunde. Bd. XIII. S. 4.

landschaftlichen Bezirks Birseck ist von uns an anderer Stelle berichtet worden.[4]) Von Juden, die in der Hauensteingegend verweilen, und denen die Vögte kein Recht halten sollen, melden die Basler Ratsprotokolle zuerst im Jahre 1598.[5]) Während des ganzen 17. und 18. Jahrhunderts bestehen lebhafte Handelsbeziehungen zwischen den Angehörigen der benachbarten jüdischen Gemeinden des Elsaß und der Bauernschaft der Landschaft, deren Regelung dem Basler Rat zu Erlassen mannigfacher Art Veranlassung gibt.[6])

Auf Grund des freien Niederlassungsrechtes, das durch die Gesetze der Helvetik gewährt wurde, werden seit 1801 Juden als regelrechte Einwohner im Gebiete der Landschaft seßhaft, so Lehman Dreyfus von Hegenheim in Gelterkinden und Moyses Maus, ebenfalls von Hegenheim,[7]) in Liestal. Während der Periode der Mediation wurden gemäß den Bestimmungen des zwischen Frankreich und der Schweiz bestehenden Defensiv- und Allianzvertrags vom 27. September 1803 als vollberechtigte französische Bürger ferner zugelassen im Jahre 1811 Samuel Woog von Buschweiler in Sissach und Naphtali Maus, der Sohn des vorgenannten Moyses Maus, in Waldenburg. Als während der Restauration neue Judensiedelungen im Gebiete des Gesamtkantons durch die Niederlassungsgesetze von 1816 und 1821 untersagt werden konnten und die Rayneval'sche Erklärung zum französischen Niederlassungsvertrag von 1827, in welcher auf die Gleichstellung der französischen Juden mit den Christen verzichtet wurde, dieses Verbot guthieß,[8]) durften doch die vor 1815 er-

---

[4]) Ueber den Judenfriedhof in Zwingen und Judenniederlassungen im Fürstbistum Basel. Ibidem Bd. VI. S. 121 f.

[5]) St. A. Bistdt (Staatsarchiv Baselstadt), Kleinratsprotokolle vom 25. I. 1598.

[6]) Nordmann A. A. a. O. Bd. XIII. passim.

[7]) In den Aktenstücken wird als Heimatort der Familie Maus abwechselnd Hegenheim und Herlisheim bei Colmar genannt.

[8]) Siehe Genaueres über diese Verhältnisse in unserer Darstellung, Basler Zeitschrift f. G. u. A. Bd. XIII. Die Rayneval'sche Note bestimmt — um das hier zu wiederholen, — daß in denjenigen

teilten Bewilligungen, deren Inhaber französische Bürger waren, nach dem Wortlaut der früheren Uebereinkommen nicht beanstandet, sondern mußten weiter aufrechterhalten werden. Zur Zeit der Trennung zwischen Stadt und Land war in Liestal noch die Familie Maus ansässig, deren Wohnrecht am 27. Dezember 1828 vom Kleinen Rat in Basel um sechs Jahre verlängert worden war. Die übrigen landschaftlichen Judenniederlassungen waren damals eingegangen.[9])

Die erste Verfassung des neuerrichteten Kantons Baselland vom 30. April 1832[10]) anerkannte ausdrücklich „die Rechte der Menschen auf Leib, Leben, Ehre und Vermögen", verkündete die Gleichheit aller Bürger und erklärte die Glaubensfreiheit für unverletzlich. Sie gewährleistete aber auch die den christlichen Kirchen bisher zustehenden Privilegien und setzte fest, daß der öffentliche Unterricht insbesondere die Grundsätze des Christentums umfassen sollte. Die Niederlassungs- und Gewerbefreiheit wurde auf die eigenen und die Bürger der Gegenrecht haltenden Schweizerkantone beschränkt. Alle dermalen giltigen, mit der Verfassung nicht in Widerspruch stehenden Gesetze und Verordnungen

---

Kantonen, welche den Juden Wohnsitz und neue Niederlassung grundsätzlich verweigern, auch die französischen Juden den Art. 1 des Niederlassungsvertrags, der alle Franzosen den Schweizern gleichstellt, nicht in Anspruch nehmen dürfen, um eine Ausnahme von der allgemeinen, von den Kantonen sonst angewandten Regel zu verlangen.

9) St. A. Blstdt, Kleinratsprotokolle des Datums. Missiven 1833. XII. 26. In einer Liste der niedergelassenen Franzosen des Gesamtkantons vom Dezember 1827 (Ibidem, Niederlassung L 6) werden als im Gebiet der Landschaft wohnend außer den genannten Maus noch angeführt Samuel Woog von Buschweiler und dessen Vater, Lazarus Woog, beide in Sissach. Wenn bei J. J. Brodbeck (Geschichte der Stadt Liestal, Liestal 1864, S. 288) von zwei israelitischen Familien die Rede ist, die 1833 in Liestal wohnen, so können damit nur zwei Familien Maus (Vater und verheirateter Sohn) gemeint sein.

10) Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse für den Kanton Baselland, in der Folge als „Basellandschaftliche Gesetzessammlung" bezeichnet, Bd. I S. 38 f.

— darunter war natürlich die Legislatur des bisherigen, ungeteilten Kantons Basel verstanden — sollten solange in Kraft bleiben, bis sie durch künftige Verfügungen förmlich aufgehoben sein würden. Unter anderem war damit ausgedrückt, daß die Beschränkungen gegenüber den Juden auch weiterhin fortdauerten.

Man wird inne, daß, wenn das neue demokratische Staatswesen sich einerseits an die Gedanken- und Ausdrucksweise der großen Revolution anlehnte, es andererseits in wesentlichen Punkten an den althergebrachten Anschauungen festzuhalten entschlossen war. Es wird nicht berichtet, daß bei der Beratung der ersten basellandschaftlichen Verfassung die Stellung der Juden zur Sprache gebracht worden wäre[11]) — dazu lag, da wichtigere Dinge auf dem Spiele standen, keine dringende Veranlassung vor — aber die angeführten Hinweise zeigen, daß man in dieser Frage mit der bisherigen, von dem ungeteilten Basel eingehaltenen Politik einig ging, ja, wie die Folge lehrte, jüdische Beziehungen noch viel schroffer fernzuhalten suchte als Baselstadtteil. Im Sinne dieser Politik, dazu mit einer gewissen urwüchsigen Eigenart, sind denn auch die verschiedenen Aufgaben und Verwicklungen gelöst worden, die dem neuen Kanton aus seiner Stellung zur Judenfrage erwachsen sind.

Zum ersten Male beschäftigten sich die basellandschaftlichen Behörden mit Judenangelegenheiten, als neue Niederlassungsgesuche an sie herantraten. Im Oktober 1833 wünschten zwei Söhne der Familie Maus das Wohnrecht für Ziefen und Liestal und im Dezember 1833 drei Gebrüder Ditisheim aus Hegenheim ein solches für Gelterkinden zu erlangen. Der Regierungsrat, der hierüber zu entscheiden hatte, befand sich allem Anscheine nach anfänglich über die zutreffenden Gesetzes- und Vertragsbestimmungen und die bisherige Praxis

11) In den Protokollen des basellandschaftlichen Verfassungsrates und den Verfassungsakten fehlen diesbezügliche Angaben. St. A. Bllb. = Staatsarchiv Baselland C 1.

im unklaren. Er bewilligte zunächst dem Gerson und Raphael Maus ihre Gesuche. Erst als die Gemeinde Ziefen, in welcher der letztere ansässig werden wollte, ungeachtet regierungsrätlichen Zuspruchs, beim Landrat Beschwerde führte und dieser die Angelegenheit an den Regierungsrat zurückgewiesen hatte, wurde die Sachlage genauer erkundigt und daraufhin auf Grund der erwähnten Niederlassungsgesetze und der Rayneval'schen Erklärung der ergangene, zustimmende Beschluß zurückgenommen. Es ist bezeichnend, daß die vorberatende, baselландschaftliche Justizkommission unter dem Vorsitze Anton von Blarers in ihrem Gutachten vom 21. Juni 1834 der Rayneval'schen Erklärung, als einer privaten Aeußerung, Rechtskraft nicht beimessen wollte und, da der offizielle Text des Niederlassungsvertrags keine konfessionellen Unterschiede zwischen den Franzosen aufstellte, sich für Gewährung der Gesuche aussprach. Der Regierungsrat trat, wie gemeldet, diesem Standpunkt nicht bei, berichtete auch in ablehnendem Sinne an den Landrat und beschied die später eingegangenen Bewerbungen der Gebrüder Ditisheim, trotzdem die Gemeinde Gelterkinden sie empfahl und der französische Botschafter warm für sie eintrat, ohne weiteres verneinend. Während des Jahres 1834 unternommene erneute Schritte der verschiedenen Petenten blieben ebenfalls erfolglos. Es müsse abgewartet werden, lautete die Antwort, bis die betreffenden gesetzlichen Vorschriften abgeändert worden seien. Der Landrat bestätigte auf ergangene Rekurse hin die regierungsrätlichen Beschlüsse, und die eidgenössische Tagsatzung, an welche Raphael Maus sich gewendet hatte, entschied im gleichen Sinne.[12])

Von ungleich größerer Bedeutung als diese nebensächlichen Vorkommnisse und von internationaler Tragweite

12) St. A. Bild. G. 6, 1832—1862.

Unter der Bezeichnung G 6 des St. A. Bild. werden 4 Faszikel zusammengefaßt, die sämtlich Niederlassungsakten enthalten. Unter den beiden ersteren (Nr. 1—113. 1863—1890 und ohne Nummernangabe 1832—1862) finden sich nur vereinzelte Juden betreffende Schriftstücke (Nr. 8, 18, 39, 47, 68, 73, 76); der Faszikel G 6

war der in das Jahr 1835 zurückreichende „Wahl'sche Handel“[13]):

Am 6. April 1835 war ein Kauf gefertigt worden, nach welchem Isaak Landerer von Basel sein in und um Reinach

---

Nr. 78 enthält das Material zur Wahl'schen Angelegenheit und G 6 Nr. 79 die anderen Nachweise über die Judenniederlassungen.

Regierungsratsprotokolle vom 12. und 30. Okt. 1833, 21., 23. Jan., 1. und 4. Juli 1834.

Landratsprotokolle vom 2. und 25. Dez. 1833, 23. März, 13. Juli, 9. Dez. 1835.

Baselландschaftliches Volksblatt 1835 Nr. 6 S. 23.

Man scheint übrigens im Landrat geteilter Ansicht gewesen zu sein. Denn hierauf bezieht sich offenbar der Regierungsrat, wenn er in einem Bericht zur Wahl'schen Angelegenheit (St. A. Bllb. G 6 Nr. 78) darauf verweist, daß in der Mitte jener Behörde, im Anschluß an das Gutachten der Justizkommission, Zweifel über die Giltigkeit der Rayneval'schen Erklärung entstanden und dabei über die Stellung der französischen Juden und ihre Gewerbefreiheit freisinnige Ansichten entwickelt worden seien.

Tagsatzungsabschiede 1836 S. 406.

Vgl. auch „Der unerschrockene Rauracher“ 1836. Nr. 32 und 33.

Die Gebrüder Ditisheim wandten sich später, Beschwerde führend, an die französische Deputiertenkammer, die ihre Petition in befürwortendem Sinne dem Ministerpräsidenten überwies. Moniteur universel. 1835. V. 12. Nr. 133. p. 10695.

[13]) Unserer Darstellung liegen als Aktenmaterial zu Grunde: St. A. Bllb. G. 6 Nr. 78 und 79 samt den zugehörigen Land- und Regierungsratsprotokollen. Vgl. ebendort B a 1. — St. A. Blstdt. Baselland 8, Wahl'scher Handel. — Archives du ministère des affaires étrangères à Paris. Correspondance de Suisse, T. 529—533. — Eidgenössisches Archiv in Bern: Innere Angelegenheiten der Kantone Basel Bd. 861/62.

Die Wahl'sche Angelegenheit ist an folgenden Stellen bis jetzt mehr oder weniger ausführlich behandelt worden:

Schweizerische Annalen oder die Geschichte unserer Tage seit dem Julius 1830. Bd. VII, von H. Escher, Zürich 1839. S. 160—212. Eine Anzahl der zugehörigen Akten sind hier wörtlich abgedruckt.

A. von Tillier. Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogeheißenen Fortschrittes. Bern 1854. Bd. I S. 320 f., 329 f., 345 f.

J. Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen, Zürich 1854. Bd. II. S. 185 f.

P. Fedderſen, Geschichte der schweizerischen Regeneration. Zürich 1867 S. 224 f.

(Kanton Baſelland) gelegenes Landgut an die Gebrüder Alexander und Baruch Wahl von Mülhauſen, franzöſiſche Bürger israelitiſcher Konfeſſion, um den Preis von Fr. 86 000 franzöſiſche Währung abtrat.[14]) Nach der von dem ungeteilten Kanton Baſel übernommenen, für Baſelland noch gültigen Geſetzgebung hatten Nichtbasler gemäß Dekret vom 15. Juni 1803 für die Erwerbung von Liegenſchaften die Bewilligung des Kleinen Rates, an deſſen Stelle in Baſelland der Regierungsrat getreten war, einzuholen. Da Art. 12 des franzöſiſchen Allianzvertrags vom Jahre 1803 für die Mediationszeit feſtſetzte, daß alle Franzoſen hinſichtlich ihrer Perſon und ihres Eigentums gleich zu behandeln ſeien wie die Inländer, da ſpäter das Basler Niederlaſſungsgeſetz vom 19. Juni 1816 in ſeinem § 8 den Grunderwerb durch Fremde zuließ und die Juden trotz der ihnen durch dieſes Geſetz und deſſen Abänderungen vom 7. Februar 1821 auferlegten Beſchränkungen von dieſem Rechte nicht ausſchloß, wurde in Baſel die hierzu erforderliche obrigkeitliche Zuſtimmung auch an ſie in der Regel ohne beſondere Schwierigkeiten erteilt. Selbſt während der zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts, als man auf das Eingehen der jüdiſchen Gemeinde hinarbeitete, und ſogar während der Zeit des Wahl'ſchen Handels ſelbſt wurde ſie vom Kleinen Rate — niemals miſchte ſich der Basler Große Rat in dieſe Fragen ein — nicht verweigert.[15]) Der Vorſchrift gemäß war bei der Veräußerung

Der Standpunkt der Gebrüder Wahl iſt in einer Broſchüre dargelegt, betitelt: Du différend survenu entre la France et Bâle-Campagne, à propos de l'annulation prononcée par le Grand Conseil de ce canton d'une acquisition d'immeubles faite par deux citoyens français, MM. Alexandre et Baruch Wahl de Mulhouse (Haut-Rhin). Mulhouse, Imprimerie-Librairie de Thinus et Baret, Mars 1836.

[14]) In den Akten ſind die verſchiedenen Summen bald in franzöſiſcher, bald in der alten Schweizerwährung ausgedrückt. Ein franzöſiſcher Franken entſpricht, wie bekannt, ungefähr $^7/_{10}$ alten Schweizerfranken.

[15]) Vgl. Basl. Zeitſchr. f. Geſch. u. Altsk. Bd. XIII. S. 88f. S. 118f. Das Dekret vom 15. Juni 1803 (Basler Geſetzesſammlung

des Landerer'schen Gutes die Ratifikation durch den basellandschaftlichen Regierungsrat vorbehalten worden. Zu diesem Zwecke richtete der Bezirksverwalter von Arlesheim ein Schreiben nach Liestal, zu dessen Erläuterung die Käufer, um Einwänden wegen ungesetzlicher jüdischer Ansiedelungen zuvorzukommen, in besonderer Eingabe die Erklärung abgaben, daß sie keineswegs beabsichtigten, sich in ihrem neuen Eigentum niederzulassen oder von dort aus ein Gewerbe zu betreiben. Indem der Regierungsrat seinerseits diesen Verzicht ebenfalls hervorhob, erteilte er die gewünschte Ermächtigung. (18. April 1835.)

Bis dahin schien alles ohne Hindernisse abzulaufen. Jetzt aber gelangte in der Landratssitzung vom 5. Mai 1835 eine Eingabe zur Verlesung, in welcher „ein für das Vaterlandswohl allzeitig bereitwilliger Diener", Ch. Jos. Schweizer,

---

Bd. I. S. 134) beruht auf § 379 der Stadtgerichtsordnung. Das Niederlassungsgesetz vom 19. Juni 1816 wiederholt in seinem § 8 dessen Inhalt. (Basler Gesetzessammlung Bd. IV S. 129.) Am 20. Okt. 1836 wird beschlossen, daß, wenn der Käufer ein Jude, ein Falliter oder ein Akkordant war, beim Stadtrat jeweilen ein besonderer Bericht über die Bewilligungsgesuche einzuholen sei. Das Niederlassungsgesetz vom 7. Febr. 1849 dispensierte durch seinen § 11 (Gesetzessammlung Bd. XII S. 175) im Anschluß an die neue Bundesverfassung von 1848 die niedergelassenen Schweizer von der Formalität, die vom Kleinen Rat erst am 6. Jan. 1866 auch gegenüber Ausländern mit Staatsvertrag als dahingefallen erklärt wurde. (St. A. Blstdt, Niederlassung M 1.) — Nur in wenigen Fällen wurde die nachgesuchte Ermächtigung verweigert, so 1827 und 1829 gegenüber Moses Ullmann, dem späteren Wirt zur Kanne. (St. A. Blstdt. Kirchenakten Q, Kleinratsprotokolle vom 19. April, 27. Mai 1826, 29. April 1829, vgl. Basl. Ztschr. f. Gesch. u. Altsk. Bd. XIII. S. 118f. ferner zweimal gegenüber Moses Maus in Liestal auf Wunsch des dortigen Gemeinderats, der ihm „stilles Accordiren" und verschiedene Polizeistrafen vorwarf. (St. A. Blstdt. Kleinratsprotokolle vom 16. Sept. 1826 und 27. Dez. 1828.) Weitere Einzelheiten in St. A. Blstdt. Niederlassung M 2. — Bei der Diskussion der Frage in den basellandschaftlichen Behörden wurde auf § 142 der „Baselischen Landesordnung" (Gesetzessammlung Bd. III Anhang S. 55) Bezug genommen, der bestimmt, daß die Gerichte Fertigungen an Nichtkantonsbürger erst dann vollziehen sollen, wenn die obrigkeitliche Bewilligung zum Erwerb vorliege.

Bürger von Reinach, gegen den ſtattgefundenen Kauf heftig proteſtierte, in bekannten, judenfeindlichen Gemeinplätzen gegen jeglichen jüdiſchen Verkehr eiferte und ſeinen Befürchtungen, daß Juden in Baſelland ſeßhaft werden könnten, lebhaften Ausdruck verlieh. Auf den Antrag Anton von Blarers, der kurz vorher als Präſident der Juſtizkommiſſion bei Beratung des Niederlaſſungsgeſuchs Maus ſich in judenfreundlichem Sinne geäußert hatte, und der nun die Anſicht vertrat, daß vielleicht etwas geſchehen ſollte, um künftigen Landerwerbungen dieſer Art vorzubeugen, wies der Landrat die Sache an den Regierungsrat zur Berichterſtattung.[16]) Zwei Tage ſpäter ſchon ſetzte dieſe Behörde in ihrer Vernehmlaſſung auseinander, daß ſie, da ſeitens der Gemeinde Reinach keine Einſprache vorlag, bei der Bewilligung des beſtrittenen Kaufes ſtreng geſetzlich gehandelt habe, und daß zu weiteren Maßnahmen keinerlei Anlaß vorliege. Auch jetzt ſchloſſen ſich die Gebrüder Wahl in beſonderer Zuſchrift dieſen Ausführungen an. Trotz alledem erklärte der Landrat am 11. Mai 1835, daß die regierungsrätliche Bewilligung in dieſem Falle als nichtig und als in ihren Folgen aufgehoben anzuſehen ſei. Ein Teil der Güter — ſo lautete die Begründung — ſei in einer andern Gemeinde als Reinach gelegen[17]) und darum überhaupt noch nicht gefertigt, die in

---

[16]) In der erwähnten Wahl'ſchen Broſchüre iſt ausgeführt, daß jener Schweizer nur das „Factotum" Anton von Blarer's war. Schweizer hatte den Gebrüdern Wahl zuerſt für eine „Drittperſon" ein Uebergebot von Fr. 10 000 unterbreitet. Erſt nach Ablehnung desſelben erfolgte die Eingabe an den Landrat. — In der Correspondance de Suisse des franzöſiſchen Miniſteriums des Auswärtigen heißt es dementſprechend T. 530 p. 65 „rien que la vénalité et l'intérêt personnel de quelques membres du conseil de Liestal peut expliquer un tel déni de justice." Landſchreiber Hug ſprach in der Landratsſitzung vom 28. April 1836 „von gewiſſen Spekulanten, die nicht das Herz hatten, das Gut zu kaufen, es aber auch nicht in fremde Hände gehen laſſen wollten". (Baſellandſchaftliches Volksblatt, 1836 N. 19.)

[17]) Nach der Eingabe der Gebrüder Wahl nur ein Siebentel des geſamten Gutes.

Reinach vollzogene Fertigung sei vor der regierungsrätlichen Zustimmung erfolgt, statt erst nachher (was in Baselland, wo man nicht bureaukratisch vorging, die Regel bildete), und vor allem hätte die Bewilligung überhaupt nicht erteilt werden dürfen, weil den Juden nach dem Basler Gesetz vom 19. Juni 1816, Art. 5 und 6 die Niederlassung und noch weit mehr der Kauf von Liegenschaften im Kantonsgebiet verboten sei.[18])

Alsbald erhoben die Gebrüder Wahl[19]) gegen diesen Beschluß energischen Protest, und schon am 18. Mai erging eine Mitteilung des französischen Geschäftsträgers G. de Bellevaal in Bern an die baselländschaftliche Regierung, in der darauf hingewiesen wurde, daß, von der zutage tretenden Intoleranz abgesehen, außerhalb des Niederlassungsproblems liegende Rechte verletzt würden, die auch gegenüber den Juden anerkannt werden müßten. Der Wahl'sche Kauf sei ordnungs-

---

[18]) Es muß hier hervorgehoben werden, daß man es bei dieser Begründung mit einer ausgesprochenen mala fides des Landrats zu tun hat. Denn dieser wußte sicherlich, daß § 8 des zitierten Gesetzes von 1816 die Erwerbung von Liegenschaften durch Nichtkantonsbürger ausdrücklich vorsah, daß man in Basel selbst in dieser Beziehung auch gegenüber Juden fast nie Schwierigkeiten machte und daß die §§ 5 und 6 jenes Gesetzes, welche jüdische Niederlassungen untersagten, durch das Gesetz von 1821 aufgehoben worden waren. Weil die Ueberschrift des letzteren irrtümlich, aber im offenbaren Widerspruch mit seinem Inhalt, aus dessen Zusammenhang die Giltigkeit für den Gesamtkanton zweifellos hervorgeht, nur von einem Gesetz für die Stadt Basel sprach, wurde dessen Rechtskraft für die Landschaft in Abrede gestellt. Vgl. „Der unerschrockene Rauracher", 1835 Nr. 35 f.

[19]) Die Familie Wahl hatte früher in Basel gewohnt, wo ihr aus Dürmenach stammender Vater im Jahre 1809 sich niedergelassen und ein eigenes Haus erworben hatte. Beiden Söhnen, den eben genannten Alexander und Baruch, war aber auf Grund der Gesetze von 1816 und 1821 die Niederlassung in der Stadt nach ihrer Verheiratung nicht gestattet worden. Die Intervention der französischen Botschaft zu ihren Gunsten blieb damals erfolglos. Bei ihrem Vorgehen gegen Baselland mag die von jener Zeit her zurückgebliebene Erbitterung nachgewirkt haben. (Broschüre Wahl S. 30 f., St. A. Bstdt. Kleinratsprotokolle der Jahre 1822, 1829, 1830. Vgl. Basl. Zeitschr. f. Gesch. u. Altsk. Bd. XIII. S. 113.)

gemäß und in gesetzlicher Form erfolgt, eine Niederlassung falle dabei außer Betracht, und er müsse unter allen Umständen geschützt werden. Frankreich werde eine Benachteiligung seiner Bürger keinesfalls dulden. Die Regierung in Liestal überwies das gesamte Material ihrer Justiz- und Polizeikommission, die am 29. Mai 1835 darlegte, daß der angefochtene Landratsbeschluß tatsächlich „aller Motive entbehre, durch welche er gerechtfertigt werden könnte". Die Kaufbewilligung sei legal erteilt worden, die kleinen Formfehler, auf welche man sich stütze, seien unerheblich. Wolle man in Zukunft anders verfahren, so dürfe doch einer legislatorischen Aenderung keine rückwirkende Kraft zuerkannt werden. Das Recht des Regierungsrats, die Bewilligung zu erteilen, sei formell unantastbar. In dem Basler Gesetz von 1816, das angerufen werde, seien keinerlei Vorbehalte aufgestellt. Da irgendwelche staatliche Vorschrift nicht verletzt worden sei, könne das Aufsichtsrecht des Landrats nicht geltend gemacht werden. Der Landratsbeschluß sei darum ein rein willkürlicher und bilde einen Eingriff in die unstreitige Kompetenz des Regierungsrats, durch welchen die verfassungsmäßige Trennung zwischen gesetzgebender und vollziehender Gewalt gestört und die Unabhängigkeit der letzteren gefährdet werde. Für den ganzen Mechanismus des Staatslebens müsse ein solches Vorgehen von den schlimmsten Folgen begleitet sein. Schließlich wird der Haltung der französischen Regierung gedacht, der mancherlei Zwangsmittel zur Verfügung ständen. Das Verharren in der eingeschlagenen falschen Richtung würde darum dem Kanton zweifellos bedeutende Opfer auferlegen. Die Justizkommission beantragte, der Regierungsrat möge beim Landrat die Aufhebung des Beschlusses vom 11. Mai bewirken, die stattgefundene Fertigung solle anerkannt, in Zukunft aber keinem Juden mehr Bewilligung zu Landankäufen erteilt werden.[20])

[20]) Ueber die Kompetenzen des Regierungsrates vgl. die baselländschaftliche Verfassung (Gesetzessammlung Bd. I S. 38 f.), insbesondere deren § 56, der in diesem Falle zutrifft.

Trotz dieſes Gutachtens, trotz der entſprechenden Anträge des Regierungsrats, trotzdem die franzöſiſche Botſchaft in mehreren Zuſchriften weiterhin für die Rechte der Gebrüder Wahl eintrat und ſogar der franzöſiſche Miniſterpräſident und Miniſter des Auswärtigen, Duc V. de Broglie, ſich in einem perſönlichen Schreiben nach Lieſtal wandte,[21]) entſchied der Landrat am 14. Juli 1835, daß es bei dem Beſchluſſe vom 11. Mai ſein Bewenden haben ſolle. Mit der Beantwortung der franzöſiſchen Noten wurde eine Spezialkommiſſion beauftragt, als deren Mitglieder ſpäter Anton von Blarer, Stephan Gutzwyler und J. Kummler-Hartmann bezeichnet wurden. Die franzöſiſche Botſchaft ward, wenn auch nicht auf offiziellem, ſo doch auf indirektem Wege raſch von der Unnachgiebigkeit des Landrats unterrichtet, denn ſchon am Tage nach deſſen Sitzung verlangte ſie, daß an dem Beſitzſtand des Landerer'ſchen Gutes bis auf weiteres nichts geändert, wie ſie ſich ausdrückte, daß der status quo erhalten würde, ein Verlangen, dem man übrigens nicht ſtattgab. Die Gebrüder Wahl, die ſchon bei der Fertigung eine Anzahlung von Fr. 4000 geleiſtet hatten, hinterlegten, um allen Einwänden zu begegnen, den Reſt der Kaufſumme, Fr. 60 000, bei Notar Schmid in Baſel.

Hält man hier in der Darſtellung inne und ſucht ſich über die Sachlage ein unparteiiſches Urteil zu bilden, ſo können einem ſolchen nur die Berichte der Juſtizkommiſſion und des Regierungsrates zugrunde gelegt werden, die die Rechtsfragen erſchöpfend aufklären und in wohlmeinender Weiſe Unrecht zu verhindern ſuchen. Nach ihnen iſt das Vorgehen des Landrats nicht anders als eine offenbare Geſetzesverletzung, als eine Vergewaltigung zu bezeichnen, die dieſer, unter Mißbrauch ſeiner Stellung als oberſte Landesbehörde,

---

21) Dieſes Schreiben ſowohl wie eine ganze Anzahl der von franzöſiſchen Stellen ausgegangenen Aktenſtücke ſind in der Wahlſchen Broſchüre abgedruckt.

ſich zuſchulden kommen ließ.[22]) Deſſen Gegengründe ſind gegenüber der vom Regierungsrat entwickelten Motivierung hinfällig und ertragen keine ernſthafte Kritik. Von dem eigenen Tagſatzungsgeſandten, dem Landſchreiber Dr. J. J. Hug, wird der Regierungsrat in einem bei den Akten befindlichen Schreiben vom 19. Juli 1835 auf die geſchaffene ſchwierige Lage von Bern aus hingewieſen. Hier, am eidgenöſſiſchen Vororte, ſchreibt Hug, indem er ſich auf Geſpräche mit dem Schultheiß und Tagſatzungspräſidenten von Tavel bezieht, nenne man die Taktik des Landrats „eine Verletzung aller und jeder Rechtsnorm, eine Verhöhnung und Verſpottung des Rechts ſelbſt". Man hätte, heißt es weiter, Baſelland mehr Würde in der Handhabung der geſetzlichen Gewalt zugetraut.[23]) Von unbefangener, ſchweizeriſcher Seite — das ſei hier, weil für die Auffaſſung der ſpäteren Ereigniſſe weſentlich, hervorgehoben — wird demnach das Recht auf ſeiten der Gebrüder Wahl, das Unrecht auf ſeiten des Landrats gefunden.

---

[22]) Für die Geiſtesverfaſſung des Landrats iſt es bezeichnend, daß ungefähr gleichzeitig (25—29. Aug. 1835) die franzöſiſche Botſchaft für einen Juden Braunſchweig aus Blotzheim eintreten mußte, deſſen Forderung von allen baſellandſchaftlichen Gerichtsinſtanzen anerkannt worden war, der aber trotzdem nichts ausrichten konnte, weil das Urteil des Obergerichts vom Landrat aufgehoben wurde. (Näheres bei den Wahl'ſchen Akten.) In dem ſpäter zu erwähnenden Berichte des eidgenöſſiſchen Kommiſſärs K. Schnell heißt es in gleichem Sinne: Der Landrat halte ſich zur Aufhebung von Urteilen des Obergerichts und von Verfügungen der Regierung wegen „organiſcher Fehler" für durchaus berechtigt, dies ſogar ohne Entſchädigungspflicht nach irgend einer Seite hin. Da aus dieſer Rechtsauffaſſung allmählig ſchwere Mißſtände erwuchſen, wurde am 15. Febr. 1836 ein Geſetz erlaſſen, das die Nichtigkeitsklagen gegen obergerichtliche Urteile beim Landrat weſentlich einſchränkte. (Baſellandſchaftliche Geſetzesſammlung Bd. II S. 336 f.)

[23]) In „Der unerſchrockene Rauracher" (1835. IX. 2. Nr. 35) ſteht in gleichem Sinne zu leſen: „Der „Berner Volksfreund", das Organ der neuen berniſchen Urbanität, nennt das Benehmen des Landrats ſtierenhörnern, und der „Republikaner" meint, ein Landrat, wie der unſrige, müßte unter Curatel geſtellt werden."

Hug hatte in seiner Mitteilung an die Liestaler Regierung darauf hingewiesen, daß keine einzige der französischen Zuschriften bis jetzt von Baselland beantwortet worden sei.[24]) Man sehe hierin eine Beleidigung und eine Verkennung der amtlichen Stellung. Daraufhin endlich wurde der Botschaft am 13. August der Empfang ihrer Korrespondenz angezeigt und am 5. September 1835 eine von der landrätlichen Spezialkommission verfaßte Darstellung des baselländschaftlichen offiziellen Standpunktes übermittelt. Der Inhalt derselben deckt sich mit dem früher Gesagten. Dem Landrat stehe über alle Handlungen der Regierung ein Aufsichtsrecht zu, die bestrittene Fertigung sei vor, statt erst nach der regierungsrätlichen Bewilligung erfolgt, Art. 5 und 6 des Basler Niederlassungsgesetzes von 1816 untersagten den Juden die Niederlassung, Liegenschaftserwerb und Niederlassung seien von einander untrennbar, das Gesetz von 1821, das die angeführten Paragraphen aufhebe, sei seiner Ueberschrift nach nur für die Stadt Basel, nicht für die Landschaft erlassen, nicht von Intoleranz, sondern nur von Abwehr gegen das Eindringen der Juden in das Wirtschaftsleben dürfe gesprochen werden, deretwegen seien auch die Kantone durch die Rayneval'sche Erklärung zur Aufnahme jüdischer Insaßen nicht verpflichtet worden.[25])

Gegenüber dem intransigenten Standpunkt des Landrats nahm Frankreich zu energischeren Mitteln seine Zuflucht, indem es den Weg der Repressalien betrat, mit denen es von Anfang an gedroht hatte. Damit beginnt die zweite

---

[24]) Die Gewohnheit, behördliche Zuschriften, gleichviel ob sie von Frankreich oder vom eidgenössischen Vorort ausgingen, unbeantwortet zu lassen oder erst nach längerem, wiederholten Mahnen zu beantworten, bildet zu jener Zeit eine der festen, diplomatischen Gepflogenheiten Baselands.

[25]) Der Bericht der landrätlichen Kommission ist in extenso abgedruckt in „Der unerschrockene Rauracher" 1835 Nr. 35. Ebenso findet sich in diesem Blatte etwas später eine erwidernde Darstellung des regierungsrätlichen Standpunkts.

Phaſe der Angelegenheit. Am 5. Oktober 1835 gab der franzöſiſche Geſchäftsträger dem eidgenöſſiſchen Vorort Bern von einer vom 12. September datierten königlichen Ordonnanz Kenntnis, „die proviſoriſch gegenüber Baſelland und ſeinen Angehörigen die Geltung der zwiſchen Frankreich und der Schweiz abgeſchloſſenen Verträge, ſowie ſämtliche amtlichen Beziehungen aufhebt". Um Baſelland Zeit zu laſſen, ſich zuletzt noch eines Beſſeren zu beſinnen, ſollte eine kurze Friſt gewährt werden und die Verordnung erſt dann in Kraft treten, wenn innert zwölf Tagen die ungeſetzliche Entſcheidung des Landrats nicht aufgehoben wäre. Der Vorort wurde erſucht, Baſelland dieſe Beſchlüſſe zu eröffnen.[26]) In dem berniſchen Staatsrat, in dem als vorberatender Behörde die franzöſiſche Kundgebung zuerſt beſprochen wurde, machten ſich zwei Strömungen geltend. Die Majorität wollte ohne weiteres die Mitteilung an Baſelland weitergeben, der Schultheiß von Tavel aber war der Anſicht, daß der Vorort die einſeitige Aufhebung eines zu Recht beſtehenden Vertrags

---

[26]) Der franzöſiſche Text der Ordonnanz, die im Original drei Artikel enthält, findet ſich im Moniteur universel 1835 Nr. 328. Die zwei erſten Artikel lauten folgendermaßen: „L'exécution de la convention, signée à Berne le 30 mai 1827 et du traité, signé à Zurich le 11 juillet 1828 entre la France et les cantons suisses est provisoirement suspendue à l'égard du canton de Basle-Campagne et de ses ressortissants. Les relations de chancellerie entre notre ambassade en Suisse et le canton de Basle-Campagne sont également suspendues."

In einem „rapport au roi" (Archives du ministère des affaires étrangères, Correspondance de Suisse, T. 530, fol. 149s.) begründet der Miniſterpräſident Duc de Broglie den vorgeſchlagenen Schritt. Er bezeichnet die ſchweizeriſche Geſetzgebung gegenüber den Juden als „législation barbare", hebt den Gegenſatz hervor zwiſchen den freiſinnigen Grundſätzen, die bei der Konſtituierung Baſellands maßgebend waren, und der gegenwärtigen Intoleranz, die weit ſchlimmer ſei als diejenige des ungeteilten Kantons Baſel und ſpricht von einer „injustice flagrante" und von einem „sens torturé de la loi." Ein ähnlicher Abbruch der diplomatiſchen Beziehungen habe übrigens ſchon 1784 gegenüber Schaffhauſen aus ganz andern Gründen mit Erfolg ſtattgefunden.

gegenüber einem einzelnen Kanton diesem nicht anzeigen dürfe und beantragte die Ablehnung des Begehrens. Im Berner Regierungsrat drang die letztere Auffassung durch, und ihr entsprechend wurde der französischen Botschaft geantwortet. Gleichzeitig wurde ausgedrückt, wie sehr man bedaure, von dem Konflikt, den der Vorort nicht kenne, nicht früher unterrichtet worden zu sein, um Ueberlassung der Akten gebeten, eine Benachrichtigung der Stände in Aussicht genommen und der schweizerische Geschäftsträger in Paris, von Tschann, beauftragt, sich mündlich ähnlich zu äußern. Das Kreisschreiben an die Kantone erfolgte am 9. Oktober 1835; dieselben erklärten nahezu vorbehaltlos ihre Zustimmung zu dem bisherigen Vorgehen. Der baselländschaftliche Landrat, der behufs erneuter Stellungnahme in außerordentlicher Tagung am 19. Oktober sich versammelt hatte, beschloß nach erregter Diskussion Festhalten an seinem bisherigen Standpunkte.[27]) Dem Vorort ließ er über die Sachlage eine ausführliche Denkschrift[28]) überreichen, in welcher die frühere Begründung wiederholt und der Rückzug der drohenden Ordonnanz gewünscht wurde. Daneben bemühte sich die landrätliche Spezialkommission, die Angelegenheit auf eidgenössisches Gebiet hinüberzuspielen, indem sie den Schein zu erwecken suchte, als sollte die Niederlassungsfreiheit der Juden der Schweiz mit Gewalt aufgezwungen werden. Demgemäß gipfeln ihre Aus-

27) Einzelheiten über diese Sitzung, in welcher die führenden baselländschaftlichen Staatsmänner ihrem Groll gegen die Juden in den heftigsten Ausdrücken die Zügel schießen ließen, finden sich in „Baselländschaftliches Volksblatt" 1835 Nr. 1, 6. Nov. 1835. Die Bestätigung des früheren Beschlusses erfolgte mit 37 gegen 3 Stimmen. Bei diesem Anlaß und in einer späteren Sitzung (16. Nov 1836) wurde, wie auch schon früher, gegen die Tagsatzungsgesandten Landschreiber Hug und Regierungsrat Meyer der Vorwurf erhoben, sie hätten in Bern bei dem französischen Gesandten gegen ihren Heimatkanton konspiriert (Baselländschaftl. Volksblatt 1835 Nr. 1, 1836 Nr. 2.) In den französischen Berichten heißt es hierüber (T. 530 fol. 599): „On s'est accusé de part et d'autre de vénalité et de véritables crimes."

28) Abgedruckt in „Der unerschrockene Rauracher" 1835 Nr. 46.

einanderſetzungen in dem Satz, daß man die Sache in die Hand der geſamten Eidgenoſſenſchaft lege, deren Rechte und Ehre in gleichem Maße beteiligt ſeien wie diejenigen Baſellands.

Da ſo die Schlichtung des Streites auf gütlichem Wege zunächſt unerreichbar ſchien, teilte der franzöſiſche Geſchäftsträger dem Tagſatzungspräſidenten und Berner Schultheiß von Tavel am 9. November 1835 mit, daß Befehl ergangen ſei, die angekündigte Sperre in Vollzug zu ſetzen. Folgende Maßnahmen ſeien vorerſt in Ausſicht genommen: Die Baſellandſchäftler, die in Frankreich gelegene Grundſtücke beſäßen, ſollten an der Ausfuhr der Erzeugniſſe derſelben gehindert werden, die Zahlung der Militärpenſionen werde eingeſtellt, die Vorteile, die im Juſtizverfahren den Schweizern vertragsgemäß in Frankreich gewährt würden, würden den Angehörigen Baſellands von nun an verſagt und Päſſe nach Frankreich dürften ihnen nicht mehr ausgeſtellt werden. Von Tavel benachrichtigte ſeinerſeits den Lieſtaler Regierungsrat. Bei den Akten befinden ſich den Eintritt der Sperre beſtätigende Anzeigen des Maire von Hegenheim an den Gemeindepräſidenten von Allſchwil und des Bezirksverwalters Kummler in Arlesheim an den Regierungsrat. (10. und 12. Dezember 1835.) Als Gegenmaßregel wurde von Kummler vorgeſchlagen, keinen Juden mehr, ſei es auch nur vorübergehenderweiſe, auf baſellandſchaftlichem Boden zu dulden.

Der vorörtliche Regierungsrat in Bern beſchäftigte ſich inzwiſchen weiter mit der Angelegenheit und bekundete am 7. Dezember 1835 ſeine Auffaſſung der Streitlage. Von beiden Seiten ſei der natürliche Zuſtand der Dinge weſentlich verrückt worden. Es handle ſich in Wirklichkeit um nichts anderes als um einen mit Bewilligung der zuſtändigen Behörde, in aller Form vorgenommenen Verkauf einer Liegenſchaft, keineswegs aber um eine Niederlaſſung oder den Verſuch einer ſolchen. Der ſtattgefundene Kauf ſei zum Nachteil des Käufers gebrochen worden. Es ſei daher die erſte Auf-

gabe des Staates, dahin zu wirken, daß die Gebrüder Wahl, die in ihren wohl erworbenen Rechten verletzt wurden, entschädigt würden. Um Baselland diesen Stand der Dinge klar zu machen, wurde eine persönliche Abordnung für richtig erachtet und Altregierungsrat Karl Schnell in Burgdorf, der von früher her als besonderer Gönner des neuen Kantons bekannt war, mit dieser Mission betraut.[29]) Bereits am 16. Dezember traf derselbe in Liestal ein und verhandelte mit der für die Wahl'sche Angelegenheit bestellten Kommission. Das Ergebnis seiner Bemühungen hat er in einem Bericht niedergelegt, der wohl das klarste und am meisten überzeugende Schriftstück des ganzen, reichen Aktenmaterials genannt werden darf. Sein Standpunkt ist derjenige des Vororts. Er betont gegenüber den landschaftlichen Delegierten, daß zwischen Niederlassung und Grunderwerb ein gewichtiger Unterschied bestehe, daß ein Eigentumsrecht nicht notwendig ein Niederlassungsrecht in sich schließe, denn es gäbe auch beschränkte Eigentumsrechte, daß der stattgefundene Kauf vertrags- und gesetzesgemäß zu gestatten war und daß der Landrat ex plenitudine potestatis, rein willkürlich, den regelrechten Kauf aufgehoben habe. Frankreich beanspruche keineswegs für die Juden die Niederlassungsfreiheit, erblicke aber in dem Verfahren Baselands eine Rechtsverweigerung, «un déni de justice». Unter allen Umständen schulde der Kanton den geschädigten Käufern eine Entschädigung. Es könne keine Rede davon sein, den Streit als einfache Zivilsache aufzu-

---

[29]) Schnell war 1832 eidgenössischer Repräsentant bei den Trennungswirren zwischen Baselstadt und Baselland gewesen, „wo er in schroffster, einseitiger Weise für die regierungsfeindlichen Parteien Basellands gegen die Stadt Partei nahm". Damals verlangte er unbedingte Vollmacht, um die „Sarnerei" zu vernichten. Später war er Rechtskonsulent Basellands in den Teilungsstreitigkeiten, 1833 bernischer Regierungsrat. Unter seinem Einfluß gewährte Bern im Dezember 1833 an Baselland ein Darleihen von Fr. 300 000. L. Lauterburg im Berner Taschenbuch 1855 S. 248 f. Vgl. auch Heußler, Die Trennung des Kantons Basel, Zürich 1842, S. 74/77 f.

faſſen und ihn, wie die Vertreter der Landſchaft wünſchten, den ordentlichen Gerichten zu überweiſen, denn eben durch das Vorgehen der Staatsgewalt, d. h. des Landrats, ſei er zur eigentlichen Staatsſache geworden, in welche Frankreich, als Staat, zum Schutze der Rechte ſeiner Bürger ſich eingemiſcht habe. Wohl aber ſei in einem ſolchen Falle ein Schiedsgericht am Platze, deſſen Einſetzung Schnell lebhaft empfiehlt.[30])

Unter enger Anlehnung an den Schnell'ſchen Bericht ſetzt der Vorort mit Kreisſchreiben vom 16. Januar 1836 den Ständen die Situation neuerdings auseinander und fügt die beruhigende Erklärung bei, daß allgemein ſchweizeriſche Intereſſen durch dieſen rein kantonalen Handel nicht berührt würden. Auch er drängt auf Leiſtung einer Entſchädigung durch Baſelland, als einer Forderung der primitivſten Gerechtigkeit. Dem Vorſchlag, den Entſcheid einem Schiedsgericht zu übertragen, ſchließt er ſich an.

In Baſelland ließ man inzwiſchen den Dingen ihren Lauf. Fiel doch die Sperre vorerſt in die Winterszeit, während welcher die Bauern von Allſchwil, Schönenbuch, Biel und Benken, die zumeiſt davon betroffen waren, ihre im Elſaß befindlichen Grundſtücke ruhig brach liegen laſſen konnten. Die übrigen Maßnahmen erſchienen nicht allzu drückend. Ab und zu kam im Vorübergehen die Angelegenheit im Landrat zur Sprache, ſo am 9. Dezember 1835, als über den oben erwähnten Maus'ſchen Niederlaſſungsrekurs verhandelt wurde. Mehrere Ratsmitglieder ließen ſich dabei zu wenig verbindlichen Redensarten hinreißen. Eines derſelben ſprach von dem König Louis-Philippe als vom „Phi-

30) Auch die Gebrüder Wahl wurden bei dieſer Gelegenheit von Schnell empfangen. „Mit einer wahrhaft jüdiſchen Hartnäckigkeit und Beharrlichkeit" ſuchten ſie ihn, ſo ſchreibt er, von ihrem Recht zu überzeugen. Von einer Entſchädigung wollten ſie damals noch nichts wiſſen, ſondern verlangten die Aufrechterhaltung des Kaufes. Den gleichen Standpunkt nahmen ſie in zwei Zuſchriften wahr, die ſie direkt an den Vorort richteten.

lippli, der so frech sei", ein anderes meinte, „wenn der Franzosenkönig den Landschäftlern eine Faust mache, so könnten sie ihm auch eine machen", Aeußerungen, die übel vermerkt wurden.[31])

Erst am 19. Januar 1836 gelangt wieder eine offizielle Eingabe der landrätlichen Spezialkommission an den Vorort,[32]) in welcher der Vorwurf der Rechtsverweigerung bestritten und die Forderung einer Entschädigung zurückgewiesen werden. Im äußersten Falle hätten die ordentlichen, kantonalen Gerichte, aber nicht ein Schiedsgericht darüber zu entscheiden. Jetzt gibt auch die Sperre, die in vexatorischer Art durchgeführt werde, zu Klagen Veranlassung. Obschon ein Antrag auf Retorsionsmaßregeln gegen die Juden gestellt worden sei, habe Baselland doch darauf verzichtet, weil es finde, daß in zivilisierten Ländern die Einwohner nicht für die Zwistigkeiten der Obrigkeiten büßen sollten.[33]) Neuerdings werde mit der Ausweisung aller Landschäftler aus dem Elsaß gedroht.[34]) Der Vorort möge für die schleunige Aufhebung dieser Zustände besorgt sein. Letzterem Wunsche wurde von Bern aus sofort stattgegeben und mündlich und schriftlich in diesem Sinne zu wirken versucht.

In Frankreich hatte um diese Zeit ein Ministerwechsel stattgefunden. Thiers war, sowohl als Kabinettschef wie als Minister des Auswärtigen, an die Stelle des Herzogs von Broglie getreten. Kurz vorher war auch der bisherige Botschafter in der Schweiz, de Rumigny, in dessen Abwesenheit

---

31) Baselландschaftl. Volksblatt 1835 Nr. 6, S. 23/24.

32) Abgedruckt in der Beilage zu „Der unerschrockene Rauracher" 1836 Nr. 6.

33) Am 2. Dez. 1836 war ein dahinzielender Antrag mit 19 gegen 17 Stimmen verworfen worden. Am 25./26. Juli 1836 wurde er wiederholt, aber nicht zur Abstimmung gebracht. (Baselландschaftl. Volksblatt 1836 Nr. 6, 32.)

34) In der Tat hatte der Präfekt des Oberrheins eine solche Ansicht geäußert und etwas später darüber eine nur Mülhausen betreffende, aber nicht vollzogene Verfügung erlassen. (Correspondance de Suisse, T. 531 fol. 32 et 64.)

meistens der Geschäftsträger de Belleval tätig gewesen war, durch den Herzog de Montebello ersetzt worden, dem als chargé d'affaires de Montigny beigegeben wurde. Durch diesen ließ unter nochmaliger Darlegung des Tatbestandes Thiers, das Verlangen der Sperreaufhebung ablehnend bescheiden und wiederholen, daß eine Zurücknahme der betreffenden Ordonnanz erst dann erfolgen könne, wenn vollständige Genugtuung geleistet worden sei. In einem abermaligen, vom 21. März 1836 datierten Kreisschreiben unterrichtete der Vorort die Kantone vom Stande der Verhandlungen, nahm dabei, wenn Baselland bis dahin nicht nachgegeben habe, die Besprechung der Angelegenheit für die nächste Tagsatzung in Aussicht und lud die verschiedenen Regierungen ein, ihren Gesandten für diesen Fall Instruktionen zu erteilen.

Nach und nach begann der Streit auch außerhalb der zunächst beteiligten Kreise die Gemüter zu erregen. Der im Mai 1835 in Schinznach konstituierte schweizerische Nationalverein richtete im Februar 1836 von Aarberg aus eine Zustimmungsadresse an den Landrat, ähnlich verfuhr später dessen Sektion Aarwangen in einer Zuschrift an den Berner Großen Rat. Die Entrüstung über das Vorgehen Frankreichs und die Schwäche der schweizerischen Zentralgewalt fand in diesen Kundgebungen beredten Ausdruck, der tatsächliche, rechtliche Kern der Frage aber wurde, wie immer bei derartigen Stimmungsäußerungen, nicht gewürdigt. Unter den Kantonsregierungen ergriffen vornehmlich Luzern und Genf für Baselland Partei[35]) und verlangten eine energische, eid-

[35]) Schwankend war die Stellungnahme von Baselstadt. Anfänglich schien der dortige Kleine Rat geneigt, die Landschaft zu unterstützen, später anerkannte er den Grundsatz der Entschädigungspflicht und glaubte, daß die landschaftlichen Gerichte zur Entscheidung des Streites nicht kompetent seien. (St. A. Blstdt. Kleinratsprotokolle 1835/36, passim.) Landschreiber Hug drückte sich hierüber sehr drastisch aus: „Baselstadt ziehe in der Sache Baselland Speckschwärtli durch den Mund und hetze nachher auf". (Basellandschaftl. Volksblatt 1836 Nr. 19 S. 75.)

genössische Intervention, Genf geradezu die Einberufung einer außerordentlichen Tagsatzung. Daß der größte Teil der Presse sich bei alledem wenig nüchtern und kühl verhielt, läßt sich leicht verstehen.

Immer dringender wurden bei der herannahenden Sommer- und Erntezeit die Klagen der baselländschaftlichen Grenzdörfer, immer drückender die Sperre, deren Durchführung durch militärische Posten gesichert war. Ein Bearbeiten der Felder und ein Einbringen der auf französischem Boden befindlichen Früchte war vollständig ausgeschlossen. In Liestal sah man endlich ein, daß ein Einlenken unvermeidlich war. Am 28. April 1836 wurde in geheimer Landratssitzung Stephan Gutzwyler, der schon im Februar über diesbezügliche offiziöse Besprechungen berichtet hatte, zu vertraulichen Unterhandlungen ausdrücklich ermächtigt und in der Versammlung dieser Behörde vom 26. Mai, die auf Begehren der Allschwiler Mitglieder einberufen worden war und ebenfalls unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfand, ihm der förmliche Auftrag erteilt, zusammen mit der Wahl'schen Spezialkommission den Streit, wenn möglich, durch ein Abkommen zu schlichten, eine Vollmacht, die am 13. Juni und am 18. Juli erneuert wurde. Auch auf französischer Seite machte sich — wie aus der Korrespondenz zwischen Ministerium und Botschaft hervorgeht[36]) — eine gewisse Ermüdung geltend. Man hatte sich geschmeichelt, Baselland rasch zum Nachgeben zwingen zu können[37]) und erkannte, daß man sich mit der Sperreverkündung in eine Sackgasse verrannt hatte, aus der man nur durch Konzessionen herauskommen konnte. Unter diesen Umständen wurde der Vorschlag des Botschafters Montebello, unter Wahrung des grundsätzlichen Standpunktes, die Angelegenheit im Sinne

---

36) T. 531 fol. 233.

37) Das ministerielle Journal des Débats hatte zum Beginn der Streitigkeiten geschrieben: „On enverra un caporal pour mettre Bâle-Campagne à la raison."

einer Entſchädigung einer Löſung entgegenzuführen (réduire le tout à une question d'indemnité) gutgeheißen.

In Bern begannen jetzt unter der vermittelnden Kontrolle des Schultheißen von Tſcharner zwiſchen dem Botſchafter Montebello einer- und den baſellandſchaftlichen Delegierten Gutzwyler und von Blarer andererſeits langwierige Unterhandlungen, die ſich vom April bis zum Auguſt hinzogen. Von Frankreich wurde die Forderung aufgeſtellt, daß über den angefochtenen Landratsbeſchluß, der die Kaſſierung des Wahl'ſchen Kaufes ausſprach, ſtillſchweigend hinweggegangen, weder von ſeiner Genehmigung, noch von ſeiner Aufhebung geſprochen, und ſo die Schwierigkeit der Prinzipienfrage aus dem Wege geräumt werde. Dies wurde zugeſtanden. Viel mühſamer war die Verſtändigung über die Höhe der Entſchädigungsſumme. Noch Anfang Juni ſchien eine Einigung ſo ausſichtslos, daß Baſelland in einem Kreisſchreiben an die Stände die Intervention der Tagſatzung anrief. Auf eine Abfindung wollten die Gebrüder Wahl ſich anfänglich auch jetzt nicht einlaſſen, ſie beanſpruchten vielmehr nach wie vor den Vollzug des Kaufaktes. Es ſcheint aber, daß ſie ſpäter zum Verzicht beſtimmt und veranlaßt wurden, eine Rechnung über ihre Einbuße und ihre Auslagen aufzuſtellen. Dieſe belief ſich, einſchließlich der an Landerer geleiſteten Anzahlung[38]) von Fr. 4000 Schweizer Währung (= Fr. 6000 franzöſiſche Währung) auf Fr. 20 000 franzöſiſche Währung. Sie wurde von der franzöſiſchen Botſchaft ſchließlich auf Fr. 25 000 feſtgeſetzt und unerbittlich auf ihr beſtanden, trotzdem von ſeiten Baſellands nichts unverſucht blieb, um ſie herabzudrücken. Nach wochenlangem Markten, nachdem die Sperre neuerdings verſchärft und die Klagen der Grenzbewohner immer beweglicher geworden waren, bewilligte endlich der Landrat in

---

[38]) Dieſe Anzahlungsſumme wurde ſpäter von Landerer dem Kanton Baſelland zurückerſtattet, ein weiterer Beitrag an die Entſchädigungsſumme, auf die man in Lieſtal Anſpruch zu haben glaubte, von L. aber abgelehnt.

seiner Sitzung vom 25. Juli — indem er bis zum Austrag der Sache „strengstes Hehl bot" — an diese Forderung aus der kantonalen Staatskasse Fr. 14 000 und nahm davon Kenntnis, daß der Vorort die fehlenden Fr. 11 000 aus der eidgenössischen Zentralkasse unter der Bedingung vorschießen wolle, daß Baselland sie, wenn die Tagsatzung diese Ausgabe nicht genehmige, zurückerstatte. Die Delegierten wurden ermächtigt, hierüber einen Revers auszustellen. Alle Rechte der Wahl an das Landerer'sche Gut wurden ausdrücklich an den Kanton Baselland abgetreten. Am 8. August wurde zwischen Montebello und von Blarer die endgiltige Verständigungsurkunde unterzeichnet, am 15. August die Sperre für aufgehoben erklärt und am 7. Oktober 1836 der Tagsatzung gemeldet, daß der „Wahl'sche Handel" erledigt sei.

Zu einer jahrelangen Diskussion gab nachträglich die Frage der Rückerstattung des eidgenössischen Darlehens durch Baselland Veranlassung. Unter der Begründung, daß die Angelegenheit die ganze Eidgenossenschaft betroffen habe und diese darum wohl einen Teil der Entschädigungssumme zu ihren Lasten nehmen dürfe, verlangte Baselland den Nachlaß des Vorschusses. Die Entscheidung hierüber zog sich bis zum Jahre 1842 hin. Seit 1837 hatten alle Tagsatzungen, anfänglich mit erdrückendem Mehr und unter herber Kritik, jenes Ansinnen zurückgewiesen. Im Jahre 1839 hatte sogar der baselländschaftliche Regierungsrat beim Landrat beantragt, ihn zur Zahlung zu ermächtigen, da die Gesuche um Nachlaß aussichtslos und der Würde des Kantons nachteilig seien. Mit einer ungewöhnlichen Hartnäckigkeit bestand aber der Landrat darauf, daß die Begehren immer wiederholt würden, bis schließlich nach sechsjähriger Dauer des Marktens die Mitglieder der Tagsatzung, förmlich mürbe gemacht, auf die Rückzahlung der Summe verzichteten.[39])

Der „Wahl'sche Handel" hat je nach dem Standpunkt der

[39]) Tagsatzungsabschiede 1837—1842. Rechnung und Verwaltung der eidgenössischen Zentralkasse.

Beteiligten eine verſchiedene Beurteilung erfahren. Die Haltung Baſellands iſt bereits oben beleuchtet worden. Bei aller Sympathie, die man dem jungen Staatsweſen entgegenbrachte, konnten ſelbſt deſſen Freunde nicht beſtreiten, daß hier von der oberſten Landesbehörde das feſtſtehende Recht gebeugt worden war, ein Vorgang, für den man höchſtens in der Verworrenheit der Begriffe und in dem Mangel eines eingewurzelten Verantwortlichkeitsgefühls eine Entſchuldigung finden kann. Die grundſätzlich ablehnende Stimmung gegenüber den Juden gewann dabei zum Schaden des Ganzen die Oberhand und drängte die unanfechtbaren Tatſachen in den Hintergrund, die allein ausſchlaggebend ſein durften. Zu dem allem geſellte ſich mangelnde Erfahrung in der Verwaltungspraxis und ungenügende Sachkenntnis, wie ſie ſowohl in den offiziellen Akten als auch in Erörterungen der Preſſe[40]) hervortraten, und wie ſie als ſelbſtverſtändlich bei einer in ihrer großen Mehrheit bäuerlichen Behörde nicht vorausgeſetzt werden konnten. Die ſchließliche Bewilligung einer Entſchädigung war einem wenigſtens teilweiſen Mißerfolg gleich zu ſetzen.

Die franzöſiſche Auffaſſung des Sachverhaltes entſpricht der ſeit der großen Revolution den Juden gegenüber eingehaltenen Politik, die wohl unter reaktionären Einflüſſen während der Regierungszeit Karls X. in ihrer Beharrlichkeit nachgelaſſen, unter Louis-Philippe aber wieder neue Fortſchritte erzielt und auch in den wenigen noch fehlenden

---

[40]) Die Preſſe war zu jener Zeit im Kanton Baſelland durch die zwei ſchon mehrfach genannten Zeitungen „Der unerſchrockene Rauracher“ und „Baſellandſchaftliches Volksblatt“ vertreten. Jener war mehr das Organ der Regierungspartei, dieſes, deſſen Stärke in ſeiner politiſchen Satyre gelegen war, dasjenige der Oppoſition. Im gegebenen Augenblick wußten aber beide zu ſchweigen. Die Zahlung der Entſchädigung z. B. an die Gebrüder Wahl wird da und dort höchſtens geſtreift; auf eine Kritik wird dabei wohlweislich verzichtet. Vgl. außer den früher angeführten Stellen, „Der unerſchrockene Rauracher“ 1836 Nr. 32, 33, 57, 58.

Punkten den israelitiſchen Kultus den übrigen Bekenntniſſen gleich geſtellt hatte. Vielleicht war auch die Zugehörigkeit des Miniſterpräſidenten zur Partei der „Doktrinäre“ von Einfluß, in deren Theorien die Gleichberechtigung der Bürger ohne Rückſicht auf ihren Glauben ein wichtiges Element bildete. Mit Unrecht wurden wohl die Beziehungen der Rothſchild'ſchen Finanzgruppe zur damaligen franzöſiſchen Regierung als mitbeſtimmend herangezogen; ebenſowenig waren die Zwiſtigkeiten von Bedeutung, die damals zwiſchen Frankreich und der Schweiz über die Frage des Aſylrechts und die Affäre Conſeil entſtanden waren, bei welchen ja auch eine Landesſperre, der «blocus hermétique», in Frage kam. Der Wahl'ſche Handel iſt vielmehr eine Sache für ſich. Daß Louis-Philippe ihn gerne dazu benützte, um ſeine Popularität in beſtimmten Kreiſen der Bevölkerung zu erhöhen, geht aus der Antwort hervor, die er einer Abordnung des Consistoire central israélite erteilte, die ihm unter der Führung Crémieux's in beſonderer Audienz ihren Dank ausgeſprochen hatte.[41])

Die Sperre, welche das mächtige, nachbarliche Königreich gegen den kleinen Kanton Baſelland verhängte, war für das ſchweizeriſche Nationalgefühl natürlich nichts weniger als ſchmeichelhaft und konnte, wenn man über den zu Grunde liegenden Tatbeſtand ſchlecht unterrichtet war, ſehr verletzend empfunden werden, ſie findet aber ihre Erklärung in dem ungewöhnlichen Starrſinn, der von Baſelland in die Wagſchale geworfen wurde. Ermöglicht war das Vorgehen Frankreichs zudem durch die Schwäche des damaligen, ſchweizeriſchen Staatenbundes und durch das geringe Anſehen, das er nach außen hin genoß. Als kleines Glied der Kette reiht es ſich den vielen Demütigungen ähnlicher Art an, die um dieſe Zeit die Eidgenoſſenſchaft ſich vom Auslande gefallen laſſen

---

[41]) Recueil des lois concernant les Israélites depuis la révolution par Edmond Halphen, Paris 1851, p. 88 s. — Le Moniteur universel 1835, Nr. 316.

mußte. Sehr billig waren die Vorwürfe, die hiebei gegen den Vorort gerichtet wurden, der unter den gegebenen Umständen gewiß seine Pflicht erfüllte, wenn er zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln suchte.[42])

Im August 1836 waren die normalen Beziehungen zwischen Frankreich und Baselland wieder hergestellt. Die Drohungen des letzteren, gegen die Juden Repressalien ausüben zu wollen, blieben vorerst unausgeführt. Im Gegenteil, von kleinen Zwischenfällen[43]) abgesehen, die der regelmäßige Verkehr der elsässischen Juden nach sich zog, hört man einstweilen von keinen wesentlichen Störungen, und wo sie auftreten, werden sie in entgegenkommender Weise ausgeglichen.[44])

Erst im Jahre 1838 erhoben sich neue Schwierigkeiten ernsterer Art, als man vorübergehend die Bewegungsfreiheit der Juden beschränken wollte, von ihnen Pässe verlangte und gegen einige Fehlbare Strafen aussprach. Der französische Minister des Auswärtigen, Comte Molé, schien entschlossen, auch bei diesem Anlaß entschieden vorzugehen und sprach schon von Sperrmaßregeln, sah aber auf den Rat des Gesandten Montebello zunächst davon ab und behandelte die Angelegenheit mehr dilatorisch.[45])

Die Frage des jüdischen Handelsverkehrs in Baselland

---

[42]) Die früher (Anmerk. 13) erwähnte, historische Literatur über die Wahl'sche Angelegenheit, die kaum eingehend ist, trägt zur Klärung derselben nur wenig bei. Am ruhigsten steht ihr von Tillier gegenüber, der die Schwierigkeiten des Vororts dabei wohl am besten zu würdigen wußte. Im höchsten Grade chauvinistisch schreibt bald nach ihrer Erledigung über sie H. Escher in den „Schweizerischen Annalen". Er verkennt den Tatbestand durchaus und kann sich in Vorwürfen gegen den Vorort nicht genug tun. Auf ihm fußen aber die späteren Ausführungen von Baumgartner und Fedderſen.

[43]) „Basellandschaftliches Volksblatt 1836 Nr. 50 und 52. 1837 Nr. 9.

[44]) Archives du ministère des affaires étrangères à Paris. Correspondance de Suisse, T. 533 fol. 321, 16. XII. 1836.

[45]) Ibidem T. 537 fol. 6, fol. 140.

beſchäftigt von jetzt ab während nahezu dreier Jahrzehnte ſtändig ſowohl die kantonalen und eidgenöſſiſchen Behörden als die jeweiligen franzöſiſchen Regierungen. Wie ſchon angeführt, bildete ſeit reichlich zwei Jahrhunderten die Landſchaft Baſel das Tätigkeitsfeld beſtimmter Gruppen der in den Grenzdörfern des elſäſſiſchen Sundgaus wohnhaften und dort eingebürgerten Juden, die in regelmäßigen wöchentlichen Fahrten hier — andere unter ihnen zogen in das Elſaß ſelbſt oder in benachbarte Schweizerkantone oder nach Baden hinüber — ihren Lebensunterhalt zu erwerben ſuchten. Wenn auch ihr Kommen und Gehen durch polizeiliche Maßnahmen nicht wenig erſchwert war, beſtrebten ſie ſich doch, immer von neuem Fuß zu faſſen. Dazu zwang ſie vor allem das zu dieſer Zeit raſche Anwachſen der jüdiſchen Bevölkerung in ihren Heimatorten, für die, wenn ſie nicht auswanderte, in dem engen Raume, in dem ſie ſich gegenſeitig im Wege ſtand, die Exiſtenzbedingungen immer heiklere wurden. Zweierlei Kategorien Handelsjuden ſind zu unterſcheiden. Die einen von ihnen beſchäftigten ſich mit dem An- und Verkauf der landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe, alſo mit Viehhandel und mit dem Vertrieb von Getreide und anderen Bodenprodukten. Sie waren ein Element, das die Bauernſchaft bei aller ſonſtigen Abneigung nicht gern miſſen mochte, das unter den damaligen ſchwierigen Transportverhältniſſen den Abſatz und die Verwertung der landwirtſchaftlichen Arbeit bedeutend erleichterte. Weniger gern geſehen waren die Juden, die Gebrauchsgegenſtände des täglichen Lebens liefern wollten, die auch von den eingeſeſſenen Krämern gehalten wurden, vor allen die Tuchwarenhändler. Um ſie und das von ihnen ausgehende, oft billigere Konkurrenzangebot auszuſchalten, ſetzten die einheimiſchen, chriſtlichen Kaufleute immer wieder Regierung und Gerichte in Bewegung. Die Bürgerſchaft ſtand bei dieſem Zwiſte in ihrem eigenen Intereſſe, da ſie ſo vorteilhafter einkaufen konnte, vielfach auf ſeiten der Juden und begünſtigte deren Duldung und Anweſenheit. Aus dieſem

Gegensatz materieller Motive heraus erklärt sich, zu einem Teil wenigstens, die eigenartige Stellung, die Baselland in den vierziger und fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts den Juden gegenüber eingenommen hat.

Während der ersten fünf Jahre der selbständigen Existenz des Kantons beschäftigen diese Verhältnisse wohl die Oeffentlichkeit, geben aber zu durchgreifenden Maßnahmen keine Veranlassung. An Bedeutung und Schärfe gewinnen sie seit Dezember 1838.[46]) Damals erstattete der Chef des kantonalen Landjägerkorps die Anzeige, es hielten sich unter dem Vorwand, als Knechte christlicher, baselländschaftlicher Bürger angestellt zu sein, mehrere elsässische Juden dauernd in verschiedenen Dörfern auf, die teils von ihren Wohnungen aus, teils hausierend, angeblich für Rechnung ihrer Dienstherren Geschäfte betrieben, und denen die Bezirksverwalter entgegen dem Gesetze sogar Aufenthaltsbewilligungen erteilt hätten. Mit Namen werden angeführt die Hegenheimer Juden Benjamin und David Nordmann bei Krämer Frey in Reigoldswil, Samuel Jung bei Krämer Zurbrück in Buckten, Samuel und Naphtali Ditisheim bei dem Bäcker Handschin in Gelterkinden und Samuel Woog aus Buschweiler bei dem Ziegler Hans Jakob Hägler in Rümlingen. Der Regierungsrat wies die Sache an seine Polizeisektion, die Anfang März 1839 hierüber Bericht erstattete, den Inhalt der eingegangenen Anzeige bestätigte und mitteilte, daß die betreffenden christlichen Bürger das Dienstverhältnis, in das sich die Juden

---

[46]) Auch die nachfolgende Darstellung beruht, wo nichts anderes bemerkt ist, auf folgenden Aktensammlungen:

St. A. Bild. G 6 Nr. 79. Einige Ergänzungen sind auch unter O 12 in den Faszikeln der Gemeinden Bretzwil, Rümlingen usw. zu finden. — Archives du ministère des affaires étrangères à Paris. Correspondance de Suisse. 1839—1847. T. 539—555. Eine weiter als bis Februar 1848 reichende Benützung dieser letzteren Quelle ist, wie bekannt, zur Zeit noch nicht gestattet. — Eingesehen wurden ferner im eidgenössischen Archiv in Bern die in die betreffenden Jahre fallende Korrespondenz mit Frankreich, die Protokolle des eidgenössischen Vororts und die Korrespondenz zwischen Vorort und Kantonen.

ihnen gegenüber begeben hätten, durchaus anerkannt wissen wollten. Doch sei es offenbar, daß es sich nur um Erborgung von Namen handle, durch die die Christen die jüdischen Geschäfte schützen und deren Duldung erzwingen möchten. Die betreffenden Juden seien früher wegen unbefugten Hausierens verfolgt und bestraft worden. Daraufhin erließ der Regierungsrat die Verordnung vom 20. April 1839, die bestimmte:

1. es solle niemand gestattet sein, einem Juden in irgendwelcher Eigenschaft bleibenden Aufenthalt zu geben;

2. außer den Jahrmärkten dürfen die Juden im Kanton sich nicht aufhalten;

3. die Polizei hat die geeigneten Maßnahmen zur Vollziehung dieses Beschlusses zu treffen.

Durch ein solches allgemeines Vorgehen gegen alle Juden — heißt es in den Akten — würden die Uebelstände der besonderen Verfügung gegen den einzelnen beseitigt und den bestehenden Gesetzen Genüge geleistet.[47]) Darin aber täuschte man sich. Denn nun begannen die angeblichen christlichen Dienstherren sich für ihre jüdischen Knechte zu wehren und erklärten, da kein Gesetz ihnen verbieten könne, Diener irgendwelcher Konfession zu halten, der neuen Verordnung sich nicht unterziehen zu wollen. Als der Regierungsrat diese Einsprache nicht berücksichtigte, gelangten sie, Beschwerde führend, an den Landrat, der sie aber auch seinerseits ablehnend beschied. (12. Juni 1839.) Dessen ungeachtet wurden die Juden von ihren Dienstherren zurückgehalten und blieben nach wie

---

[47]) Die Verordnung wurde, was man französischerseits als Zeichen der fehlenden Vollgiltigkeit anführte, im Amtsblatt nicht veröffentlicht. Sie fehlt auch in der Gesetzessammlung.

Nur der Witwe Maus, deren Familie seit den Zeiten der Helvetik in Liestal wohnte, wollte man trotz der Verordnung, aber auf Grund wohl erworbener Rechte (vgl. S. 181) die Niederlassung auch weiterhin gestatten. Aus Gründen persönlicher Art wurde von dieser Vergünstigung kein Gebrauch gemacht. (St. A. Bild. Regierungsratsprotokoll vom 15. Mai 1841.)

vor im Kanton. Nun folgten allerlei Gerichtsverhandlungen gegen die Juden sowohl als gegen die christlichen Namenleiher, insbesondere gegen Hägler und Handschin, die beide mit trotziger Renitenz der Regierungsverordnung immer wieder zuwiderhandelten. Aber die unteren Instanzen sowohl als das Obergericht, an welches die Behörden appellierten, verurteilten die Fehlbaren entweder nur zu geringen Geldstrafen oder sprachen sie ganz frei.[47a]) So untergraben war die Autorität der Regierung, daß ihre Befehle, die einzelnen Juden auszuschaffen, von den Polizeiorganen überhaupt nicht ausgeführt wurden. Während von den christlichen Krämern neue Klagen gegen die jüdische Konkurrenz einliefen, reichten die christlichen Dienstherren nochmals Bittgesuche um Duldung ihrer „jüdischen Knechte" ein. Der Landrat wies die Petitionen natürlich ab, worauf der oben erwähnte Ziegler Hägler in Rümlingen ihm schrieb, daß er nichtsdestoweniger fortfahren werde, Juden einzustellen. Gegenüber einer ähnlichen Eingabe Handschins in Gelterkinden war sogar die Justizsektion geteilter Ansicht. Eine Minderheit wollte ihm entsprechen.[47b]) So zieht sich — ein merkwürdiges Beispiel der Beharrlichkeit der verfolgten Juden und ihrer Dienstgeber einer- und der Ohnmacht der kantonalen Regierung andererseits — die ganze Angelegenheit vom April 1840 bis zum August 1846, unter welchem Datum darüber wieder einmal Bericht und Anträge eingefordert worden waren, hin, ohne daß ihre Erledigung in absehbarer Zeit zu erwarten gewesen wäre. Denn Einwirkungen anderer Art hatten die Sachlage inzwischen wesentlich schwieriger gestaltet.

47a) In einer Eingabe eines Advokaten wird das ganze Vorgehen als „Landjägermanöver" bezeichnet, bei dem ein Teil der Bußen als „Fangprämien" in die Tasche der verzeigenden Polizisten floß. Erst später wurden die Straffummen bis auf Fr. 100 und 150 gesteigert.

47b) Die gleiche Teilung der Justizkommission in Minderheit und Mehrheit bestand auch in der Folge, als über die Ausschaffung der Gebrüder Ditisheim und den hierüber eingereichten Rekurs verhandelt wurde. (Vgl. S. 216.)

Durch Mangel an Folgerichtigkeit hatte der Regierungsrat selbst sich seinen Standpunkt erschwert. Nachdem er schon früher einzelnen Juden den Handel mit Bodenprodukten bewilligt hatte, erließ er am 8. August 1842 eine Verordnung, nach der ihnen allen, auch außerhalb der Märkte, der Verkehr mit Vieh und Landeserzeugnissen gestattet sein solle, unter der Bedingung allerdings, daß Waren und „hausrätliche" Gegenstände weder an Zahlung genommen, noch gegeben werden dürften. Die Verordnung war zunächst probeweise für ein Jahr erlassen, ihre rechtzeitige Verlängerung war vergessen, ihr aber am 4. November 1843, in Anbetracht, „daß die darin enthaltenen Bestimmungen sich zur Belebung des Verkehrs beitragend bewährt haben", unbestimmte Zeitdauer zugesprochen worden.[48]) War schon die Erfolglosigkeit der Maßnahmen vom 20. April 1839 darauf zurückgeführt worden, daß die Juden auf Grund derselben die Märkte besuchen durften, also nicht vollständig des Landes verwiesen waren, so wurde durch diese neue, wie oben ausgeführt, im Interesse der Landwirtschaft erlassene Milderung den Uebertretungen gegen das Warenhandelsverbot geradezu Vorschub geleistet.

Nicht ohne Wirkung blieb sodann die diplomatische Intervention, die Frankreich auch diesmal wieder zugunsten seiner jüdischen Bürger in die Wege leitete. Bald nach dem Erlaß der Verordnung vom 20. April 1839[49]) hatten sich die Gebrüder Ditisheim, denen dadurch der Aufenthalt in Gelterkinden untersagt war und von denen von jetzt ab stetsfort neue Beschwerden einliefen, an den französischen Geschäftsträger in Bern, Comte de Reinhard, gewandt, der über die Sache seinem Vorgesetzten, dem Minister des Aeußern, Maréchal Soult, duc de Dalmatie, Bericht erstattete. In Paris maß man der Angelegenheit eine gewisse Wichtigkeit bei,

---

[48]) Baselländschaftliche Gesetzessammlung Bd. III S. 332 u. 458.

[49]) Eine kritische Beleuchtung der Verordnung durch Rabbiner Moses Nordmann in Hegenheim findet sich in der „Basler Zeitung" 1839 Nr. 139.

ließ durch den nachfolgenden, französischen Vertreter, Baron de Mortier, bei dem Vorort Zürich Vorstellungen erheben und, da Bürgermeister Heß eine schriftliche Darlegung wünschte, am 14. August 1839 ein Memorandum überreichen, das zunächst als vertrauliches Aktenstück durch den baselländschaftlichen Tagsatzungsgesandten, Dr. Hug, an den Regierungsrat in Liestal weitergegeben wurde.[50]) Es wurde darin ausgeführt, daß durch die bestrittene Verordnung einer ganzen Klasse französischer Bürger nicht nur das Recht der Niederlassung abgesprochen, sondern sogar der zeitweilige Aufenthalt und der freie Verkehr untersagt sei. Dadurch sei nicht nur eine Fortsetzung des früheren Systems der Härten und Plackereien gegeben, sondern auch eine Mißachtung des Völkerrechts und der Verträge bekundet worden. Die Rayneval'sche Erklärung vom 7. August 1826[51]) könne diesem Vorgehen nicht als Stütze dienen. Man wolle vorerst von Repressalien absehen, erwarte aber die schleunige Zurücknahme des Dekrets.

Der Baselländschaftliche Regierungsrat, der seine Rückäußerung durch zwei Advokaten ausarbeiten ließ, wies demgegenüber darauf hin, daß das schon alte Basler Dekret vom 23. Juli 1803,[52]) das noch in Kraft stehe, den Hausierhandel der Juden untersage, und daß der bestrittene Erlaß, der

---

50) Das Memorandum ist in wortgetreuer Uebersetzung veröffentlicht im „Baselländschaftlichen Volksblatt" 1839 Nr. 36. Dieser Abdruck war auf eine Indiskretion zurückzuführen, deren Urheber die Regierung auf die Beschwerde des Vororts hin zu kennen wünschte. Da die Redaktion des „Volksblatt" den Namen des Einsenders nicht preisgeben wollte, wurde sie deswegen gerichtlich belangt, in beiden Instanzen aber freigesprochen. Höchst wahrscheinlich war der Tagsatzungsgesandte Dr. Hug, der auch das Blatt vor Gericht vertrat, der Sünder. „Baselländschaftl. Volksblatt" 1839 Nr. 45, und 1840 Nr. 43.

51) Vgl. oben S. 181, Anmerkung 8.

52) Basler Gesetzessammlung Bd. I S. 142 f., Bd. V S. 148 f. Außer dem Dekret von 1803 und dem Niederlassungsgesetz von 1821 werden hier und im Folgenden zur Begründung des baselländschaftlichen Standpunktes noch genannt: Die Verordnung wegen des Viehhandels der Juden vom 22. März 1817 (Basler Gesetzessamm-

durch die Namenleiherei der Christen hervorgerufen worden sei, im Grunde nur eine andere Form desselben darstelle. Frankreich fasse ihn zu wörtlich auf. Nicht der Verkehr und nicht der vorübergehende, sondern nur der bleibende Aufenthalt sei den Juden dadurch untersagt worden. Letzterer sei sowieso nach den früheren Gesetzen, von welchen das Basler Niederlassungsgesetz vom 7. Februar 1821 von Frankreich unrichtig ausgelegt werde, unzulässig. Der Vorwurf des rechts- und vertragswidrigen Vorgehens sei nicht am Platze. Man hoffe, daß nach Aufklärung der Mißverständnisse der Anstand behoben sei.

Diese Antwort wurde nicht auf dem gewöhnlichen diplomatischen Wege übermittelt, sondern dem in Zürich weilenden landschaftlichen Tagsatzungsgesandten Dr. Hug übersandt, der darüber vorerst mit dem französischen Botschafter konferieren sollte. Diese Besprechungen nahmen aber eine dem Regierungsrat nicht zusagende Wendung. Hug ließ sich von Mortier davon überzeugen, daß, wenn die neue Verordnung nur eine Auffrischung alter, noch in Kraft stehender Gesetze bedeute, sie überflüssig sei, daß sie unter allen Umständen zu weit gehe, und daß deren Zurücknahme sich empfehle. In diesem Sinne berichtete er auch nach Liestal. Darauf wollte man aber dort nicht eingehen und entschloß sich jetzt, die Antwort in förmlicher Weise einzureichen.

Wenn Baselland Bedenken getragen hatte, den Vorort mit der Vertretung seiner Interessen zu betrauen und sogar den Wunsch ausdrückte, mit Frankreich direkt zu verhandeln, so hatte es dafür seine guten Gründe. In die gleiche Zeit fiel der an die Strauß'sche Berufung sich anschließende „Züriputsch", der den Sturz der bisherigen Zürcher Regierung nach

lung Bd. IV S. 234), ferner die Verordnung wegen den Pässen und Aufenthaltsbewilligungen der Fremden vom 31. Dez. 1817. (Ibidem Bd. IV S. 323 f.), schließlich das basellandschaftliche Gewerbegesetz vom 17. Nov. 1840, das in seinem § 18 ein Verbot des Namenleihens enthält. (Basellandschaftliche Gesetzessammlung Bd. III S. 249.)

ſich zog. Baſelland gehörte zu jener Minderheit der Stände, welche das neue konſervative Regiment, das auch die Funktionen des Vororts übernommen hatte, anfänglich nicht anerkennen wollte. Es hatte dieſen ſeinen Standpunkt in einer eigenen Erklärung ſo ſehr betont, daß Zürich ſich vorbehielt, ihm gegenüber je nach Umſtänden und Konvenienz vorzugehen.[52a]) Als es nach Lage der Dinge infolge der Weigerung des franzöſiſchen Botſchafters, direkt zu verhandeln, die Mitwirkung des Vororts nicht umgehen konnte, war es auf eine ſchikanöſe Behandlung gefaßt. In der Tat ließ Bürgermeiſter Heß, der auch an der Spitze des neuen konſervativen Regierungsrates ſtand, ſeine üble Laune deutlich durchblicken. An der am 24. September 1839 überreichten baſellandſchaftlichen Antwortnote fand er allerlei „Unförmlichkeiten", ſie ſei, wandte er ein, nicht richtig adreſſiert, die Titulaturen ſeien nicht die vorgeſchriebenen, ſie ſei nicht geheim gehalten worden, das ganze Vorgehen entſpreche überhaupt nicht den diplomatiſchen Gepflogenheiten. Wichtiger war, daß der Vorort auch in materieller Hinſicht das Unrecht auf ſeiten Baſellands fand. Der franzöſiſche Handelsvertrag von 1827, ſetzte er auseinander, gewähre den Kantonen dank der Rayneval'ſchen Erklärung wohl die Möglichkeit, Juden das Wohnrecht zu verweigern, in allen übrigen Beziehungen ſeien aber die jüdiſchen Franzoſen den chriſtlichen Bürgern gleichgeſtellt. Gegen dieſes Verhältnis verſtoße die ſtrittige baſellandſchaftliche Verordnung, indem ſie ſogar den freien Verkehr und den vorübergehenden Aufenthalt der Juden verbiete. Sie könne daher, in ihrer jetzigen Form wenigſtens, vom Vorort nicht geſchützt werden. Beharre trotzdem der Regierungsrat in Lieſtal auf ſeinen Anſichten, ſo wolle Zürich deſſen Antwort ohne irgendwelche Bemerkung ſeinerſeits immerhin weitergeben.

Vom September 1839 an während des ganzen folgenden Jahrzehnts ziehen ſich über die beſprochene Frage Verhand-

---

[52a]) Repertorium der Abſchiede der eidgenöſſiſchen Tagſatzung von 1814—1848, Bern 1874 S. 775/76.

lungen hin, in denen der Standpunkt der ſtreitenden Parteien, den obigen Darlegungen entſprechend, ungefähr der gleiche bleibt. Erörterungen über die Begriffe des dauernden und zeitweiligen Aufenthalts (établissement und séjour) und über die Freiheit der Niederlaſſung und des Verkehrs bilden deren ſtändigen Inhalt. Alle dieſe Reden und Gegenreden in ihren verſchiedenen Phaſen wiederzugeben, erſcheint unnütz und ermüdend. Nur die Hauptſachen mögen hervorgehoben werden.

Nach mehrmaligen Mahnungen hatte der Regierungsrat Baſellands das franzöſiſche Memorandum vom 14. Auguſt 1839 durch eine vom 10. Dezember 1839 datierte, gegenüber dem früheren Konzept etwas abgeänderte, von Zürich am 9. Januar 1840 abgelieferte Antwort zu entkräften geſucht. Schon drei Wochen ſpäter, am 27. Januar 1840, lief ein zweites franzöſiſches Memorandum ein, in dem die Pariſer Regierung an ihrer urſprünglichen Auffaſſung feſthält und auf dem Widerruf der Verordnung vom April 1839 beſteht. Eine landſchaftliche Rückäußerung hierauf wurde wohl ausgearbeitet und dem Vorort zugeſtellt. Als aber Zürich deren Ueberſetzung zur nochmaligen Begutachtung nach Lieſtal zurückſandte und ſeinem Zweifel an deren Erfolg Ausdruck gab, unterblieb merkwürdigerweiſe jegliche Erwiderung.

Inzwiſchen gingen die Geſchäfte des Vororts an Bern über, das (April 1842) ſich zu ſeiner Orientierung bei Baſelland über den Stand der Angelegenheit erkundigte. Der Regierungsrat in Lieſtal ließ ſich daraufhin wieder einmal Bericht erſtatten. Es ergab ſich, daß die diplomatiſche Behandlung der Sache ſeit zwei Jahren ruhte. Ueber die dem Vorort zu erteilende Auskunft ſcheint damals ein Streit entſtanden zu ſein. In den verſchiedenen Gutachten werfen ſich die einzelnen Amtsſtellen Mangel an Verſtändnis und irrige Auffaſſungen vor, ſo daß die Landeskanzlei ſchreiben konnte: „Würde man ferner fortfahren, wie bisher, von Akt zu Akt, von dem zuvor Erklärten abzuſchweifen, ſo müßte am Ende

die Reihe der Abſchweifungen und Widerſprüche, in den Schriften der Behörden dem Gegner zur Kette dienen, womit er Baſelland an den Pranger ſchlöſſe." Daß eine Antwort auf die Erkundigung des Vororts abgegangen ſei, iſt nirgends vermerkt.

In nachhaltigerer Weiſe wurde das Stillſchweigen über die anhängige Frage unterbrochen, als der franzöſiſche Botſchafter am 5. Oktober 1843 ſich in einer dritten Note abermals beſchwerte und im beſonderen gegen die Ausſchaffung der Gebrüder Ditisheim Verwahrung einlegte. Er betont, von den früher dargelegten Motiven abgeſehen, daß neuen Erlaſſen unter keinen Umſtänden rückwirkende Kraft zuerkannt werden dürfe, und daß darum zum mindeſten eine Ausnahme zugunſten derjenigen Juden ſtattfinden müſſe, die ſchon Jahrzehnte im Kantonsgebiet verkehrten. Für die Beratung über dieſe Zuſchrift lagen, ähnlich wie bei der oben erwähnten Petition Handſchin, dem Regierungsrat Gutachten der Majorität und Minorität der Juſtizkommiſſion vor. Erſtere wollte auf dem früheren Standpunkt beharren, letztere war zum Nachgeben geneigt, „da Baſelland in ſeinen Verhandlungen mit auswärtigen Staaten in der Regel unglücklich ſei". Zu einem Entſcheid kam der Regierungsrat auch diesmal nicht, er begnügte ſich damit, wie bisher immer, die Vorlage des Aktenmaterials ſeitens der Landeskanzlei zu verfügen.

Im September 1844 — die Führung der vorörtlichen Geſchäfte war unterdeſſen an Luzern übergegangen — beklagt ſich der neue franzöſiſche Botſchafter, Herr de Pontois, in ſcharfen und drohenden Worten über das Ausbleiben einer Erwiderung auf die früheren Darlegungen ſowohl als auch auf die Uebermittlung ſeiner Beglaubigungsbriefe, und Luzern erſucht Baſelland, ſich doch endlich einmal zu einem Entſchluß aufzuraffen. Wohl entſchuldigt ſich der Regierungsrat wegen ſeiner Saumſeligkeit, aber eine materielle Rückäußerung bleibt trotzdem aus. Die Geduld der franzöſiſchen Vertretung war erſchöpft. Sie ließ im Mai 1845 durch den

Vorort Zürich Baſelland ein Ultimatum überreichen des Inhalts, daß, wenn innert eines Monats keine Antwort eintreffe, weitere Maßnahmen zu gewärtigen ſeien. (Que si Bâle-Campagne dans le délai d'un mois n'a pas changé de conduite, en répondant aux communications sur lesquelles il a gardé le silence jusqu'à aujourd'hui, le gouvernement du roi n'hésitera point à prendre les mesures que lui commandera le soin de sa dignité.)

Endlich am 24. Juni 1845 erfolgt die tatſächliche Rückäußerung, in der Baſelland zwar ſein Recht zu wahren ſucht, aber unter vielen Umſchweifen und Vorbehalten doch die Erklärung abgibt, daß, wenn ſo außerordentlich viel Wert darauf gelegt werde, es bereit ſei, die beſtrittene Verordnung zurückzunehmen. Der Botſchafter nimmt mit Genugtuung von dieſem Anerbieten Kenntnis und bezeugt ſein Einverſtändnis. Mit beiderſeitigen unerheblichen Auseinanderſetzungen über die Theorie der Judenniederlaſſung ſchließt für einmal die diplomatiſche Behandlung der Angelegenheit.

Erledigt war aber die Frage damit noch lange nicht. Trotz ſeiner Zuſicherung hat Baſelland die Verordnung von 1839 nicht förmlich widerrufen, ſondern auch ſpäterhin vorübergehend auf ihre Rechtskraft abgeſtellt, ſo im Dezember 1848, als nach dem Tode des die Gebrüder Ditisheim beherbergenden Bäckers Handſchin in Gelterkinden eine Unterſuchung über die Zugehörigkeit des vorgefundenen Warenlagers eingeleitet wurde. Die meiſte Zeit aber wurde die Vorſchrift noch nachſichtiger gehandhabt als früher, ſo daß der jüdiſche Verkehr dadurch kaum beeinträchtigt wurde. Dieſer merkwürdige Zuſtand der geſetzlichen Ungültigkeit eines geſetzlichen Erlaſſes dauerte bis zum Jahre 1851.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Geſchichte der Verordnung von 1839 die ſtaatlichen Einrichtungen Baſellands nicht gerade in vorteilhaftem Lichte erſcheinen läßt. Wohl nirgends anderswo wäre es um dieſe Zeit möglich geweſen, daß die eigenen Bürger den Verfügungen ihrer oberſten

Behörde einen derartigen Widerstand entgegensetzten, ohne daß diese — die gegen die christlichen Namenleiher angeordneten Untersuchungen wegen Widersetzlichkeit blieben toter Buchstabe — den Mut und die Tatkraft gefunden hätten, einzuschreiten. Bei alledem wirkten gewiß nicht allein die auswärtigen Einflüsse lähmend ein, sondern, wie schon ausgeführt, noch mehr heimatliche Interessenpolitik, die das ökonomische Moment der Warenbeschaffung durch die Juden nicht unterdrückt wissen wollte.[53])

Einige Streiflichter zur Sachlage ergeben sich aus der Korrespondenz zwischen den Vertretern Frankreichs in der Schweiz und dem französischen Ministerium des Auswärtigen, das 1839 von dem Maréchal Soult, duc de Dalmatie, und später von Thiers, seit Oktober 1840 von Guizot geleitet wurde. Der grundsätzlich judenfreundliche Standpunkt dieser Amtsstelle bleibt unverändert der gleiche. Die Botschafter erhalten immer von neuem den Auftrag, für die Juden, als für gleichberechtigte französische Bürger, einzutreten. Bloß in der Art des Vorgehens werden Nuancen bemerkbar, die auf die Energie der Intervention und die Opportunität der Repressalien Bezug haben. Während die Botschafter diese und vornehmlich die Unterbrechung der ‹rapports de chancellerie› öfters empfehlen, sind sowohl Thiers als Guizot ihnen abgeneigt. Letzterer schreibt[54]):

„La question des répressailles est si délicate contre un état aussi faible que Bâle-Campagne, la question des juifs est si irritante dans ce pays, la déclaration de 1826 nous a placés à cet égard sur un si mauvais terrain.“

---

[53]) Zum Beweis für diese Auffassung sei darauf verwiesen, daß bei den Landratsverhandlungen die Sache der Juden immer wieder warme Fürsprecher fand, daß sogar in der Landratssitzung vom 18. Juli 1843 ein Antrag auf allgemeine Aufhebung der Beschränkungen mit nur 18 gegen 16 Stimmen verworfen wurde. (St. A. Bild. Landratsprotokolle.)

[54]) Archives du ministère des affaires étrangères à Paris. Correspondance de Suisse, T. 548 fol. 182.

Früher hatte der Botschafter selber bemerkt, daß Zwangsmaßregeln, ähnlich denjenigen zur Zeit der Wahl'schen Angelegenheit, nur dann angebracht seien, wenn man fest bleiben und nicht nachgeben wolle[55]):

„Je ne dissimulerai pas à votre Excellence que le radicalisme, qui tient encore en Suisse le haut du pavé, a de nous l'idée, qu'en se montrant à notre égard impertinent, injuste et insolent, nous cédions immédiatement sur toutes les questions. Tout au contraire, la modération s'alliant avec de la fermeté produirait sur la Suisse un effet diamétralement opposé."

Im Jahre 1847 stattete der damalige Botschafter Comte de Boislecomte dem Regierungsrat in Liestal einen Besuch ab, über den er in eigenartiger Weise Bericht erstattet. Es sei das erste Mal gewesen, daß eine fremde Gesandtschaft in dieser Weise von der Existenz Basellands Notiz nahm. Er wird von den Regierungsräten Brodbeck und Meyer empfangen und besucht, die ihn wegen ihrer Unkenntnis der Etiquettenfragen um Entschuldigung bitten und ihm zugunsten der Juden alle möglichen Versprechungen geben. Er urteilt über das basellandschaftliche Staatswesen folgendermaßen[56]):

„De tous les cantons de la Suisse celui de Bâle-Campagne est placé le plus bas dans l'opinion. C'est le dernier degré de l'échelle des institutions démocratiques, portées au point le plus extrême de leur développement."

---

[55]) Ibid. T. 547 fol. 144.

[56]) Ibid. T. 555 fol. 7.

Einige andere, originelle Aeußerungen dieses Diplomaten mögen, wenn sie auch sonst nicht gerade hieher gehören, mitgeteilt werden. So erzählt er, wie eine Zeitung, die gegen Frankreich geschrieben hatte, in der Stadt Basel gerichtlich bestraft wurde, und bemerkt, diese Verurteilung habe wohl stattgefunden, aber „avec une timidité toute bâloise". Eine gute Meinung hegt er über das Berner Patriciat, für welches „la res publica était la res privata".

Von ungleich größerer Tragweite als die Judenfrage[57]) waren für die ſchweizeriſch-franzöſiſchen Beziehungen Ende der vierziger Jahre die durch den Sonderbund und die Jeſuitenzulaſſung aufgeworfenen Probleme. Gegenüber dieſen rückt jene vorläufig in den Hintergrund, dies um ſo mehr, als Frankreich über den unbefriedigenden Erfolg, den es bis jetzt darin erzielt hatte, für einmal mit Vorbedacht hinweggehen zu wollen ſchien.

Eine neue Epiſode in der Entwicklung der Verhältniſſe beginnt mit den in der zweiten Hälfte des Jahres 1851 gegen die Juden getroffenen Maßnahmen. Sie iſt vornehmlich durch den Erlaß des Judengeſetzes vom 17. November 1851 gekennzeichnet.[58])

In den Jahren 1849—1851 gelangten ſowohl die Handwerker- und Gewerbevereine als auch einzelne Geſchäftsleute in wiederholten Geſuchen an den Regierungs- und Landrat, in denen ſie Abhilfe gegen das Ueberhandnehmen des Hauſierhandels verlangten. Wie gewöhnlich in ſolch übertriebenen Darlegungen der Konkurrenz wurden die Zuſtände als unerträgliche, der eingeſeſſene Krämerſtand als nahezu ruiniert geſchildert. Deutlich wird alles Uebel den Juden zugeſchrieben, wenn auch deren Nennung in der wichtigſten Eingabe des Gewerbevereins vermieden wird. Andere Male ſind die Petenten weniger zurückhaltend und klagen darüber, daß im

---

[57]) Auch die franzöſiſche Deputiertenkammer verhandelte in dieſen Jahren mehrmals über die Angelegenheit. Vgl. Moniteur universel vom 10. Juni 1845, 25. Mai 1846, 24. Juni 1847 und Halphen a. a. O. S. 468 f. Crémieux und der Oberſt Cerf-Berr traten dabei warm für ihre Glaubensgenoſſen ein. Das Miniſterium nahm ſchon bei jenen Beratungen in Ausſicht, beim Abſchluß neuer Verträge die vollſtändige Gleichſtellung der Juden fordern zu wollen.

[58]) Die folgende Darſtellung beruht, wo nichts anderes bemerkt iſt, ebenfalls auf St. A. Bild. G 6 Nr. 79 und den zugehörigen Landrats- und Regierungsratsprotokollen. Die Benützung der franzöſiſchen Archive fällt aus dem früher angegebenen Grunde weg. (Vgl. S. 208, Anmerkung 46.)

Bezirk Sissach acht Juden mehr oder weniger ständig sich aufhalten. Wenn es so weitergehe, „bekomme man in Sissach ein zweites Hegenheim“. Im Jahre 1848 war ein Gesetzentwurf über den Hausierhandel mit Rücksicht auf die in Beratung stehende Bundesverfassung zurückgelegt worden. Den erneuten Auftrag, über die Materie abermals ein Gesetz auszuarbeiten und gleichzeitig über das Niederlassungswesen der Juden ausführlichen Bericht zu erstatten, erhielt der Regierungsrat am 17. Juni 1850. Wieder wurden verschiedene Gutachten eingeholt, deren Ergebnisse trotz ihrer Weitschweifigkeit an Dürftigkeit den früheren Vorschlägen nicht nachstanden. Vielleicht wäre selbst diesmal die Angelegenheit anhängig und unentschieden geblieben, wenn nicht die allgemeine politische Lage einen Wechsel in der Besetzung der maßgebenden Stelle herbeigeführt hätte.

Infolge der Annahme der neuen Bundesverfassung von 1848 war eine Revision der kantonalen Verfassung nötig geworden, die seit 1832 erst einmal im August 1838 abgeändert worden war. Ihre dritte Formulierung trägt das Datum des 23. Dezember 1850.[59]) Obgleich die Bundesverfassung in ihrem Art. 41 die freie Niederlassung nur den Angehörigen der christlichen Konfessionen vorbehielt, wurde in dem neuen basellandschaftlichen Grundgesetz, insbesondere in dessen § 17, der von der Niederlassung und der Gewerbeübung handelt, diese Beschränkung nicht unmittelbar ausgesprochen. Wohl nicht ohne Absicht zog man vor, an dieser Stelle beizufügen, diese Freiheit werde nur insoweit zugestanden, als dies mit den einschlägigen Bundesvorschriften im Einklange stehe. Daß dieser Satz der Juden wegen Platz gefunden hatte, lehrten die nächsten Ereignisse.

Die Annahme der neuen Verfassung bedingte weiterhin die dem Landrate übertragene Neuwahl des Regierungsrats, bei welcher (12. Mai 1851) der bisherige Bezirksschreiber von

---

[59]) Basellandschaftliche Gesetzessammlung Bd. III S. 9 f. und Bd. V S. 1 f.

Arlesheim, Johannes Rebmann von Pratteln, Mitglied dieser Behörde wurde und als solches die Leitung der Justizdirektion übernahm, deren Bereich die Einsassenverhältnisse und die äußeren Angelegenheiten, somit auch die Judenfrage, zugeteilt waren.[60]) Rebmann ging der Ruf eines ungewöhnlich tüchtigen und arbeitsfreudigen Beamten von konservativer Gesinnung voraus, den er während seiner Tätigkeit in der ihm eigenen Weise auch gerechtfertigt hat.[61]) Die endgiltige Regelung des sich hinschleppenden jüdischen Niederlassungsstreites war eine der ersten und wichtigsten Aufgaben, die er sich stellte. Ungleich energischer als seine Vorgänger war er vom Beginn seiner Amtsführung an bemüht, den Handel der elsässischen Juden, der in den verschiedenen Dörfern meistens unter dem Namen von Christen betrieben wurde, gänzlich zu unterbinden. Genannt werden um diese Zeit Abraham und Simon Jung von Hegenheim in Wenslingen, für die der dortige „Bot" Jakob Buß einstand, Benjamin Nordmann von Hegenheim und Israel Dreyfus von Dürmenach, die mit dem Gemeindepräsidenten Abt und dem Bürger Althaus in Bretzwil eine Handelsgemeinschaft eingegangen waren, dann vor allen die schon früher erwähnten Gebrüder Ditisheim in Gelterkinden und Samuel Woog in Rümlingen. Sie erhielten sämtlich Ausweisungsbefehle, mit deren Ausführung, trotz der passiven Resistenz der Statthalterämter, so sehr Ernst

---

60) Basellandschaftliches Amtsblatt 1851. II. S. 93, 206 und Basellandschaftliche Gesetzessammlung Bd. V. S. 52 f.

61) „Basellandschaftliches Volksblatt" 1851 Nr. 22. „Der Baselbieter" 1851 Nr. 21.
Rebmann ist zwei Jahre später geisteskrank geworden. (Der Baselbieter 1853 Nr. 39.) Man darf die Frage aufwerfen, ob die übertriebene, über das Ziel hinausschießende Art dieses Beamten, die auch in anderen Fragen, z. B. in der Fallitengesetzgebung viel böses Blut machte, nicht von vorneherein auf einer abnormen Anlage beruhte. Dem „Baselbieter" hatte er es besonders angetan. Dieses Blatt (Ibidem) versteigt sich mit Bezug auf ihn zu dem Ausspruch, daß, „wo die Menschen zu schwach sind, oft die Eumeniden wirken." Vgl. auch „Baselbieter" 1851 Nr. 51.

gemacht wurde, daß die oppositionelle Presse von Judenverfolgungen zu schreiben begann.[62]) Der bisher unbeschränkt gestattete Viehhandel (vgl. oben S. 211), über den in Eingaben der Konkurrenz ebenfalls geklagt worden war, wurde durch die Verordnung vom 2. August 1851, in welcher die länger dauernde Einstellung des Viehs verboten wurde, wesentlich erschwert.[63]) Fast gleichzeitig ergangene Reglemente „Ueber die Kontrollierung der fremden Aufenthalter" und „Ueber den Aufenthalt herumziehender Fremden" waren darauf berechnet, den Juden Schwierigkeiten zu bereiten.[64]) Weder die Gesuche einer größeren Anzahl von Gemeinden (Anwil, Oltingen, Rothenfluh, Zeglingen, Bretzwil, Lauwil, Reigoldswil, Wenslingen), die in offiziellen Eingaben für das Verbleiben der Juden eintraten, noch die Intervention der französischen Regierung, die in mehreren versöhnlich abgefaßten Noten für ihre jüdischen Bürger sich verwendete,[65]) und deren Begehren vom schweizerischen Bundesrat aus Opportunitätsgründen befürwortet wurden, vermochten den Regierungsrat umzustimmen. In den Erwiderungen auf jene Zuschriften wurde jeglicher Anspruch der Juden auf Niederlassung oder Handelsfreiheit bestritten und auf diesem Standpunkt beharrt.

Im Gegenteil, statt nachzugeben entschloß sich die Regierung, in ihrem Bestreben, ganze Arbeit zu leisten, zu einschneidenderen, allgemeinen Maßregeln, indem sie nicht nur auf dem Verordnungswege, sondern durch ein förmliches Gesetz den jüdischen Verkehr zu unterdrücken suchte. Zu diesem Zweck

---

62) „Baselландschaftliches Volksblatt" Nr. 36 und 40. — „Schweizerische Nationalzeitung" Nr. 204. — Auch einzelne Gerichte gingen mit der Regierung nicht einig. So sprach das korrektionelle Gericht dem Juden Woog für unschuldig ausgestandene Haft Fr. 50 Entschädigung zu („Baselbieter" 1851. Nr. 48).

63) Baselландschaftliches Amtsblatt 1851 Nr. 15.

64) Baselландschaftliche Gesetzessammlung Bd. V S. 152 f., S. 162 f.

65) Die Noten tragen die Daten des 14. Sept., 14. Okt. und 27. Okt. 1851.

bemühte sich der Justizdirektor Rebmann in einem längeren, ziemlich geschraubt gehaltenen und nicht eindeutigen Ratschlag und in den einem Gesetzesvorschlag beigegebenen Motiven nachzuweisen, daß man auf Grund der Rayneval'schen Note vom August 1827 den Juden nicht nur die Niederlassung, sondern entgegen der Ansicht des Vororts Zürich im Jahre 1839[66]) auch den Handel gänzlich verbieten könne. Geschähe das letztere, so habe ein zeitweiliger kurzer Aufenthalt, den man ihnen vertragsgemäß gestatten müsse, für sie keinerlei Wert und werde kaum mehr verlangt werden. Rebmann verhehlte nicht, daß seine Ausführungen zu vielfacher Kritik Veranlassung geben könnten[67]) und erklärte offen, daß, wenn man nach seinen Vorschlägen vorgehen wollte, man auf mancherlei Hindernisse stoßen werde und sich darum der Folgen und der Verantwortlichkeit bewußt sein müsse. Trotzdem machte der Regierungsrat dessen Anschauungen zu den seinigen und legte am 13. August 1851 dem Landrat einen entsprechenden Gesetzentwurf vor. Nach demselben sollten allen Juden ohne Ausnahme die Niederlassung sowohl als auch die Ausübung irgendwelchen Handels oder Gewerbes verboten und alles Hausieren ihnen untersagt sein, niemand sollte Juden in seine Dienste nehmen dürfen,

[66]) Vgl. oben S. 214.

[67]) Einzelne seiner Erläuterungen lassen tatsächlich Zweifel daran aufkommen, ob Rebmann im Zustande völliger Geistesklarheit gehandelt hat. So schreibt er: „Ausnahmsgesetze sind verwerflich, sie verwirren das Rechtsgefühl und gefährden die Moralität und die Ehrenfestigkeit." Aus diesem Grunde will er durch das neue Gesetz einige alte gegen die Juden gerichteten Sonderbestimmungen des alten Kantons Basel aufheben, scheint aber gar nicht gewahr zu werden, daß sein Gesetzesvorschlag viel schlimmere und weit einschneidendere Ausnahmevorschriften an deren Stelle setzt. — Unangenehm berührt es sodann, daß er das Niederlassungsgesetz von 1821, dessen Ueberschrift irrtümlich, wie bei Besprechung der Wahl'schen Angelegenheit gezeigt wurde (vgl. S. 189, Anmerkung 18) nur von der Stadt Basel spricht — der Irrtum war seither sogar von der baselländschaftlichen Regierung, wie Rebmann selber schreibt, in ihren Verhandlungen mit Frankreich zugegeben worden — neuerdings als für die Landschaft unverbindlich darstellen will.

nur an öffentlichen Märkten sollten sie ihre Waren feilbieten können, nur vorübergehender Aufenthalt sollte ihnen unter Beobachtung der Paßvorschriften bewilligt werden können, alles unter Androhung hoher Geld- oder Gefängnisstrafen im Uebertretungsfalle. Im regierungsrätlichen Gesetzentwurf werden Majoritäts- und Minoritätsanträge unterschieden, von welchen die letzteren durch eine strengere Fassung von den ersteren sich auszeichnen.

Der Landrat beriet unter dem Präsidium des Dr. Matt von Ziefen am 11. und 17. November 1851 über die Angelegenheit. Die Anträge des Regierungsrats stießen auf heftige Opposition, da auch die Juden Verteidiger fanden, die im Namen der Toleranz und Humanität für sie eintraten und vor Uebereilungen warnten. Doch blieben sie in der Minderheit. Im ganzen drangen die schärfer gehaltenen Anträge durch. Einzelne Ratsmitglieder wollten den Juden selbst den ihnen nach dem Gesetzentwurf gestatteten Marktbesuch verbieten. In der Schlußabstimmung wurde das Gesetz mit 25 gegen 12 Stimmen als Ganzes angenommen, und acht Tage später, am 17. November, auf Wunsch des Regierungsrats eine nachträgliche Richtigstellung darin angebracht.[68]) Auf diese Weise waren im Sinne Rebmanns alle früheren die Juden betreffenden Verordnungen als „unzeitgemäße Ausnahmebestimmungen" aufgehoben und durch eine zusammenfassende legislatorische Leistung ersetzt, durch welche den Juden jegliches Wohnrecht mit Ausnahme des temporären Aufenthalts und jegliche Handelstätigkeit einschließlich des

---

[68]) Gesetzessammlung Baselland Bd. V S. 180 f. — Einzelheiten über die Diskussion finden sich im „Landschäftler" 1851 Nr. 137, 138, 140, im „Baselbieter" 1851 Nr. 46, 47 und im „Baselländschaftlichen Volksblatt" 1851 Nr. 46, 47. Das älteste Mitglied des Landrats, Buser von Känerkinden, warnte eindringlich vor dem Gesetz, indem er ausführte: „Hitzig ist nicht witzig. Eine Türe, die man ganz verschließen will, kann leicht ganz aufgehen. Das „grüselige" Geschrei über die Juden sei unberechtigt. Die Juden seien auch schon von den Christen „bschisse" worden, usw."

Viehhandels, mit Ausnahme der Marktbesuche, untersagt waren!

Mit den Landratsbeschlüssen war das Gesetz aber nicht endgültig unter Dach gebracht. Der Widerstand, den es bei einem Teil der Behörden gefunden hatte, übertrug sich auf breitere Volksschichten. Einerseits reizten die allzu offen zutage tretenden reaktionären Grundsätze, auf denen es aufgebaut war, zur Abwehr, andererseits griff es so nachhaltig in althergebrachte Anschauungen vieler Bürger ein, daß versucht wurde, dasselbe durch das sogenannte „Veto" zu Falle zu bringen. Seit der Konstituierung des Kantons war in die Verfassung die Bestimmung aufgenommen worden, daß ein Gesetz erst dann rechtskräftig werde, wenn nicht innerhalb einer bestimmten Frist das „souveräne Volk" die Verwerfung desselben ausspreche. In den Verfassungen von 1832 und 1838 (§ 40) bedurfte es dazu zweier Dritteile der Stimmberechtigten, seit 1850 (§ 43 der Verfassung) genügte die absolute Mehrheit. Bis 1850 mußte die Verwerfung innert 14 Tagen nach der Gesetzespublikation erklärt werden, später wurde hiezu eine Frist von 30 Tagen eingeräumt. Während früher die Unterschriften einzeln gesammelt werden konnten, mußten sie seit 1838 an offener „Vetogemeinde" abgegeben werden. Von diesem Rechte, das mit dem heutigen fakultativen Referendum[69]) Aehnlichkeit aufweist, aber nicht mit ihm identisch ist, war seit 1832 nur in wenigen Fällen Gebrauch gemacht worden. Jetzt sollte es gegen das mißliebige Judengesetz zur Anwendung gelangen. Es bildete sich ein siebengliedriges „Vetokomitee", das einen energischen Aufruf erließ und zur Abhaltung von „Vetogemeinden" auf-

---

[69]) Vgl. Th. Curti, das Referendum in Reichesberg N., Handwörterbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Bern 1911 Bd. 31, S. 438 f. Das Veto findet sich diesem Autor nach schon in der französischen Verfassung von 1793. Das baselländschaftliche Veto ist der St. Galler Verfassung von 1831 entnommen.

forderte.[70]) Während der „Landschäftler" als das Organ der Regierungspartei gegen die Bewegung Stellung nahm, unterstützten der „Baselbieter" und später auch das „Volksblatt" sie lebhaft. Ungescheut wurde darauf hingewiesen, daß das beanstandete Gesetz nur den einheimischen Krämern zuliebe erlassen worden sei, die es vor Konkurrenz schützen solle, zu deren Gunsten eine mittelalterliche Judenverfolgung inszeniert werde. Die Wogen der Agitation scheinen den Aeußerungen der Presse nach recht hoch gegangen zu sein, beide Seiten warfen sich unlautere Machenschaften vor, und es kam sogar zu Handgreiflichkeiten. Ein Erfolg wurde aber trotz aller Bemühungen der Vetofreunde nicht erzielt. Im ganzen konnten gegen das Gesetz 3195 Unterschriften gesammelt werden, darunter stammten aus den Bezirken Sissach und Waldenburg 1494, bezw. 809. Die Zahl der Stimmberechtigten betrug nach einer kurze Zeit vorher vorgenommenen Zählung 9807, deren absolutes Mehr demnach 4904, das Veto war also gescheitert.[71])

Das baselandschaftliche Judengesetz von 1851, das nun endgiltig in Kraft treten sollte, versetzt in Verhältnisse zurück, die man um die Mitte des 19. Jahrhunderts in den führenden politischen Kreisen für überwunden hielt, es bildet einen Anachronismus und wirkt nach außen hin wie ein letztes heftiges Aufflackern einer widerstrebenden, aber erlöschenden

---

[70]) Der Aufruf ist im „Baselbieter" 1851 Nr. 50 abgedruckt. Die Zeitungspolemik dieser Jahre wirft allerlei interessante Streiflichter auf die baselandschaftlichen Judenverhältnisse. Da wird von den Pferdehändlern „schwarz Bloch" und „rot Dober" erzählt (Baselbieter 1851 Nr. 49), von dem „Judensämmi", unter dem Samuel Woog in Rümlingen zu verstehen ist. (Ibidem.) Ihnen allen wird ein gutes Zeugnis ausgestellt, wie denn auch die Feinde der Juden diesen mit Bezug auf Lebensführung nichts vorwerfen konnten. (Ibidem.) Etwas später (Baselbieter 1855 Nr. 31) lautete das Urteil weniger vorteilhaft über den „großen, gelben Wyler". Ein sehr temperamentvolles, judenfreundliches Gedicht zur Vetocampagne lieferte Kölner „der Saure". (Baselbieter 1851 Nr. 51.)

[71]) St. A. Bild. C. 2 und C 3.

Geistesrichtung. In der Tat hatten die meisten europäischen Staaten seit der großen Revolution den Weg der Judenemanzipation beschritten und entweder, wie Frankreich, die völlige Gleichstellung durchgeführt oder so weit vorbereitet, daß ihre allgemeine Anerkennung eine Frage kürzester Frist blieb. Auch in der Mehrzahl der schweizerischen Kantone war man seit den Regenerationsjahren toleranter geworden, und wenn auch vorwiegend nur die romanischen Kantone Gleichstellung gewährten, hatten doch auch eine größere Anzahl anderer Stände ihre Judengesetzgebung gemildert. Selbst in den „absolut restrictiven Kantonen“[72]) waren die noch fortbestehenden Hemmungen vorwiegend älteren Datums und hatten sogar hier etwelche Minderung erfahren. Baselland blieb es vorbehalten, der Zeitströmung die Stirne zu bieten und sich in Pfaden zu verlieren, die den meisten anderen Regierungen nicht mehr gangbar erschienen. Diese eigenartige Politik, die, wie die wenige Jahre später erfolgte Entwicklung lehrt, vor äußeren Einwirkungen zurückzuweichen bald gezwungen war, bezeugt von neuem, wie weltfremd die Führer des kleinen Staatengebildes den großen zeitgenössischen Kulturbewegungen gegenüberstanden und welch geringes Verständnis sie den Schwierigkeiten der eigenen Stellung entgegenbrachten.

Das streng formale Recht — das muß zugegeben und soll zur Beleuchtung der sich anschließenden Auseinandersetzungen mit Frankreich hier eingeschaltet werden — stand zweifellos auf seiten Baselands. Da aus der Mediations-

---

72) Ausführliche Angaben über die kantonale Judengesetzgebung finden sich in der von Fay, dem Gesandten der Vereinigten Staaten, im Mai 1859 zu Handen des Bundesrates verfaßten „Denkschrift betr. die Zulassung der nordamerikanischen Juden zu Niederlassung in der Schweiz“. Ihr ist der Ausdruck „restrictive Kantone“ entnommen. Baselland, das unter diesen letzteren die erste Stelle einnimmt, kommt am nächsten Schaffhausen, doch stammt dessen Judengesetz schon aus dem Jahre 1840. Vgl. Basl. Zeitschrift für Gesch. und Alttsk. Bd. XIII. S. 142 f.

zeit ſtammende Wohnrechte nicht mehr exiſtierten, waren deſſen Behörden berechtigt, auf Grund der Rayneval'ſchen Erklärung neue Zulaſſungen zu verbieten, dies um ſo eher, als, wie ſchon dargelegt, die Bundesverfaſſung von 1848 in ihrem Art. 41 die Niederlaſſungsfreiheit den Schweizern chriſtlicher Konfeſſion vorbehalten hatte und nur die letzteren nach dem weiteren Wortlaut jener Beſtimmung der an die Niederlaſſung geknüpften freien Gewerbeübung teilhaftig werden konnten. Ein vertragliches Recht der nicht im Kanton ſeßhaften franzöſiſchen Bürger jüdiſcher Konfeſſion, hierſelbſt Handel treiben zu dürfen, mit andern Worten, die Möglichkeit, dem Hauſiergeſchäft obliegen zu können, war im günſtigſten Falle nur dann zuzugeſtehen, wenn es auch den Schweizern chriſtlichen Glaubens gewährt wurde. Es fiel unter allen Umſtänden dahin, wenn dieſe Art des Handels überhaupt unterſagt war, und konnte höchſtens durch Vertragsauslegung inſoweit zuerkannt werden, als kein allgemeines Hauſierverbot erlaſſen war.

Wie von vorneherein erwartet wurde, wandten ſich die in Baſelland verkehrenden elſäſſiſchen Juden, denen durch das neue Geſetz ihr Lebensunterhalt abgeſchnitten war, Beſchwerde führend und Schutz ſuchend an ihre einheimiſche Regierung, die ſie auch jetzt, trotzdem die Sache mit den Wirren des Napoleon'ſchen Staatsſtreichs zuſammenfiel, nicht im Stiche ließ. Es traf ſich, daß gleichzeitig Baſelſtadt gegen eine Anzahl jüdiſcher Geſchäftshäuſer, die ſeit Jahrzehnten unter dem Namen von Chriſten tätig geweſen waren, eine neuerlaſſene Verordnung über Namenleiherei zur Anwendung brachte und deren Inhabern den weiteren Aufenthalt in der Stadt unterſagte. Wir haben an anderer Stelle über dieſe Angelegenheit ausführlich berichtet und den Notenwechſel beſprochen, der deswegen zwiſchen Frankreich und der Schweiz ſtattgefunden hat.[73]) In den gleichen Aktenſtücken wurde auch

[73]) Vgl. Basler Zeitſchrift für Geſchichte, Bd. XIII. S. 132, Bundesblatt 1853, 2 S. 54 f., 1854, 2 S. 38 f.

über die Beſchwerden gegen Baſelland und gegen deſſen Judengeſetz verhandelt. Wir wiederholen hier kurz, daß der Bundesrat Ende Oktober 1851 zwei vom 14. September und 27. Oktober 1851 datierte franzöſiſche Noten beiden Halbkantonen übermittelte, in denen ganz allgemein größere Toleranz gegenüber den franzöſiſchen Juden gefordert und eine Friſtverlängerung zugunſten der Ausgewieſenen beanſprucht wurde. Weitere Zuſchriften erfolgten am 16. und 24. Dezember 1851, von denen beſonders die letztere durch ihre Ausführlichkeit, ihre Forderung von Geſetzesänderungen, ihren ſcharfen Ton und durch die unverblümte Drohung mit ſchweren Repreſſalien den Bundesrat am 14. Januar 1852 zu einer eingehenden Widerlegung veranlaßte, in der er das Vorgehen der beiden Kantone als geſetzlich begründet und als wirtſchaftlich notwendig darzuſtellen und die Einmiſchung Frankreichs als unſtatthaft zurückzuweiſen ſuchte.

Ebenfalls bei früherer, gleicher Gelegenheit haben wir gezeigt, daß die offizielle diplomatiſche Aktion eine Stütze fand in mancherlei privaten Bemühungen, daß beſonders auch das Consistoire central israélite de France durch Ausarbeiten einer Denkſchrift und durch direkte Schritte bei dem Prinz-Präſidenten Louis-Napoleon die Sache der elſäſſiſchen Juden zu fördern ſuchte.[74])

So ſehr der Bundesrat bemüht war, nach außen hin den Standpunkt der beiden Baſel in jedem Sinne zu rechtfertigen,

---

[74]) Als Vertrauensmann der Juden wird außer Rothſchild in den Akten Baroche genannt, der im Jahre 1851 abwechſelnd franzöſiſcher Miniſter des Inneren und Aeußeren war. Als Miniſter des Aeußeren wurde er von Marquis Turgot abgelöſt und dieſer ſpäter von Drouin de Lhuys. Franzöſiſche Botſchafter in der Schweiz waren um dieſe Zeit Comte Reinhard und Marquis de Salignac-Fénelon, die beide, der letztere noch mehr als der erſtere, energiſch für die Juden eintraten.

Die Denkſchrift iſt angeführt im Catalogue de l'histoire de France T. V. p. 764 unter der Signatur Ld 184—185. 202.

In Bern und Paris waren für ihre Glaubensgenoſſen tätig die Rabbiner Moſes Nordmann von Hegenheim und, etwas weniger

so sehr war er bestrebt, sie selbst zur Mäßigung und zur Milderung zu veranlassen. Er betont in seinen Zuschriften immer wieder, daß es ihm zwar durchaus fernliege, der kantonalen Kompetenz irgendwie zu nahe zu treten, er anerkennt, daß vom streng gesetzlichen Standpunkt gegen das eingeschlagene Verfahren sich nichts einwenden lasse, aber er wünscht dringend, daß den nun einmal vorhandenen Verhältnissen Rechnung getragen und Schonung geübt werde. Unabhängig vom Besitze eines Rechts sei die Frage, ob es zweckmäßig sei, davon Gebrauch zu machen. Der bundesrätlichen Empfehlung, Fristverlängerungen zu gewähren, kam Baselstadt in jedem Einzelfall ohne weiteres nach. Baselland erließ hierüber eine allgemeine Verordnung,[75]) laut der den in den Bezirken Sissach und Waldenburg sich aufhaltenden Juden das fernere Verweilen bis Ende 1852 gestattet wurde.

Gegenüber Baselstadt, dessen Anordnungen sich immerhin als weniger grundsätzlich und eingreifend darstellen wie diejenigen Basellands, blieb der Erfolg der französischen Intervention in materieller Hinsicht ein rein negativer. Keine einzige der dortigen Ausweisungen wurde zurückgenommen.[76]) Baselland indessen mußte sich auch in der Sache selbst zu einem kleinen Zugeständnis bequemen. Wie Bundesrat Furrer als Chef des eidgenössischen politischen Departements dem Regierungsrat in Liestal mitteilte (2. November 1852), war Frankreich geneigt, die Forderung einer allgemeinen Aufhebung des Gesetzes von 1851 aufzugeben, bestand aber darauf, daß man zum mindesten gegenüber den Gebrüdern

---

hervortretend, Theodor Ditisheim von Winzenheim bei Colmar, letzterer der Bruder der Ditisheim in Gelterkinden. Ueber Preßpolemik des ersteren in der Sache siehe Intelligenzblatt der Stadt Basel 1851 Nr. 215, 217, 220, 286, 291, Schweizerische Nationalzeitung 1851 Nr. 216, 285. Basellandschaftliches Volksblatt 1851 Nr. 52.

[75]) Basellandsch. Gesetzessammlung Bd. VI S. 1 f.

[76]) Vgl. Basler Zeitschrift für Geschichte Bd. XIII. S.139.

Ditisheim[77]), die schon 20—25 Jahre in Gelterkinden sozusagen seßhaft waren, ausdrücklich eine Ausnahme zulasse und sie auch in Zukunft im Kantonsgebiet dulde. Aus den Akten geht nicht klar hervor, warum diese Familie von Frankreich so besonders bevorzugt wurde, aber aus den Andeutungen der bundesrätlichen Korrespondenz läßt sich schließen, daß die besprochenen persönlichen Einflüsse gerade zu ihren Gunsten besonders wirkungsvoll eingesetzt haben müssen. Dem Bundesrat scheint viel daran gelegen gewesen zu sein, Baselland in diesem Punkte nachgiebig zu stimmen. Nicht nur aus Billigkeitsgründen, mit Rücksicht auf die lange Dauer der bisherigen Duldung, setzte er auseinander, sollte hier ein Zugeständnis erfolgen, sondern auch in Anbetracht allgemein politischer Erwägungen, in Würdigung der Lage Europas und der Beziehungen zu Frankreich.[78]) Mit welchen Versprechungen oder Drohungen der Bundesrat so nachhaltig beeinflußt wurde, läßt sich an der Hand der zugänglichen Akten nicht feststellen. Die Gründe müssen aber gewichtige gewesen sein. Da man dem baselландschaftlichen Eigensinn nicht trauen mochte, reiste sogar der Bundespräsident Näff persönlich nach Liestal und suchte durch mündliche Eröffnungen die dortige Regierung zu Konzessionen zu bestimmen. So eifrigen Bemühungen gegenüber konnte diese nicht wohl unnachgiebig bleiben. In geheimer Sitzung (28. Dezember 1852) ließ sie sich vom Landrat zu der geforderten Ausnahmebewilligung

---

[77]) Die Ditisheim erklärten, daß die Gemeinde Gelterkinden ihnen im Jahre 1833 die Niederlassung bewilligt habe. Dazu besaß diese aber, wie richtig entgegengehalten wurde, kein Recht. Ihrer nicht nachprüfbaren Angabe nach hielt sich diese Familie seit 1815 hier auf. In den baselstädtischen Akten und Ratsprotokollen aus der Zeit vor 1833 fehlen Hinweise, die sie betreffen.

[78]) Noten vom 18. Febr. und 30. April 1852. Briefe des Bundesrats Furrer an Baselland vom 2. Nov. und 23. Dez. 1852. bei den erwähnten Akten. Wahrscheinlich beziehen sich diese Angaben auf die Flüchtlingsangelegenheiten und auf die Differenzen mit Oesterreich, die um diese Zeit spielten. Vgl. K. Dändliker, Geschichte der Schweiz, Zürich 1887 Bd. III S. 670.

ermächtigen und gestattete am 31. Dezember 1852, daß die drei Gebrüder Ditisheim, nur für ihre Person, ohne ihre Familien, weiterhin in Gelterkinden sich aufhalten und ihre Ladengeschäfte, aber keinen Hausierhandel betreiben dürften. Gleichzeitig verfügte sie, daß das Judengesetz von nun an mit aller Strenge zu vollziehen sei und demnach die ausgewiesenen Handelsleute das Kantonsgebiet unverzüglich zu räumen hätten.[79])

Sobald bekannt wurde, welche Ausnahmestellung den Ditisheim gewährt worden war, liefen von den andern bisher geduldeten Juden,[80]) deren Magazine Anfang Januar 1853 amtlich geschlossen und versiegelt wurden, Gesuche ein, in denen sie um die gleiche Vergünstigung baten. Auch die Gemeinden, in denen jene wohnten und verkehrten, traten lebhaft für sie ein und verlangten, daß in allen Fällen gleiches Recht geübt werde. Die Krämervereine andererseits, die sich neuerdings bedroht fühlten, forderten strenge Anwendung des Gesetzes. Der Landrat beriet hierüber am 24. Januar 1853. In geheimer Sitzung[81]) wurden die früheren Zuschriften des Bundesrats noch einmal vorgelegt und beschlossen, ausnahmsweise dem Samuel Woog[82]) aus Buschweiler, in Rümlingen, für den diese Gemeinde, sowie

---

79) St. A. Bild. Geheimprotokoll des Regierungsrats vom 27. Dez. 1852.

80) Gemäß Regierungsratsbeschluß fand um diese Zeit eine neue Aufnahme des Personenstandes der im Kanton sich aufhaltenden Juden statt. Im ganzen wurden 10 Namen genannt: Drei Brüder Ditisheim in Gelterkinden, drei Brüder Woog in Rümlingen, zwei Brüder Jung in Wenslingen, Benjamin Nordmann und Israel Dreyfuß in Bretzwil. Ein Abraham Woog, der sich zeitweise in Liestal aufgehalten hatte, war mittlerweile ausgewiesen worden. Im Bezirk Arlesheim wohnten zwar keine Juden, aber es befanden sich dort (in Reinach und Allschwil) Dépôts jüdischer Pferde- und Viehhändler.

81) Vgl. auch „Baselbieter" 1853 Nr. 4.

82) Samuel Woog ist identisch mit dem früher schon genannten „Judensämmi". Er scheint in Rümlingen und dessen Umgebung außerordentlich beliebt gewesen zu sein. Zur Feier des Landrats-

Thürnen und Känerkinden sich eindringlich verwendet hatten, nur für seine Person, nicht für seine Familie, unter denselben Bedingungen wie den Ditisheim den ferneren Aufenthalt zu gestatten, alle anderen Begehren aber abzulehnen. In gleichem Sinne wurde noch einmal entschieden am 22. März 1853 und, um zukünftig Ruhe zu haben, bei dieser Gelegenheit das Landratspräsidium beauftragt, Petitionen wegen jüdischer Aufenthaltsbewilligungen überhaupt nicht mehr entgegenzunehmen. Selbst die zwei zugelassenen Ausnahmen konnten viele nicht verwinden. Justizdirektor Rebmann, der sein Werk dadurch durchbrochen sah, veranlaßte deshalb eine Verordnung an die Polizeiorgane, die Ditisheim und Woog streng zu überwachen, um ihnen womöglich irgendwelche Verfehlungen nachzuweisen, auf Grund derer ihnen die Aufenthaltsbewilligung entzogen werden könnte. Ein letzter Versuch, Recht zu behalten, wurde von dem Bürger Althaus in Bretzwil unternommen, der sich beim Bundesrat darüber beschwerte, daß die Regierung das Warenlager des Benjamin Nordmann, der bei ihm zur Miete wohne, geschlossen habe, während sie diejenigen anderer Israeliten dulde. Es liege darin eine der Bundesverfassung und der kantonalen Gesetzgebung widerstreitende ungleiche Behandlung. Der Bundesrat wies den Rekurs ab, indem er ausführte, daß die Behörden keine Rechtspflicht hätten, die Israeliten, die nur toleriert seien, gleich zu behandeln, sie könnten ebenso wie die Flüchtlinge zugelassen oder weggewiesen werden.[83])

Da alle Mittel erschöpft und einige leise Ansätze zu weiterem Widerstand ergebnislos geblieben waren, mußten die Juden mit Ausnahme der Ditisheim und des Samuel

---

beschlusses, der ihm sein weiteres Verbleiben gestattete, wurden ein Ehrenbaum aufgestellt und Feste gefeiert. „Baselbieter" 1853 Nr. 3—5.

[83]) Siehe Ulmer R. E. Die staatsrechtliche Praxis der schweizerischen Bundesbehörden, Zürich 1862 Bd. I S. 216.

Woog im Laufe des Jahres 1853 den Kanton verlassen. Freilich war der so erzielte Erfolg auch nur ein scheinbarer. Die aufgehobenen Geschäfte fanden in den Grenzdörfern der benachbarten Kantone Unterschlupf, besonders in Hauenstein, Holderbank, Nunningen, Zullwil im Solothurnischen und in Kaiseraugst, Magden und Wegenstetten im Aargauischen. Hier wurden sie von der ihnen treu gebliebenen landschaftlichen Kundschaft aufgesucht. Da ferner, wie im Mittelalter die Torwächter,[84]) im Baselland der fünfziger Jahre die Landjäger nicht ganz unzugänglich waren, konnten die Juden zumeist sich mit ihnen verständigen und unter ihrer stillschweigenden Gewährung, im Einvernehmen mit der Bevölkerung, unter etwelchen Hemmungen ihren Handel weiter betreiben.[85]) Darum hieß es wohl auch im Jahre 1856, die Juden seien zurückgekehrt, ein Gerücht, das nach den Polizeiberichten sich als unrichtig erwies. Im Jahre 1857 erneut eingereichte Niederlassungsgesuche wurden abgewiesen (Landrat vom 16. November 1857).

Mancherlei Verhandlungen veranlaßte von 1857—1863 die Frage, ob die Söhne der Ditisheim und Samuel Woog's geduldet werden sollten. Nach dem Wortlaut der Ausnahmebewilligungen sollten nur die Väter, ohne irgendwelche Familienangehörige, im Kanton verbleiben. In wiederholten Petitionen gelangten jene an Regierungs- und Landrat und baten, man möchte in Berücksichtigung ihres herannahenden Alters und ihrer geschwächten Gesundheit gestatten, daß der eine oder andere ihrer Söhne dauernd bei ihnen wohne. Die Begehren wurden zunächst sämtlich abgewiesen, und als Uebertretungen und Beteiligung an der väterlichen Handelstätigkeit sich feststellen ließen, gerichtliche Bußen von je Fr. 300.— ausgesprochen. Wiederum entwickelte sich

---

84) Vgl. E. Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds, Straßburg 1892 Bd. I S. 471.

85) Mündliche Mitteilungen.

hierüber ein weitläufiger diplomatischer Schriftenwechsel zwischen Frankreich, dem Bundesrat und der Regierung in Liestal. Unter dem von Bern aus ausgeübten Druck verstand sich letztere dazu, die Söhne der genannten Aufenthalter, jeweilen nur für einige Wochen, zuzulassen, dies aber nur unter vielen Vorbehalten und unter der schriftlichen Zusicherung, daß hieraus keinerlei Rechte, namentlich nicht solche auf Gewerbebetrieb, abgeleitet werden dürften. Der Bundesrat erwähnt dieses Verhältnis in seinen Geschäftsberichten, indem er schreibt: „Die Verweigerung neuer Niederlassungen in Baselland wird so konsequent durchgeführt, daß z. B. der Besuch und die zeitweilige Pflege, die ein im Elsaß wohnender Sohn seinem kranken Vater angedeihen lassen wollte, Gegenstand diplomatischer Verhandlungen werden mußte".[86])

Als im Jahre 1855 ein neues Handelsgesetz erlassen wurde, in dem nach früheren Zusagen der landrätlichen Petitionskommission den judenfreundlichen Wünschen einiger Dorfschaften Rechnung getragen werden sollte, wurde eine derartige Anregung von keiner Seite aufgenommen, sondern ohne Diskussion bestimmt: „Bezüglich der Juden bleibt es bei dem Gesetze vom 17. November 1851". Zur größeren Deutlichkeit wurde hinzugefügt, daß jedem Schweizer „christlicher Konfession" das Recht des freien Kaufs und Verkaufs zustehe.[87]) Hätten Bauernschaft und Juden sich mit den veränderten Zuständen nicht abgefunden und wären diese für beide Teile nicht einigermaßen erträglich gewesen, so wären solche Vorschriften kaum unbeanstandet durchgedrungen.

Die Aufhebung der Handelsbeschränkungen gegenüber den Juden erfolgte erst im Jahre 1861 und ist nur durch die Dazwischenkunft der Bundes-

---

[86]) Bundesblatt 1863, 2 S. 29. Die Sache hatte sich den Akten nach schon im Jahre 1859 zugetragen.

[87]) Basellandschaftl. Gesetzessammlung Bd. VII. S. 119 f. Gesetz vom 10. Dez. 1855. § 4 und § 133. Siehe auch St. A. Bild. E 1, 115.

behörden erreicht worden.[88]) Am 15. Juli und 24. September 1856 hatte die Bundesverſammlung im Interpretationswege entſchieden, daß das Recht des freien Kaufs und Verkaufs gemäß Art. 29 der Bundesverfaſſung auch den ſchweizeriſchen Israeliten zuſtehe und den Bundesrat beauftragt, dieſem Beſchluſſe Nachachtung zu verſchaffen.[89]) Mit Kreisſchreiben vom 1. Oktober 1856 erſuchte letzterer die Kantonsregierungen, ihre mit der verkündeten Auffaſſung der Handelsfreiheit in Widerſpruch ſtehende Geſetzgebung zu revidieren. Während bei den meiſten der beteiligten Stände, wie bei Graubünden, Schaffhauſen, Zürich, der Vollzug dieſer Weiſung mit etwelchem Zaudern, aber doch ohne Hinderniſſe vonſtatten ging,[90]) ſtieß er im Aargau, wo durch die gleichzeitige Berückſichtigung des Art. 42 der Bundesverfaſſung die ganze Emanzipationsfrage aufgerollt wurde, und beſonders in Baſelland auf erhebliche Schwierigkeiten. Hier hatte der Regierungsrat wohl von Anfang an von den ergangenen Beſchlüſſen gebührend Kenntnis genommen, für deren Ausführung aber nur wenig Eifer an den Tag gelegt. Am 28. Januar 1857 erſuchte die Polizeidirektion um eine Wegleitung über die Anwendung des Judengeſetzes. Sie berichtete, daß, da den ſchweizeriſchen Israeliten durch die eidgenöſſiſche Geſetzgebung Handelsfreiheit gewährt ſei, auch die franzöſiſchen Juden, geſtützt auf den Vertrag von 1827, die gleiche Vergünſtigung beanſpruchten. Nun wurden die Juſtiz- und ſpäter die Finanzdirektion mit der Bearbeitung der Materie beauftragt,

---

[88]) St. A. Bild. L 1, 85.

[89]) Einzelheiten hierüber bei E. Haller, Die rechtliche Stellung der Juden im Aargau, Aarau, 1900 S. 325 f. Die damalige Diskuſſion betraf außer dem Art. 29 auch den Art. 42 der Bundesverfaſſung. Da aber der Inhalt dieſes letzteren nur den Kanton Aargau anging und für Baſelland nur der erſtere Bedeutung hatte, berückſichtigen wir hier nur die Folgen der Auslegung des Art. 29.

[90]) Bundesblatt 1861, 2 S. 766; 1862, 2 S. 229; 1863, 2 S. 29; 1864, 1 S. 327 f.

letztere deshalb, weil bei dieſem Anlaß die Einführung neuer Patenttaxen, und ſomit fiskaliſche Intereſſen geregelt werden ſollten. Ein erſter Entwurf der Juſtizdirektion blieb unerledigt. Als der Bundesrat ſich im März 1858 über den Stand der Angelegenheit erkundigte, wurde ein neues, von Finanzdirektor Bieder verfaßtes Projekt in Beratung gezogen. Nach demſelben ſollte der Viehhandel, der bisher ganz verboten war, nach Erlegung gewiſſer Taxen für jedermann erlaubt ſein und gleichzeitig die Ausſchließung der Juden vom Handel, die durch verſchiedene Geſetze ausgeſprochen war, aufgehoben werden. Der Landrat verhandelte hierüber am 24. Oktober 1859. Eine lebhafte Oppoſition unter Führung des Landratspräſidenten Dr. Matt, der aus ſeiner tief ſitzenden Abneigung gegen die Juden kein Hehl machte, trat zutage. Zugegeben wurde, daß die bisherigen Verbote nichts gefruchtet hatten, daß die Juden, ſogar ohne gebüßt zu werden, ihrer Tätigkeit obliegen konnten.[91]) Obſchon man die Einwirkung des übergeordneten Bundesrechts auf die kantonalen Geſetze nicht verkannte, wurde das Eintreten auf den Entwurf mit 17 gegen 16 Stimmen abgelehnt. Aehnlich verliefen die Verhandlungen, als etwa 1½ Jahre ſpäter, am 21. Mai 1860, die Regierung die Angelegenheit zum zweiten Male zur Beratung brachte. Ohne Rückſicht auf die in Ausſicht geſtellte eidgenöſſiſche Intervention wurde die Erledigung des Traktandums auf unbeſtimmte Zeit verſchoben. Inzwiſchen hatte die Regierung des Kantons Aargau, der die einheimiſchen Juden über die ſie beſchränkenden baſellandſchaftlichen Zuſtände Klagen eingereicht hatten, Beſchwerde führend ſich an die Bundesbehörden gewandt und in Bern Recht gefunden.[92])

---

[91]) Baſellandſchaftliche Zeitung 1859 Nr. 129.

[92]) Bei den Akten befindet ſich außer den an anderer Stelle (Basler Zeitſchr. f. Geſch. Bd XIII. S. 142f) beſprochenen Noten der nordamerikaniſchen, britiſchen und franzöſiſchen Geſandtſchaft, die ſämtlich ſich für die Juden verwenden, auch ein im gleichen

Noch immer aber zeigte man sich in Liestal einer Lösung der Schwierigkeit abgeneigt. Dem Bundesrat ging bei solch systematischem Widerstand die Geduld aus. Da ein freundlich mahnendes Schreiben vom 20. Juli 1860 wirkungslos geblieben war, erließ er am 17. Dezember 1860 an die landschaftliche Regierung eine in drohendem Tone gehaltene Verwarnung des Inhalts, daß, wenn die geforderten Gesetzesänderungen noch länger verzögert würden, die eidgenössischen Behörden von sich aus entsprechende Maßnahmen ergreifen würden. Unter diesen Umständen begrüßte die Regierung den Landrat zum drittenmal mit ihren früheren Anträgen. Am 14. Januar 1861 endlich gab der Landrat einem von ihm wesentlich abgeänderten Gesetzentwurf seine Zustimmung, der immerhin den Anforderungen der Bundesverfassung genügend Rechnung trug und durch den die schweizerischen und ausländischen Juden — auf eine unterschiedliche Behandlung der zwei Kategorien war absichtlich verzichtet worden — in bezug auf Handels- und Verkehrsfreiheit den christlichen Einwohnern gleichgestellt wurden.[93])

Der Erfolg, der durch diesen Beschluß erzielt wurde, war nicht zu unterschätzen. Nicht nur wurde dadurch das mittelalterliche Judengesetz von 1851 aufgehoben, auch die früheren, zum Teil noch aus dem ungeteilten Kanton Basel übernommenen Handelsverbote, die der Verordnung von 1839 als Grundlage gedient hatten, waren damit beseitigt. Aber nur die Handelsfreiheit war erlangt, das noch wichtigere Recht der freien Niederlassung blieb den Juden nach wie vor versagt. Als der in Rümlingen als Aufenthalter nur für seine Person geduldete Samuel Woog mit Eingabe vom 14. No-

---

Sinne gehaltenes, vom 17. Okt. 1860 datiertes Schreiben der Alliance israélite universelle in Paris, die in diesem Jahr neu gegründet worden war und deren Fürsprache für die Juden in Baselland eine ihrer frühesten Handlungen bildete.

93) Basellandschaftliche Zeitung 1859 Nr. 72 und 129, 1860 Nr. 62 und 68—70, 1861 Nr. 7, Basellandschaftliche Gesetzessammlung VIII S. 249 f.

vember 1861 ein Niederlassungsgesuch für Frau und Kinder einreichte, wurde er trotz Fürsprache des französischen Botschafters in allen Instanzen abschlägig beschieden.[93a])

Daß aber auch die Frage der freien Niederlassung über kurz oder lang einer Lösung entgegendrängte, ergab sich aus den Diskussionen, die in der Oeffentlichkeit und innerhalb der Behörden geführt wurden. Sie bildet einen, wenn auch nur im Hintertreffen gehaltenen Streitpunkt während der Verfassungskämpfe, die 1862 und 1863 durch den „Revisionsgeneral Rolle" hervorgerufen wurden und damals die baselandschaftliche Bevölkerung in Atem hielten.[94])

In der bisherigen, aus dem Jahre 1850 stammenden Verfassung (§ 17) war, wie früher schon mitgeteilt wurde, wenn auch nicht wörtlich, so doch tatsächlich, durch Hinweis auf die Vorschriften der Bundesverfassung, bestimmt, daß nur Schweizer christlicher Konfession die Niederlassungsfreiheit genießen sollten. In dem ersten, unter den Auspizien Rolles entstandenen Verfassungsentwurf (§ 19) war diese Beschränkung weggelassen worden. Es geht weder aus den Akten, noch aus den Zeitungsberichten unzweideutig hervor, auf wessen Anregung dies geschehen war. In den verschiedenen Eingaben aus den Kreisen der Bürgerschaft wird dieser Wunsch nicht ausgedrückt. Im Gegenteil, von der einen und anderen Seite, sogar von den Verfassungsräten des sonst judenfreundlichen Kreises Waldenburg, wird verlangt, daß man den Juden wohl die Handelsfreiheit gewähre, aber nicht weiter gehe, als nach der Bundesverfassung erforderlich sei. Ohne daß Rolle sich persönlich zu der Sache geäußert hätte, scheint er in einem gewissen Augenblick doch im Sinne einer liberaleren Fassung gewirkt zu haben. Als dieser erste Ent-

---

93a) Gleich erging es ihm, als er im April 1864 seine Bitte wiederholte. Im Februar 1865 gestattete ihm der Regierungsrat von Rümlingen nach Sissach überzusiedeln, immer aber nur für seine Person, nicht für seine Familie.

94) Vgl. Oeri A., Der Revisionsgeneral Rolle, Verlag der „Basler Nachrichten", Basel 1905.

wurf in der Volksabstimmung unterlag und man den Ursachen der Verwerfung nachforschte, wurde auch der Tadel gehört, man habe den Juden Tür und Tor öffnen wollen und unter anderem das Fehlen eines Verbots der jüdischen Niederlassung herangezogen. In dem Programme des Revisionsvereins zur zweiten Revisionskampagne wurde deshalb ausdrücklich beigefügt, daß man mit Bezug auf die Juden den Wortlaut der älteren Bestimmungen von 1850 wieder werde aufnehmen müssen. In der vom Volke angenommenen Verfassung vom 6. März 1863 (§ 18) ist demgemäß deutlich festgesetzt, daß nur die Kantons- und Schweizerbürger christlicher Konfession Niederlassungsfreiheit genießen.[95])

Eine Aenderung dieses Zustands wurde kurze Zeit nachher durch den Abschluß der schweizerisch-französischen Staatsverträge, die im September 1864 von den eidgenössischen Räten ratifiziert wurden, herbeigeführt. Nach dem Niederlassungsvertrag war allen Franzosen, ohne Unterschied der Konfession, das Recht der freien Niederlassung in der Schweiz gewährt, dasselbe konnte also in Zukunft auch den französischen Juden nicht mehr bestritten werden.[96]) An der Diskussion über diese Uebereinkommen hatten die baselландschaftlichen Abgeordneten sich nicht beteiligt. Bei der Abstimmung im Nationalrat stimmten die zwei Anwesenden derselben (Adam und Graf, Gutzwiler fehlte) vorerst für Verschiebung bis nach Revision der widersprechenden Artikel der Bundesverfassung, und als

---

[95]) St. A. Blld. C 1. „Der Baselbieter" 1862 Nr. 92 und 93. In den Verhandlungen der beiden Verfassungsräte und ihrer Kommissionen, die in der Presse ausführlicher wiedergegeben sind als in den offiziellen Protokollen, wurde zu verschiedenen Malen die Besprechung der Judenfrage angeregt, ein tieferes Eingehen aber immer wieder abgelehnt. „Der Landschäftler" 1962 Nr. 93, 1863 Nr. 23, „Der Baselbieter" 1862 Nr. 62 und 73, 1863 Nr. 16. Wenn die Angaben Rolle's richtig sind, hat sein Gegner von Blarer die judenfreundliche Fassung des von ihm später beanstandeten § 19 selbst beantragt, sie aber nachträglich Rolle in die Schuhe geschoben.

[96]) Vgl. Basler Zeitschrift für Geschichte Bd. XIII. S. 149 f.

dieſe abgelehnt worden war, der eine von ihnen (Adam) mit der Mehrheit für Annahme, der andere, Graf, dagegen; der ſtänderätliche Vertreter, Dr. Frei, votierte für Annahme.[97]) Das Kreisſchreiben des Bundesrats vom 19. Dezember 1864, in dem die Kantone angefragt wurden, ob behufs Gleichſtellung der ſchweizeriſchen und ausländiſchen Israeliten eine Bundesreviſion ſtattfinden ſolle, oder ob die Kantone bereit ſeien, auf dem Wege der kantonalen Geſetzesänderung auf die Sonderrechte gegenüber den Juden zu verzichten, beantwortete Baſelland dahin, daß es eine formelle Reviſion der Bundesverfaſſung für erforderlich halte.

Auf den 1. Juli 1865 wurde der Niederlaſſungsvertrag mit Frankreich in Kraft erklärt. Man hätte denken ſollen, daß die jüdiſche Niederlaſſungsfrage dadurch auch für Baſelland endgiltig in bejahendem Sinne gelöſt geweſen wäre. Aber mit nichten. Zwei elſäſſiſchen Juden, Lehmann Ditisheim und Benjamin Nordmann, die in Oberdorf und Reigoldswil anſäſſig werden wollten, verweigerte der Regierungsrat die Niederlaſſungsbewilligung, indem er ſich darauf berief, daß die kantonale Verfaſſung ſie verbiete und die Bundesverfaſſung, die nachträglich abgeſchloſſenen Verträgen voranzuſtellen ſei, dieſes Verbot ſchütze. Die Geſuchſteller wandten ſich daraufhin, Beſchwerde führend, an die franzöſiſche Botſchaft, die ihrerſeits beim Bundesrat vorſtellig wurde. Dieſer ſetzte der Regierung in Lieſtal die Sachlage noch einmal auseinander und lud ſie dringend ein, vertragsgemäß zu handeln. Da die landſchaftliche Exekutive in der ſchwierigen Lage, in der ſie ſich nun befand, nicht ſelbſtändig vorzugehen wagte, ſuchte ſie Deckung beim Landrat, dem ſie die Frage zur Beſchlußfaſſung unterbreitete. In ſeiner Sitzung vom 27. Auguſt 1865[98]) beſchloß dieſer nach langer, verworrener Dis-

[97]) Baſellandſchaftliche Zeitung 1864 Nr. 116 und 118.

[98]) Es war dies die erſte Sitzung, die während des Rolleregiments wegen eines in Lieſtal vorgekommenen Tribunentumults nicht mehr dort, ſondern in der Kirche zu Siſſach abgehalten wurde.

kussion mit 27 gegen 19 Stimmen, daß auch weiterhin die bestrittenen Niederlassungsbewilligungen solange nicht zu erteilen seien, als die Bundesverfassung mit den neuen Vertragsbestimmungen nicht in Einklang gebracht sei. Ein solches Verhalten stellte selbst die Langmut des Bundesrates auf eine zu harte Probe. Am 15. September 1865 teilte er dem baselландschaftlichen Regierungsrat mit, daß er den landrätlichen Beschluß als gesetzwidrig für aufgehoben erklärt habe und verlange, daß entweder ungesäumt vertragsmäßig verfahren oder innert kürzester Frist seitens Baselлands der Streit zum endgiltigen Austrag bei der Bundesversammlung anhängig gemacht werde. Nötigenfalls werde er selbständig die erforderlichen Maßnahmen treffen. Am 28. September 1865 beriet der Landrat neuerdings über die Sache. Dessen Mehrheit blieb unentwegt ihrem früheren Standpunkte treu und beschloß mit 24 gegen 11 Stimmen, an der Verweigerung der Niederlassung an Juden festzuhalten. Um aber auf einen gesetzlichen Boden zu gelangen, sollte allerdings gegen die bundesrätlichen Verfügungen der Rekurs an die Bundesversammlung ergriffen werden. Dies geschah, indem in längerer Begründung nach Art. 74 und 80 der Bundesverfassung von 1848 der sogenannte „Kompetenzkonflikt" erhoben, mit anderen Worten die Berechtigung der Bundesbehörden bestritten wurde, Verträge abzuschließen, deren Inhalt mit dem Inhalt dieses Grundgesetzes in Widerspruch stand, wie dies tatsächlich bei dem französischen Niederlassungsvertrag der Fall war. Wir haben an anderer, früher angeführter Stelle gezeigt, daß die eidgenössischen Räte diesen Einwand seinerzeit eingehend erörtert und sich trotz demselben nach Art. 8 der Bundesverfassung zur Ratifikation kompetent erklärt hatten. Alle Kantone, mit Ausnahme Baselлands, hatten sich diesem Beschlusse gefügt. Des letzteren Antrag lautete nun dahin, es sei die Rechtskraft des Niederlassungsvertrags solange zu suspendieren, bis die Bundes- und Kantonsverfassung im Sinne der Gleichstellung der

ſchweizeriſchen Israeliten abgeändert ſei und die Verfügung des Bundesrats, die Baſelland die Zulaſſung franzöſiſcher Israeliten auferlege, ſei zu annullieren. Die Kommiſſion, die zur Vorberatung der Beſchwerde beſtellt worden war, vertrat einſtimmig die Anſicht, daß ſie abzuweiſen ſei. Sie begründete dieſelbe in ſcharfer, für Baſelland nichts weniger als ſchmeichelhafter Darlegung und fand ſelbſt Worte des Tadels dafür, daß der Bundesrat nicht entſchloſſener gegen den widerſpenſtigen Kanton vorgegangen ſei. Ihren Anträgen pflichtete die Bundesverſammlung am 15. November 1865 nach kurzer Diskuſſion, in der auch der baſellandſchaftliche Nationalrat Gutzwiler das Verfahren ſeines Heimatkantons mißbilligte, bei. Indem der Landrat den Bericht über dieſen Mißerfolg zur Kenntnis nahm (11. Dezember 1865), beſchloß er mit 22 gegen 19 Stimmen, welch letztere für eine Fortſetzung des Widerſtandes eintraten, nach dem Wortlaut ſeines Protokolls: „Wenn der Regierungsrat fraglichen Vertrag zu vollziehen beabſichtige, ſo werde hierorts keine Einwendung erhoben werden, es werde ihm aber die gemeſſene Weiſung erteilt, der Bundesbehörde in unverhohlener Weiſe zu bedeuten, man vermöge das Rechtliche im Verfahren eidgenöſſiſcherſeits auch jetzt noch nicht einzuſehen und könne nur dem Drang der Umſtände weichen.“ Die Regierung ließ hierauf den Bundesrat wiſſen, daß ſie dem Vertrag entſprechend verfahren und die verlangten Niederlaſſungsbewilligungen erteilen werde.[99])

Dieſer letzte Akt Baſellands in ſeinem Kampfe gegen die Juden iſt nicht der am wenigſten charakteriſtiſche für die hartnäckige Art der zuſtändigen Stellen, die ohne die drohende eidgenöſſiſche Intervention wohl bis zuletzt nicht nachgegeben hätten. Wenn auch anzuerkennen iſt, daß nicht unbedeutende Minderheiten den Mißbrauch mißbilligten, der da mit Schlagworten getrieben wurde, ſo darf doch nicht überſehen werden,

---

99) St. A. Bld. Außer G 6, auch B 4 b Nr. 12, 15, 17. Bundesblatt 1865, 3 S. 801 f. und 4 S. 85 f. 1866, 1 S. 425 f. „Baſellandſchaftliche Zeitung“ 1865 Nr. 101, 117, 118, 137, 149.

daß die Regierung faſt bis zum Schluß des Streites es unterließ, dem Landrat den richtigen Weg zu weiſen. Das maßgebende Mitglied derſelben war in jener Zeit Chriſtoph Rolle, der ſchwerlich aus grundſätzlicher Ueberzeugung, viel eher in politiſcher Berechnung, da er nach früheren Erfahrungen durch eine judenfeindliche Haltung ſeine Popularität zu heben wähnte, ſeinen Einfluß auf die ihm ergebene Majorität der Räte in dem berichteten Sinne hat einwirken laſſen.[100])

Noch einmal flackerte der Widerſtand gegen die Gleichſtellung der Juden kurz auf, als im Juli 1865 eine in Baſel ſeßhafte jüdiſche Firma einen von ihr in Läufelfingen abgeſchloſſenen Liegenſchaftskauf fertigen laſſen wollte, der Regierungsrat, jedenfalls in Erinnerung an die Wahl'ſche Angelegenheit, mangels Ermächtigung des Landrats ſich deſſen weigerte und erſt durch den Bundesrat, der dem Standpunkt Baſellands jede Berechtigung aberkannte, dazu veranlaßt wurde.[101])

Bei der Abſtimmung über die Reviſion der Art. 41 und 48 der Bundesverfaſſung, die im Anſchluß an den franzöſiſchen Niederlaſſungsvertrag zwecks Gleichſtellung der ſchweizeriſchen Juden nötig geworden war, ergaben ſich in Baſelland 4246 Ja gegen 2612 Nein, alſo eine beträchtliche, mit den früher betätigten Anſchauungen offenſichtlich kontraſtierende Mehrheit zugunſten der Emanzipation. Ungefähr mit der gleichen Stimmenzahl wurde der Kultusfreiheit für die geſamte Eidgenoſſenſchaft zugeſtimmt, die für diesmal in der Mehrzahl der anderen Kantone keine genügende Unterſtützung fand. Das letztere Reſultat war für Baſelland ohne Bedeutung, weil

[100]) Die Haltung der Preſſe während des Rolleregiments in der Judenfrage war gerade umgekehrt wie früher. Während vor 1863 die „Baſellandſchaftliche. Zeitung" eher judenfeindlich im Sinne der Regierung ſchrieb und „Der Baſelbieter" und „Das Volksblatt" ſich mehr freiſinnig, judenfreundlich äußerten, vertritt jede dieſer Gruppen nun entgegengeſetzte Meinungen.

[101]) Bundesblatt 1866, 1 S. 426 f. Vgl. auch „Der Landſchäftler" 1852 Nr. 33, wo über eine frühere Ablehnung eines ähnlichen Geſuches berichtet iſt.

die Glaubens- und Gewissensfreiheit seit 1832 in dessen eigener Verfassung festgelegt war.[102])

Die unbeschränkte Niederlassungsmöglichkeit äußerte sich leicht begreiflicherweise in einer raschen Steigerung der jüdischen Zuwanderung.

Die Volkszählung von 1850 hatte die Anwesenheit von 15 israelitischen Personen ergeben, die sich — ein weiterer Beweis für die damalige milde Handhabung des Niederlassungsverbots — im Kanton aufhielten. (Gelterkinden 6, Ormalingen 2, Rümlingen 1, Sissach 1, Pratteln 3, Bretzwil 2.)

Im Dezember 1860 war deren Zahl — eine Folge der strengen Durchführung des Gesetzes von 1851 — auf 6 zurückgegangen. (4 in Gelterkinden, die viel erwähnten Ditisheim, 2 in Rümlingen, die Woog.)

Ganz anders stellt sich das Ergebnis des Jahres 1870 dar, in dem die Zahl der Israeliten, nachdem der französische Niederlassungsvertrag seit reichlich 3½ Jahren in Kraft getreten war, auf 131 Seelen angewachsen ist. Davon wohnen im Bezirk Arlesheim 44, im Bezirk Liestal 60 (30 davon in Liestal selbst), im Bezirk Sissach 24, im Bezirk Waldenburg 3. Im Jahre 1880 betrug die Zahl der landschaftlichen Juden 223. (Bezirk Arlesheim 61, Bezirk Liestal 103, Stadt Liestal 100, Bezirk Sissach 52, Bezirk Waldenburg 7.) Die nach dem deutsch-französischen Krieg einsetzenden Siedelungsveränderungen haben wohl zu dieser Zunahme beigetragen. Der Höhepunkt war damit für eine gewisse Zeit erreicht, denn die Zählung von 1888 ergibt wieder eine Abnahme. Die Seelenzahl für den ganzen Kanton beträgt in diesem Jahr nur noch 165. (Bezirk Arlesheim 43, Liestal 92, Sissach 30, Waldenburg 0.) Die Verminderung prägt sich noch deutlicher aus bis zum Jahre 1900, in dem die Totalsumme auf 135 Seelen gesunken ist. (Bezirk Arlesheim 48, Liestal 58, Sissach 27, Waldenburg 2.) Eine erneute Steigerung bringt

102) Bundesblatt 1866, 1 Beilage zu S. 119.

aber die Volkszählung des Jahres 1910. Totalzahl 232. (Bezirk Arlesheim 144, Liestal 62, Sissach 22, Waldenburg 4.) Die diesmalige Vermehrung ist durch das starke Anwachsen der israelitischen Bevölkerung im Bezirk Arlesheim bedingt, die ihrerseits zweifellos auf die Zuwanderung russischer Juden nach Basel und nach den der Stadt nahe gelegenen basellandschaftlichen Grenzdörfern zurückzuführen ist.[103])

Die Behörden sowohl als auch die Bevölkerung fanden sich mit der veränderten Lage der Juden sehr leicht ab. War doch die früher vorgeschobene Abneigung keineswegs sehr tiefsitzend gewesen und in Wirklichkeit von einzelnen leitenden Persönlichkeiten oft aus egoistischen Gründen übermäßig aufgebauscht worden. Ungewöhnlich rasch erfolgte sogar die gegenseitige Annäherung. Als 1871 das Elsaß an das Deutsche Reich überging und infolgedessen die Bürgerrechte der elsässischen Juden eine neue Ordnung erfuhren, wurden mehrere derselben als basellandschaftliche Bürger aufgenommen. Regierungs- und Landrat erteilten diesen Beschlüssen ohne Bedenken, und ohne daß darüber Diskussionen stattgefunden hätten, ihre Zustimmung. Sie konnten um so eher so handeln, als die Gesetzgebung des seit seinem Bestehen paritätischen Kantons in bürgerrechtlicher Hinsicht keinerlei konfessionelle Unterscheidungen aufgestellt hatte. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß sowohl Staat als auch Gemeinden von diesen Bürgeraufnahmen durch die nicht unbeträchtlichen Gebühren einen nicht zu unterschätzenden finanziellen Nutzen zogen.[104]) Die erste Aufnahme erfolgte durch die alle Zeit judenfreundliche Gemeinde Rümlingen. Sie betrifft die in Muttenz wohnenden Heinrich und Samuel Levaillant. Der Landrat bestätigte den Beschluß am 5. Oktober 1871. Bald darauf

---

103) St. A. Bild. B 2 b. — Schweizerische Statistik: Die vorläufigen und definitiven Berichte über die Volkszählungen.

104) Baselandschaftliche Gesetzessammlung VIII S. 432. Verfassung vom 6. März 1863, § 17. Ibidem II S. 284 f. Bürgerrechtsgesetz vom 24. August 1835. — St. A. Bild. O 12, Faszikel der genannten Gemeinden. — Zeitungsberichte. Mündliche Mitteilungen.

reihte Ramlinsburg Isidor Nordmann unter seine Bürger ein. Bestätigung durch den Landrat am 4. Dezember 1871. Im August 1872 nahm sodann Känerkinden die Familie Bloch und im März 1873 Buckten die Familie Jung auf. Noch andere Gemeinden verfuhren in gleicher Weise. Bis auf die Gegenwart gegen Aufnahmegesuche grundsätzlich ablehnend verhielt sich nur die Gemeinde Liestal, die doch, wie wir eingangs gezeigt haben, schon im Mittelalter jüdische „Bürger" gekannt hatte.

In Liestal aber hat sich, allein im ganzen Halbkanton, eine kleine jüdische Gemeinde gebildet, deren Anfänge in das Jahr 1871 zurückreichen,[105]) und die mit einem eigenen Beamten bis auf den heutigen Tag weiter besteht.

Die geschilderten Vorgänge, die einen Zeitraum von ungefähr 40 Jahren umfassen, ermöglichen, wenn ihnen auch eine übermäßige Bedeutung nicht zugesprochen werden soll, nichtsdestoweniger innerhalb des engen Rahmens, in dem sie sich abspielen, einen Einblick in bemerkenswerte und bezeichnende Zustände und gewähren ein Bild von der eigenartigen Denkweise einer kleinen, auf ihre Unabhängigkeit pochenden Bevölkerung in der großen Frage der Judenemanzipation. Dasselbe Baselland, das schon in seiner ersten Verfassung die Menschenrechte verkündet und um seine Freiheit schwere Kämpfe bestanden hatte, versagte beider Genuß den Juden, die doch seit mehr als zwei Jahrhunderten unter seiner Bauernschaft verkehrt hatten. Man wird hier vergleichsweise an jene Calvinisten erinnert, die vor der Unduldsamkeit ihres Königs Schutz suchten, an ihren neuen Niederlassungsorten aber die Juden nicht dulden wollten, deren geschäftlichen Wettbewerb sie fürchteten.[106]) Auch in Baselland sind es keineswegs vorwiegend ideale Beweggründe, die die Judenfeind-

[105]) Mündliche Mitteilung. — Das erste Protokoll der israelitischen Gemeinde Liestal ist allerdings erst vom 4. Juli 1880 datiert. Es enthält den Wortlaut der am gleichen Tag von den 16 Gemeindegliedern angenommenen und unterzeichneten Statuten.

[106]) Gothein E., a. a. O. Bd I S. 693.

schaft nähren. Im Gegenteil, rein materielle Erwägungen sind immer wieder ausschlaggebend. Durch sie wurde der Blick der Behörden so eingeengt, daß sie, ohne Verständnis für die Forderungen der Zeit, mit den veralteten Mitteln der Ausnahmegesetze die kraftlose staatliche Autorität stützen zu können glaubten. Das war eine Täuschung. Denn von außen und von innen bedrängt und in die Unmöglichkeit versetzt, in völliger Isolierung sich der ausgleichenden Kulturarbeit entgegenzustellen, wurden sie zum völligen Verzicht und zur Aufgabe des aussichtslosen Widerstandes gezwungen.

Ein halbes Jahrhundert ist seit jenen Ereignissen verflossen, Frist genug, um zu entscheiden, ob die Gleichberechtigung sich bewährt habe. Wer objektiv urteilen will, wird anerkennen, daß alle die schlimmen Befürchtungen, die deswegen gehegt wurden, nicht eingetroffen sind, daß im Gegenteil die gegenseitige Anpassung sicher und glücklich fortgeschritten ist. Die Probleme, die man berechtigter- und unberechtigterweise unter dem Begriffe der Judenfrage zusammenzufassen beliebt, werden eben — so lehrt wohl die moderne, unbefangene Sozialpolitik — am besten dadurch einer gesunden Lösung entgegengeführt, daß man nicht Einschränkungen, sondern Freiheiten schafft, unter deren segensreicher Einwirkung die Gegensätze überbrückt und die Verschiedenheiten ausgeglichen werden.

Inhaltsübersicht.

Judenniederlassungen und jüdische Beziehungen vor der Kantonstrennung S. 180. — Verfassung des neuen Kantonsteils von 1832. Anfängliche, unentschiedene Niederlassungspraxis S. 182. — Wahlscher Handel S. 185. — Neue Schwierigkeiten S. 206. — Verordnung von 1839 und Folgen S. 217 — Judengesetz von 1851 S. 220. — Zugeständnisse und Ausnahmen S. 231. — Aufhebung der Handelsbeschränkungen S. 236. — Verfassungskämpfe und Judenfrage S. 240. — Französischer Handelsvertrag und sich anschließende Konflikte S. 241. — Steigerung der jüdischen Zuwanderung S. 246. — Einbürgerungen S. 247. — Schlußbetrachtungen S. 248.

Hundertjährige Briefe einer Lauſener Pfarrfrau.

Herausgegeben von Felix Stähelin.

„Zehn Jahre und vier Tage nach dem Tode meiner unvergeßlichen Mutter“ — ſo beginnt ein Brief, den Jakob Burckhardt am 22. März 1840 als Student in Berlin an die treue alte Dienerin ſeines Elternhauſes gerichtet hat. Und noch in den von ihm ſelbſt im Alter verfaßten Perſonalien nennt Burckhardt den „Tod der lieben Mutter“ das erſte Leid im Leben, das ihm ſchon frühe die große Hinfälligkeit und Unſicherheit alles Irdiſchen eindrücklich gemacht habe.

Suſanna Maria Schorndorf wurde am 27. Februar 1782 geboren als die zweite von vier Töchtern des Seiden- und Floretfabrikanten Daniel Schorndorf (1750—1817), der als Landvogt von Kleinhüningen und ſpäter als Deputat und Staatsrat bekannt geworden iſt. Seit dem 11. Februar 1811 war ſie vermählt mit Pfarrer Jakob Burckhardt in Lauſen, der dann 1816 als Oberſthelfer in ſeine Vaterſtadt berufen wurde und von 1838 bis zu ſeinem Tode (1858) als Antiſtes die Basler Kirche geleitet hat. Am 17. März 1830 wurde ſie durch einen Schlaganfall plötzlich dahingerafft.

Die folgenden Briefe, die von der jungen Pfarrfrau an ihre Eltern, Schwiegereltern und Geſchwiſter gerichtet worden ſind, führen uns anſchaulich die Leiden vor Augen, die das Baſelbiet vor hundert Jahren infolge des Durchzugs der

Alliierten und des von ihnen eingeſchleppten Flecktyphus zu erdulden hatte. Zugleich lehren ſie uns die Eltern Jakob Burckhardts in ihrem Weſen kennen: den weiſen, treubeſorgten Dorfpfarrer und vor allem ſeine lebhafte, liebevolle Gattin, deren berühmter Sohn ſeine eigene zur Heiterkeit angelegte Gemütsart als ein wahrſcheinliches „Erbe der ſeligen Mutter“ bezeichnet hat.

* * *

Freytag Nachmittag [17. Dez. 1813].

Euer liebe Brief, theuerſte Eltern! hat mich herzinniglich erfreut, — ſo wie die Mittheilung deſſen vom lieben Lene.[1])

Wegen dem lieben Mann bin ich ſehr embarrassirt — ich brachte ihn ſchon auf allerley Spuren, doch will nichts herauskommen — ich will dir liebe Mutter ein Stümplein Bleyſtift in dieſen Brief legen, das ſilberne Futter deßſelben muß ſo dick ſeyn, daß der liebe Mann ein ſolches Bleyſtift darein thun kann, eher noch ein wenig ein dickeres — und gut ſchwer und dick an Silber, denn die Dünnen ſind von den Schlüßeln gleich verkrümmt; es darf recht koſten weil es ſoll was rechtes werden. Doch — hier lege ich ein Blättchen bey — es iſt am beſten du gebeſt dieß H. Burckhardt daß es nach Wunſch ausfalle, ſey dann nur ſo gut mir es Mitwoch den 22 durch Ros[2]) holen zu laßen und mirs Donnerstags zu ſchiken — ich bin eben wie ein Kind, ich hätte es gerne wo möglich früher als nöthig iſt. —

. . . . O ich freue mich wie ein Kind auf den Silvester-Abend, wo wir dann die ſchöne Großelterliche Steurete, wie voriges Jahr, den lieben Kleinen geben werden! auf dieſe Weiſe genießen wir unſre Freude doppelt! Wollteſt

1) Magdalena Schorndorf, Schweſter der Schreiberin, war verheiratet mit Pfarrer Joh. Jakob Oeri in Wyl bei Raſz (Kanton Zürich).

2) Dienſtmädchen bei Deputat Schorndorf.

du liebe Mutter mit deiner Gutthat für meinen Jacob einzuthun wohl warten bis zum nächsten Bothentag? ich kann dann vielleicht bis dahin noch etwas erspähen daß du dann die Wahl zwischen diesem und Mathissons Gedichten hast. —

. . . Unser H. Hauptmann[3]) verließ uns vorgestern, es that ihm so leid als uns. — Wir bekamen gleich eine Stunde darauf einen Andern, Namens Chollet, — auch ein guter belebter Mensch, doch findet mein Jacob in den Ruhestunden nach Mittag- und Nachteßen, nicht die angenehme Unterhaltung wie bey'm Vorigen, weil wie es scheint nicht so viel wahrer Verstand hinter ihm stekt— erzählt dieß aber Niemand, denn wenn sie einmal nach Basel kommen, so könnte ers vernehmen —

. . . Schreibt uns ja gleich Ihr Lieben was die Gesandten brachten, wir blangen entsetzlich. —

Nun wills Gott wird uns dann bald nach dem Neujahr die g r o ß e Freude, Euch liebste Eltern bey uns zu haben!

. . . H. Pfr. Vonbrunn liegt an einem Flußfieber zu Bette, da hält morgen mein Jacob für ihn die Vorbereitung in Liestal (dort Communicirt man auch den Sontag v o r Weinacht). Am Sontag Morgen muß er Jemand von Basel haben; und die Nachmittagspredigt hält ihm dann wieder mein lieber Mann und stellt hier die Kinderlehre ein. Er hat meinem lieben Mann auch schon so manchen Dienst geleistet, daß dieser nun gern auch dieses übernimmt. — Heute Morgen hatte er die Leichenrede der armen Schmiedin — als die Leiche fortgetragen wurde — (ich war mit den Kindern bey Schneiderheyri's um sie zu sehn) und der Mann dem Sarg folgen sollte — übernahm ihn der Schmerz s o daß er laut schrie, und sich lange den Kopf gegen den Thürpfosten vor Schluchzen stemmte — sein Jammer gieng mir durchs Herz, man hörte ihn so weit etwas davon zu sehn war — ach die Trennung einer glücklichen Ehe! wie schrecklich

[3]) Vor dem Einrücken der Alliierten (21. Dez.) lagen eidgenössische Grenzbesetzungstruppen in und um Basel.

muß sie seyn. Gott bewahre mich in Gnaden vor ähnlichen Prüffungen!

Gelt liebe Mutter du verzeihst mir doch daß ich so frey war dich zu bitten wegen dem Geschenk für den lieben Mann noch 1 Bothentag zu warten? ich weiß eben daß dein Wunsch ist ihm rechte Freude zu machen und da thäte ich gerne ihn r e c h t erforschen. —

Nun lebt recht wohl theure liebe Eltern! mein Jacob grüßt Euch herzinniglich mit

Eurem Setti.

Mitwoch Morgen [22. Dez. 1813?]
in der größten Eile.

Theuerste Eltern! Wir sind Gott sey Dank gantz wohl, und harren nur mit heißer Sehnsucht auf Nachricht von beyd=seitigen lieben Eltern, an welche diese Zeilen sind. —

Wir haben gestern über 3000 Mann in unser Dorf be=kommen — heute sind sie wieder verreist — wir hatten den Herrn General von Klopstein, und sein H. Adiutant, seine Diener — und im Stall noch 4 Roß und 4 Mann. Gottlob es ist Alles glückl. abgelaufen. Heut erwarten wir das Nem=liche. —

Der H. General logirte in der Kinderstube worein wir die schönsten meubles thaten — H. Adiut: im hintern Stübli, und wir nebst den Kindern und Mägden in der Allcoven-Stube worin wir auch die Weber Ballmerin mit ihrem Büb=lin über Nacht haben mußten. —

Gott mit Euch! und um Gottes willen gebt uns durch die Landkutsche Nachricht von Euch — wir sind in der größten Besorgnis um Euch.

Eure Kinder.

Mitwoch Nachts 9 Uhr. 22. Dec: 1813.

Vor einer halben Stunde erhielten wir Euern doppelten Brief, geliebte Eltern! und kurz nachher die mündliche Nach=

richt durch den Lauſemer-Mann, von Ihnen geehrte Eltern meines lieben Mannes. O Gottlob und Dank daß Sie doch Alle wohl ſind! — Die Fortdauer der Geſundheit iſt Allen als das beſte Geſchenk von Gott zu erflehn! Ach Gott! — doch ich will nicht klagen und jammern, mein guter Mann wehrt mir es immer, und wahrlich wenn Jemand im Stande iſt Muth einzuſprechen, ſo iſt ers; mit ſtets bereiter Freundlichkeit kann er dieſe Menſchen leiten wie er will — ich bemühe mich auch dazu aber die fortwährende größte Seelenangſt vor einer ſchrecklichen Zukunft, dieſe macht wahrlich den Blick nicht heiter! — unſer Dorf wurde heute verſchont, nur 5 Mann die ihrem Régimt. nachreiſen, Chevaux legers, ſind hier — zwey davon haben wir — und ſind recht zufrieden mit ihnen. —

Denkt Euch unſre Lage geſtern, als es hieß: Baſel brennt an 3 Orten! ach wir vergiengen faſt! O Gottlob daß der Lärm falſch war! — Die armen guten Kinder brechen mir faſt das Herz wenn mir die Möglichkeit einfällt, daß vielleicht nach nicht gar langer Zeit wir keine Nahrung mehr für ihren Hunger haben werden — und doch ſind ſie unſre größte Freude und Aufmunterung!

Morgen erwarten wir viele Leute — unſer H. General der uns heute verließ war gar artig und gut und ohne pretension ſo wie ſein Adiutant; die Diener waren nicht ganz ſo. —

Dieſe Tage werden dem Gedächtnis nicht entgehn! — Wohl uns daß noch eine Ruhe vorhanden iſt! wollte Gott, wir mit unſern Theuern Allen wären ſchon drin!

Dieſe Zeilen ſchrieb ich aufs Ungewiße hin, denn der Bothe iſt noch nicht entſchloſſen nach der Stadt zu gehn weil hier wieder Truppen erwartet werden — vielleicht findet ſich etwa ſonſt eine Gelegenheit dazu. — Es war mir ein wahres Labſal ein wenig ſchreiben zu können.

Die Kindlein ſind in ihrer ſeligen Ungewißheit ſehr fröhlich beyſamen, und verſüßen uns manche trübe Stunde.

... Wills Gott wirds bey'm guten Len[4]) weniger ſchwer gehn als hier in dem armen armen hungrigen Dorf .....

Donnerstag Nachmittag [23. Dez. 1813?].

O Gottlob daß morgen der Bothe geht, denn wir ſind ſtets nur voll Verlangen etwas von unſern Geliebten Eltern zu vernehmen!

Wir ſind voll Jammer! ach was gäben wir, wenn wir bey unſern Lieben allen wären! ſo ſind wir abgeſchnitten und können das ſchwere volle Herz Niemandem eröffnen — denn die armen Dorfbewohner ſind ſo gedrückt! — Wohl uns daß wir unſerm Gott es empfehlen können und von Ihm Stärke erlangen! — o daß doch nur die Zukunft nicht ſo fürchterlich wäre! — ſo von Euch verlaßen — voller tödtlicher Angſt um Euch — . . . . . .

Seit heute Morgen haben wir einen OberſtLieutenant, einen Adiutanten, 6 Diener, 1 Corporal und 5 Pferde. — ſo voll Geſchäfte, müßen die armen Kinder faſt nichts als ſitzen bleiben — es iſt gar fatal, ſo vielerley Geköch zu haben — ach Gott wüßtet Ihr wie wenig mehr hier im Dorfe iſt, und Nirgends nichts zu bekommen — was wirds anders geben als die fürchterlichſte Hungersnoth! O unſere armen Eltern! unſre armen kleinen Kinder! — und — wer weiß was noch vorher für Schreckniſſe auf uns warten und welche Martern! ich jammre nicht über die Gegenwart die für uns noch ſehr erträglich iſt — aber die ſchreckliche Zukunft! Gott erbarme ſich unſer! aber haben wir beſſeres verdient als die andern armen Unglücklichen die ſo ſchrecklich durch dieſen Krieg leiden?

Die Kindlein ſind wie Engel, und Gottlob ſehr geſund. Die Mägde behalten wir über dieſe Zeit bey uns in der Stube, denn, ſchliefen ſie anderswo, ſie wären keinen Augenblick ſicher. — Heute ſind 800 Mann hier im Dorf, und wir vernahmen daß in Baſel Alles wimmle, o Ihr armen Eltern! .....

[4]) ſ. o. Anm. 1.

Ich fand kaum Zeit zu dieſen Zeilen, die ich Euch Liebe Eltern bitten muß unſern verehrten theuren Eltern im Pfarrhaus[5]) mitzutheilen, nebſt herzlichſter Empfehlung — der liebe Mann kann kein Wort beyfügen, er iſt voller Geſchäfte, theils mit unſern Buben, die itzt in der Studierſtube lernen[6]) — theils um das ganze Dorf zu tröſten, das in allen Sachen ihm ſein Anliegen eröffnet, die armen Menſchen vergehn faſt!

Gebt uns um Gottes Willen wahre getreue Nachricht von Euerm Befinden und wie es Euch Ihr Lieben geht? Gott mit Euch und uns Ihr Lieben! Wohl uns, daß eine beßre Heimath unſer wartet! Dies iſt itzt mein einiger Troſt; meine einzige Hoffnung: daß der Herr uns A l l e ſammeln werde in ſeine ewigen Hütten! —

Euer Setti.

Freytag Vormittag [24. Dez. 1813].

Eine große unbeſchreibliche Freude, erwekten geſtern Nachts bey uns die beyden lieben Briefe unſrer beydſeitigen theuern Eltern und des lieben gefälligen Bruder Chriſtof der uns ſo gefreut über Alles Auskunft gab. — Die Menge der Geſchäfte erlaubt mir unmögl. 2 Briefe zu ſchreiben und darum benütze ich die Erlaubniß der lieben Frau Mutter, an beyde Elternhäuſer zugleich zu ſchreiben. —

Ach! heute iſt hier keine Vorbereitung! morgen kein Abendmal! nur morgen am h. Weihnachtsfeſte ein kleiner Gottesdienſt in der Schulſtube! — Was die Landleute leiden, das iſt ſ c h r e c k l i c h!

Unſre geſtrige Einquartierung hat uns heut morgen verlaßen, aber wir erwarten heute wieder Andre; und darum iſt mein guter Mann ſchon den ganzen Morgen mit dem Ge-

---

[5]) Pfarrer Joh. Rudolf Burckhardt zu St. Peter.

[6]) Pfarrer Jakob Burckhardt hatte ſchon bald nach ſeinem Amtsantritt in Lauſen junge Penſionäre aufzunehmen begonnen.

meinderath verſammelt um neue Eintheilungsbillets zu machen. — Er iſt unermüdet Alles zu ermuntern und zu tröſten, während ich ihm doch deutlich anſehe, daß er ſelbſt faſt verſchmachtet! — Wir können das Haus wenn wir Leute haben des Nachts nie verſchließen, da kommen Ordonanzen, Soldaten, die Diener gehen aus und ein, o man muß ſich in *vieles* ſchicken lernen, das man nicht geglaubt hätte! — und doch, wie iſts noch ſo gut gegen andern Ländern! — Gott erbarme ſich! —

Sey ſo gut liebe Mutter mir das Bleyſtift durch die Landkutſche zu ſchicken — auch werdet Ihr Lieben dieſen Brief durch dieſelbe erhalten, denn der Bothe, der heute wieder Leute erwartet, wagt es nicht, ſeine ſchwangere Frau allein zu laßen. —

Ach die Angſt um unſre geliebten Eltern — die zerreißt mir faſt das Herz, und macht mich oft zu allem weitern Denken unfähig, o! wären wir doch beyſammen!

Unſer ſchönes Futter, das wir für unſre Schääflein geſammelt hatten, geht nun für die Pferde hin, und wir werden genöthigt ſeyn, Eins dieſer armen Thiere nach dem andern zu ſchlachten, um ſie nicht verhungern zu laßen, vorgeſtern wurde ſchon der Anfang gemacht. —

Unſre guten Kinder müßen ſich in lauter ſchwarzem Zeug gedulden — wir wollten am Montag ein Wäſchlein machen, itzt iſts nicht möglich — weil die Leute einem in alle Eken nachziehn — und die Zeit hätte man auch nicht. —

Ach um Gottes willen ſchreibet uns doch recht ausführlich was machen unſre Lieben alle? o die armen! — und das arme entfernte Lene! Gottlob daß endlich ein Himmel der uns vereinigt, uns erwartet! Mit der zärtlichſten Liebe ſind wir Ihre Kinder, theuerſte Eltern . . . . . .

. . . O wenn du könnteſt liebe Mutter den Baum zieren, ſo hätten doch die Kindlein ihre Freude — aber machs nur wenn du *wohl* kannſt.

Sontag den 26. Dec: 1813.

Theuerſte beydſeitige Eltern! Sie werden itzt hoffentlich durch den Empfang unſrer Briefe bereits beruhigt worden ſeyn, und der Lauſemer Mann wird es Ihnen beſtätigt haben daß wir Gott ſey Lob und Dank geſund und wohl ſind. — Noch ſtehn wir, ſeit vorgeſtern Morgen da uns die letzten Truppen verließen, in Erwartung der Schwarzenbergiſchen Suite, von welcher wir einen Theil erhalten werden — da noch nichts kam, ſo hatten wir doch, dem lieben Gott ſeye es herzlich gedankt, 2 gute ruhige Nächte. Man darf es nicht wagen das Land auf zu gehn, aus Furcht während der Abweſenheit Gäſte bekommen zu haben — abwärts gehts beſſer, ſo daß wir geſtern am h. Weihnachtsfeſt, Nachmittags um 1 Uhr, nach Lieſtall wanderten um unſre Freunde dort zu beſuchen — der liebe Mann hatte 2 ganz kurze Predigtlein in der Schulſtube gehalten —, wovon ſogar auch das 2te ſchon um 12 Uhr fertig war; der Text des Erſten war: „Ich weiß daß mein Erlöſer lebt!“ und Alle giengen mit getröſteterm Herzen wieder heim, als ſie gekommen waren. — In Lieſtall war auch geſtern Alles ſtille, nur viele Wägen passierten durch, die die Wallenburger Straße nahmen. — Doch giengen wir dem Berg nach, und werden es auch heute ſo machen, wenn der liebe Mann aus der Kinderlehre zurück iſt, welche er heute, ſo wie die Predigt, in der Kirche hielt, weil erſt auf den Abend Volk erwartet wird. — Wir vernehmen hier ſo wenig Wahres, daß wir ſehr begierig ſind von Lieſtall mehr zu erfahren. —

In Wallenburg iſt die Noth ſchon fürchterlich, die armen Leute haben nichts mehr! und die Drangſale aller Arten ſind nicht zu beſchreiben, die ſie dort erfahren — ſo daß hier alle Gott danken, noch ſo, wie man es iſt, durchgekommen zu ſeyn! — Ach was wird die Zukunft bringen! Das ſchwache Herz iſt ſtets von Bangigkeit erfüllt. O geſtern Abend als wir ſo ſtark Canoniren hörten — wie ſchnitt es uns durch die Seele — die armen Einwohner von H[ünin-

gen]! — ach und die beydseitigen armen Truppen! — ach und die Nähe unsrer so geliebten Vaterstadt! —

Wir müssen den lieben Papa bitten, seine Neuigkeiten auf ein besonderes Blättchen zu schreiben — wir mußten heute fataler Weise Alles in den Pettschaften laßen, und das verdroß uns sehr. —

Unbeschreiblich rührend ist die zärtliche Anhänglichkeit unsrer guten Gemeinde zu uns, itzt in diesen Zeiten, und sie thut uns so wohl itzt da wir so schmerzlich von all Anderm was uns lieb ist, geschieden sind! o könnten wir doch auch nur auf wenige Stunden uns sehn, und das zentnerschwere Herz bey unsern Geliebten entlasten; doch aber eben das gehört mit zu den Prüfungen die der Herr uns auferlegt hat, und ich trachte so viel möglich dem Ausspruch meines lieben Mannes zu folgen, der zum stillen und freudigen Ausharren, im festen Vertrauen auf den Herrn, ermuntert....

Gottlob und Dank, daß das liebe Lene[7]) geschrieben hat, ich lebe in der nemlichen Furcht um Euch, wie es; doch freuts mich in der Seele für ihs, daß sie, wie es scheint, nicht so mitgenommen werden. — Von der fürchterlich lugubern Nacht am Montag, wo Nachts um 11 Uhr hier Allarm geschlagen wurde, hatte ich Euch nur noch nie Zeit zu schreiben — unser guter Hauptmann Chollet hatte bis um diese Zeit auf unsern vorigen Hauptmann Mader [Mahder?] gepaßt, der (was wir erst alsdann erfuhren) zu Basel im Kriegsrath gesetzen war, als die Capitulation geschloßen wurde. —

Um Gottes willen geliebte theure Eltern von uns beyden, schreiben Sie uns nur stets die heilige reine Wahrheit über Ihre Gesundheit und sonstige Lage, nur täuschen Sie uns nie! Ach Gott wer hätte noch letzten Sonntag an so etwas gedacht!

Die Kinderlin sind, Gott sey Dank, so wie wir und unsre Buben sehr wohl! Louiseli nimmt fast täglich am Verständlin zu, und ist ein seelenfreundliches Kind, und Dedi schwätzerlet esange mehrere zusammenhängende Wörtlin —

[7]) s. o. Anm. 1.

ſo ſagte es dieſer Tage zu mir, als die Truppen trommelten: los, Pumpelipump Ma! — und mehreres ſo; Gottlob, daß nebſt der herzzerſchneidenden Angſt um ſie, uns ihre Engelsfreundlichkeit noch ſo erheitern kann. —

Ich fürchtete dieſer Tage eine Krankheit bey Liſeli[8]), es hatte ſtark Kopfweh und Froſt — itzt Gottlob, da es 2 Mal recht ſchwitzte, iſts um vieles beßer — es wäre mir ſchrecklich geweſen — die vielen vermehrten Geſchäfte abgerechnet — ihs in unſrer Stube, wo wir denn itzt ſelb 6 ſchlafen, krank zu haben — und anderswohin hätte man es nicht legen können, denn die Soldaten erkundigten ſich viel zu eifrig: wo die Mägde ſchlafen? — Der liebe Mann antwortete ganz ernſthaft: ſie ſind wohl verſorgt!

Leben Sie recht wohl innigſt Geliebte Alle!

Ihr Setti.

Sonntag Nachts ½ 7 Uhr.

Nach 4 Uhr, theuerſte Eltern! kamen wir ganz glücklich wieder heim, und trafen Daniels[9]) an, die uns erwarteten und bis vor ¼ Stunde blieben. — Es ſind heute nur wenige Nachzügler im Dorfe, ſo daß wir wills Gott dieſe Nacht auf Ruhe hoffen. —

Da das BothenVren blangt mit den Briefen heimzugehn ehe die Soldaten etwa umher ſtreichen, ſo darf ich dieſen Brief nicht hier behalten um abzuwarten was der Lauſemer Mann bringt, ſondern es auf die nächſte Gelegenheit aufſparen.

Ach Gott gebe uns bald den ſeligen Frieden!

Theure geliebte Eltern und Verwandte leben Sie wohl! Gott ſtehe uns allen bey, und erhalte Sie uns geſund! Daniel und Marie[9]) kamen auch in der nemlichen Abſicht zu uns, wie wir nach Lieſtall, um Neues zu vernehmen,

[8]) Dienſtmädchen im Lauſener Pfarrhaus.

[9]) Daniel Burckhardt (Jakobs Bruder), Pfarrer in Siſſach, verehelicht mit Marie Linder.

allein wir hörten nichts als: daß Hüningen ſoll beſtürmt werden. —

Mit liebender Seele Euer Kind

S[uſanna] M[aria] B[urckhardt] S[chorndorf]

[Zuſatz von Pfarrer Jakob Burckhardt:]

Ich muß mich entſchuldigen, daß ich während der ganzen critiſchen Zeit nie geſchrieben habe; allein ich hatte im Haus und außer demſelben ſo viel zu thun, daß ich keine Zeit dazu finden konnte. Höchſt erfreulich war mir aber jedes Wort, das mir Nachricht von beydſeitigen lieben Eltern verſchaffte. Die Zeiten ſind ſchwer und düſter, aber ich will nicht klagen, denn ich finde tauſend Urſachen zum Danken. JBdt.

Dienstag Nachmittag [28. Dezember 1813].

Da ich, theuerſte Eltern! durch Meiſter Singeiſen Gelegenheit habe Euch zu ſchreiben, ſo thue ichs mit Freuden um Euch zu ſagen: daß wir Gott ſey Dank geſund und wohl ſind, und daß mein ſchweres banges Herz anfängt ſich mehr in Ruhe zu begeben und das feſte Vertrauen auf ſeinen Herrn ſtets vor Augen zu haben — ach ſtühnde mir nur nicht das ſchreckliche Schikſal Sachſens vor Augen! Gott bewahre uns gnädig vor ähnlichen Leiden! . . . . . Zeitung und Berner proclamation[10]) langten . . glücklich an. Aber die Berner!!!! was ſagt auch Ihr zu dieſer Schurkerey? ſie haben ſcheints nicht den guten Argauern und Waatländern ihre eigne existenz nicht gegönnt! o wie gräßlich! während jeder Canton genug mit den itzigen Zeiten zu dulden hat, gehn die Berner nur auf Raub und Hochmuth aus, und wollen ihre jungen Herrlein wieder zu Landvögten machen — o gräßlich!

. . . Dieſen Nachmittag bekamen wir 2 Huſaren und 2 Pferde. — Wir ſind ziemlich gut mit ihnen gefahren — nur muß man ihnen recht Ehre anthun . . . .

---

[10]) Proklamation der wieder emporgekommenen „legitimen" Berner Regierung vom 24. Dez. 1813.

Nach Liestal konnten wir ruhig, und die Sißacher zu uns ruhig — weil man nur Landaufwärts[11]) Truppen erwarten kann, sie allso von weitem sähe und heimkehren könnte ehe sie im Dorfe wären — aber wäre nur Einer schon im Dorfe, wir verließen es nicht ....

Den lieben Geschwistern Oeri [in Wyl bei Raſz]

Lauſen, Dienstag Nachts 28. 12. 1813.

Liebe theure Geschwister! ich kann nur in der größten Eile, (da wir wirkl. Husaren und Pferde haben,) Euch herzl. und tauſendfältig, in meinem und meines Jakobs Namen, für alle alle Liebe danken die Ihr uns erwieſen habt. Wäre mein guter Mann nicht durch die itzigen Umſtände in ſeiner Zeit äußerſt beſchränkt, er ließe dieſe Zeilen nicht ohne Begleitung von ſeiner Hand abgehn. — Ach wie gantz gantz anders iſts geworden ſeit unſerm Scheiden! — o könnten wir uns ſprechen und das volle Herz ausſchütten ſtatt Alles für ſich behalten zu müßen! —

Gottlob und Dank daß wir und unſre geliebten Eltern doch geſund ſind! o Lene! die neml. Klagen wegen der Trennung fühle ich wie du! O wohl uns, daß am Ziele die ewige Wiedervereinigung auf uns wartet! ... Trägt Eure herzliche Liebe zu uns, Ihr Geliebten, auch ins Neue Jahr hinüber, in welchem Euch Gott, ſo wie in Eurem ganzen Leben mit ſeinem beſten Segen begleiten wolle! Ach Gott gebe Frieden! Nimm lieb gut Lene dieſe Kleinigkeit mit Liebe auf, und ſeyd der wärmſten Liebe Eures Jacobs und Settis verſichert.

Dienstag Nachts nach dem Eßen. 4. 1. 1814.

Ich muß wohl eilig mich dieſes ſtillen Augenbliks an Euch geliebte Eltern zu ſchreiben, bedienen — denn es war heute ein ſo unruhiger Tag, und der morgende wird es noch mehr ſeyn .....

[11]) d. h. landaufwärts ziehende.

Doch Gottlob blieben wir von Einquartierung frey. .... Wie geht es wohl auch mit Hüningen? ach Gott! so oft wir des Nachts ſchießen hören jammern wir um die armen Unglücklichen! aber ſagt Ihr Lieben könnt Ihr ſchlafen bey der Nähe des Kanonendonners? .....

Ja das K. waren Koſaken gemeynt: es ſollen ſchon dieſen Abend in Lieſtall eingerückt ſeyn. Gott erbarme ſich unſer!

.... Es wird gut ſeyn wenn wir nicht zu lange ſo in der Muttete beyſammen wohnen — wenn die Truppen es uns zu Gefallen thun und eilen — denn man kann itzt nie recht verluften und das iſt bey der vieler Menſchen Ausdünſtung nicht geſund.

Von Herzen Euer Setti.

Mitwoch Nachmittag [5. Jan. 1814.]

.... Auch haben wir 4 Pferde zu logiren bekommen und ein fourier und ein Doktor, da bin ich entſetzl. froh, daß bey dieſem Menſchen-gewirr Liſeli[12]) doch wenigſtens wieder auf, den Kindern hüten kann. — ...

Es muß heute in Hüningen ſchrecklich hergegangen ſeyn, denn unſer Fenſter zitterte vom Knallen.

Sontag Nachmittag 9. 1. 1814.

Geliebte theure Eltern! habt herzlichen Dank für Euren lieben Brief, den wir, freüdig überraſcht, geſtern Nachts noch erhielten.

Seit Donnerstag Morgen ſind wir Gottlob frey — wie lange dieß währen wird, weiß Gott! Das mag mir bey'm Empfang der Mayeſtäten ein Gewimmel in Baſel ſeyn! ſchreibt uns ja was Ihr davon wißt .... Hört thut um Gottes willen brav Vorräthe ein; wir wollen ſtatt 5 Säke Frucht, 8 Säke (für die Competenz) einthun — und letzthin haben wir ſchon 3 Säke Geringere gekauft, und haben

[12]) ſ. o. Anm. 8.

noch ungefähr 2 Säke von der Guten im Sommer gekauften. Auch möchte ich Dich bitten, liebe Mutter, uns, nur mit Deiner beſten Kommlichkeit, noch 20 Becher Mues einzuthun — ach auf das Frühjahr wirds, wenns auch bis dahin Frieden gäbe ſchrekliche Hungersnoth werden! und dann wohl uns wenn wir haben und mittheilen können! Gott hat uns das verfloßne Jahr ſo geſegnet, daß wir ohne uns von Geldt zu entblößen, dieſe Vorräthe machen können. Auch haben wir letzthin 2 Wägen Wellen gekauft. —

Ach! was werdet Ihr Lieben wohl dieſe Woche zu gewarten haben? was wir? Gott ſtehe uns in Gnaden bey! Die arme Tante in Paris![13]) was wird ſie vor Angſt leiden, da Nap: anfängt um die ganze Stadt herum ſchanzen zu laſſen!

Was ſchreibt Fr. Verwalterin von den Bernern? leſet doch den letzten Schweizerboten, darin iſts deutlich geſagt, daß keine Unterthanenſchaft, wie die B. ſie wünſchten, wieder eingeführt werde. Wer iſt von Baſel zu dieſer Schweizerverſammlung nach Zürich[14]) gegangen?

Die Geſchichte welche bei H: Pfr. Fäſch vorfallen ſollte, iſt uns eine neue Warnung: unſre jungen Mägde noch länger in unſrer Stube zu behalten, wenn es ſchon ſehr unkommod iſt. — . . . . . .

. . . Mein guter Mann hat viel zu thun, es ſind ſeit einigen Tagen mehrere kranke Dorfbewohner, die am Flußfieber liegen und die er beſuchen muß; H. Bohni[15]) findet ſie nicht gefährlich und nicht anſtekend, es liege blos in der Witterung, doch bedient ſich der liebe Mann zum Praeserviren ſtets wenn er zu ihnen geht, deines guten Eſſigs liebe Mutter.

Nehmt Euch doch recht ängſtlich in Acht wenn Ihr un-

---

[13]) Ein Bruder des Deputaten Schorndorf hatte ſich in Paris niedergelaſſen.

[14]) Verſammlung der eidg. Abgeordneten in Zürich, 27. bis 29. Dez. 1813.

[15]) Bezirksphyſikus Bohny in Lieſtal.

päßliche Soldaten bekommt, und kauft doch in der goldenen Apotheke eine Portion Räucherpulver das ſie haben und die böſen Ausdünſtungen für einen unſchädlich machen ſollen. — Laßt Ihr für Euch holen ſo ſeyd ſo gut für unſre Rechnung auch für uns kaufen zu laßen.

Am Mitwoch war der Doktor den wir nebſt dem fourier hatten, krank, er forderte gleich eine Weinſuppe (ich machte ihm ein WeinWarm von ½ M. Wein mit aller Zubehör — es koſtete freilich, aber ich war nur froh Frieden zu haben — denn er ſchien muuſchig und innerlich böſe. — Für über Nacht mußte man ihm Théo geben und Aepfelwaſſer.

Itzt muß ich wieder zu den lieben Kindlein hinauf — ſeyd Ihr doch gewiß geſund theure Eltern? Gott erhalte in Euch den Troſt und die Stütze Eurer Euch zärtlich liebenden

Kinder Jacob und Setti.

Dienstag Vormittag 11. 1. 1814.

Habt tauſend und tauſend Dank theuerſte Eltern für Euren lieben lieben Brief... ach was müßt Ihr in Euren alten Tagen noch erleben! ſeht mir bricht oft faſt das Herz vor Wehmuth daß wir nicht bey Euch ſind und Euch unterſtüzen und in Eurem Alter helfen können! nie habe ich mehr gefühlt wie ich Euch gerne mit meinem Blute hülfe, als itzt in dieſen Zeiten der Noth und Angſt! — Wir können noch ganz nichts klagen — wir hatten meiſtens artige Leute und noch nicht ſo viel, und nie anhaltend, um es zu ſpüren — aber o die Zukunft! Dieſe iſts die mich martert, und ich ſehe wirklich daß die faſt immer währende heimliche Angſt mich noch mägerer macht als ich ſchon war! Es muß itzt ſchreklich in der Stadt hergehen — o Ihr Armen! Ach werden wir uns auch noch ſehn? Wird die Sonne des Wiederſehns uns auch noch ſcheinen? ich bin ſtets von der Furcht der Dinge die da kommen ſollen angefüllt. Deßwegen ſetze ich das feſte Vertrauen auf Gott nicht weg, aber wenn wir bedenken daß die Schweiz eben ſo gut wie andre Länder verdient hat, vom

Herrn nach Gerechtigkeit gestraft zu werden — dann erfüllt mich Grauen und Schreken.

Mit den Erdäpfeln müßen wir warten bis die Kälte etwas bricht, denn itzt wären sie wegen derselben nicht zu transportiren, sie verfrören unterwegs, aber so bald es milder ist wollen wir trachten Euch Lieben wenns immer möglich ist, noch aufzugabeln; allein sie wurden hier durch die Truppen so zusammengeschmolzen daß wir noch zweifeln ob werden zu finden seyn; wie herzlich gerne schikten wir Euch noch von den Unsern! Wenn wir keine Durchzüger oder Bleibende mehr vorhätten, so könnten wir noch wohl abgeben — itzt aber dürfen wir nicht dran denken ....

Dienstag Nachmittag.

... Es giebt in Furlen und hier noch mehrere Kranke, doch findet H. Bohni die Meisten auf der Genesung ... Es sind itzt ungefähr 12 Personen im Dorf krank, die sehnen sich nach geistlichem Trost auch ohnegefährlich zu seyn ...

.. Ists wahr daß Fr. Fuß[16]) beym Rußischen Kaiser fürs Vatterland beten will? ...

Lausen, Sontag Nachmittag.
16. 1. 1814.

... Da man Hoffnung hatte noch mehrere Tage von Einquartierung frey zu seyn, so hielt mein lieber Mann gestern Morgen die Vorbereitung und heute genoßen wir Gottlob mit gänzlicher Ruhe das heilige Abendmahl in der Kirche. —

Gestern Nachts gegen 8 Uhr hielt eine Kutsche vor unserm Haus, sie brachte den jungen H. Doctor Falkner, (der) von der Sanitaet ausgeschikt war um in den Dörfern wo Kranke sind die Sache zu untersuchen, er fand hier die Meisten

---

[16]) Wahrscheinlich handelt es sich um Eulers Enkelin Albertine, die Frau des Nikolaus Fuß (1755—1825), Prof. der höhern Mathematik und ordentlichen Mitgliedes der kais. Akademie der Wissenschaften in Petersburg, des „Verfassers der Lobrede" auf Leonhard Euler (Petersburg 1783 und Basel 1786).

beßer — heute ist er in der nemlichen Angelegenheit in Oberdorf und Wallenburg, man glaubt das Militair habe diese Krankheit ins Land gebracht.

. . . Mit Ochs ists doch wirklich possierlich!

H. Doctor Falkner als Jugendfreund meines lieben Mannes logierte bey uns, und verließ uns heute Morgen um 7 Uhr wieder. —

. . . O wenn Ihr doch uns morgen recht viel schreiben könntet! hört man noch nichts was von der Schweiz gefordert wird? . . .

O wenn ich Euch doch nur sehn könnte, wir (möchten) gerne so vieles wißen und sind so abgeschnitten! Wärs keine Möglichkeit wenn die Hauptquartiere fort sind, daß Jemand unsrer Lieben käme?

Ists wahr daß 3 Millionen auf Napoléon gesetzt sind? ....

Dienstag Nachmittag. 18. 1. 1814.

Herzlichen Dank, geliebte theure Eltern! für Euren uns so lieben Brief! diese sind unser wahres Labsal! Gottlob und Dank daß Sie lieber Papa wieder ganz hergestellt sind und Ihr Lieben Alle wohl seyd! Wir sind es Gottlob auch, obschon im Dorfe die Krankheiten anfangen ernstlich zu werden und sich aus einem Flußfieber in Nerven- und Flek-Fieber verwandeln! Mein Jacob hatte noch ein wenig Vitr.-öhl und Salp: da gebrauchte ers gleich nach Eurer Verordnung, ist aber sehr froh noch proviant bekommen zu haben, weil er an so vielen Orten räuchern muß, daß er gar viel braucht. — Es sind schon zwey am Flekfieber krank, sonderbar daß es ein Bräutigam und seine Braut sind, das Mädchen dient in der PapierMühle, und sein Bräutigam ist ein Sohn hiesiger Leute der bey seinen Eltern wohnt; mein guter Mann muß sie aber doch besuchen, denn sie wünschen natürlich den Seelsorger, sind sie aber in Hitzen so lätzt ers seyn, es ist so schon genug. — Wir haben im Sinn es auch den Eltern unsrer

Buben zu ſchreiben, damit ſie uns nie Vorwürfe machen können etwas verhehlt zu haben, vielleicht daß ſie gerne ihre Kinder eine Weile heimnehmen, vielleicht auch nicht; in allwege wollen wir ihnen ſchreiben, daß wir die größte Vorſicht für unſer Haus gebrauchen. — Gott gebe daß dieß nicht weiter um ſich greife, denn mir iſt für den geliebten Mann ſchrecklich bange, er hat jedoch keinen Grauſen vor dieſer Krankheit...

Wo hat auch das arme Liſeb: ſeine Soldaten liegen? Seit 12 Tagen ſind wir Gottlob von dieſen Gäſten frey, wie lange? Das wird die Zeit lernen. —

... Kommt doch ſo bald die Mayeſtäten fort ſind, und ſäumt ja keinen Augenblick, daß nicht wieder Hinderniße kommen ....

Es iſt hier ein Knecht, der auch am hitzigen Fieber krank lag, vor einigen Tagen ein étage hoch im Hemd in den Hitzen zum Fenſter hinaus in den Schnee geſprungen, und iſt auf dieſe Erkühlung hin wieder geſund geworden, ſo daß er dem Vieh wieder warten und thun kann. — Hingegen iſt die letzte Nacht eine kranke Frau in Ittigen in den Hitzen ihren Leuten entwitſcht, man fand Spuren von ihren blutigen Fußſohlen im gefrornen Schnee, und endlich ſie ſelbſt in einer Gumpe des Baches todt ...

Wie wirds doch allen ſo wohl ſeyn wenn die Stadt wieder leer iſt! Hört Ihr Lieben kommt doch itzt gleich! Wir freuen uns ganz unſäglich! ...

Mitwoch Nachmittag.

... Iſts wahr, daß die Stadt ganz von Truppen geräumt werden ſoll?

Mitwoch Abend 7 Uhr.

Mein Jacob kam eben erſt von den Kranken zurück, und fand 10 Personen ſehr krank, doch die Flecken haben ſich nicht weiters vermehrt (als bey Braut und Bräutigam); aber für meinen guten Mann, ach wie iſt mir ſo bange! Gott erhalte mir ihn! er iſt ſo gewißenhaft in der Beſorgung der Kranken daß er täglich mehrere Stunden bey ihnen iſt ....

Freytag Morgen [14. Jan. 1814].

. . O Ihr Armen Armen! hätte ich Flügel um zu Euch zu kommen! ich kann faſt nicht mehr drin ſeyn! . . . o welche ſchwere Zeiten habt Ihr itzt! und ſo das ganze Haus preisgeben. Ach mir blutet das Herz wenn ich an Eure Lage denke! Denn ich weiß daß Euch weit ſchwerer iſt, als Ihr aus Liebe und Schonung für uns dergleichen thut! — Wie lange ſollen die Mayeſtäten bleiben? . . .

Ich weiß nicht, uns dünkt die itzige Stille der Sachen, wie die ſchreckliche Stille vor einem Sturm! Gott erbarme ſich unſer!

Wie manchen Ofen müßt Ihr itzt denen Leuten einfeuern? das koſtet ſchrecklich Holz! und iſt ſo theuer! —

Höret nur: Ihr habt itzt vielleicht Mangel an baarem Gelde, weil Ihr das Geldt angelegt habt; nehmt doch nur ohne Bedenken meinen 400 frk.:Sparhafen zum Gebrauch, Ihr braucht ja itzt ſo entſetzlich viel! und wir haben es itzt nicht nöthig, denn wir bekommen itzt unſer Einkommen, und haben gute Vorräthe im Haus, ſo daß wir wills Gott mit dem Einkommen, auch wenn ſtarke Einquartierung kommen ſollte, dennoch eine gute Weile haushalten können . . .

Wir möchten ſo gerne recht viel wiſſen was auch in Baſel vorgeht; iſts wahr daß Baſel der Obrigkeit eine halbe Milion Abgab zahlen muß, wegen den entſetzlichen außerordentlichen Ausgaben? Die arme Regierung hat itzt auch genug!

Lauſen. Freytag Morgen den 21. Jenner 1814.

. . . Mein lieber Mann läßt ſeine Kleider draußen wenn er von den Kranken kömmt, und Gottlob hat es auch ſeit vorgeſtern keine Neuen ergriffen. — Ich gehe nirgends hin, auch nicht einMal zu Geſunden, damit die Kranken es nicht übel nehmen können; und Letzteren könnte ich ja doch nichts helfen.

Mittwoch den 26. [Jan. 1814].

Dieſe Nacht iſt denn auch die arme Singeiſen geſtorben und mit ihr die Letzte der gefährlichen Kranken — allen übrigen geht es beſſer . . . Gottlob daß die Krankheit anfängt nachzulaſſen! und daß es ſeit 4 Tagen nur einen einzigen Neuen traf!

Abends 7 Uhr.

Wir kamen vor einer Stunde von Lieſtall zurük, wo wir bey H. Pfarrers einige gar heimelige Stunden zubrachten. — Dort, wie hier, iſt Gottlob die Krankheit im Abnehmen und dieß ſchreibt man, nebſt Gottes Hülfe, den guten Räucherungen zu.

Freytag Morgen den 4. 2. 1814.

. . . Ach die Krankheit in Baſel macht mir fürchterlich angſt; ſorgt doch um Gottes Willen auf alle Weiſe und Wege vor Verhütung der Anſtekung. — Hier ſind 4 Perſonen wieder davon ergriffen . . . . Mein Jacob gieng dieſe Woche zu K e i n e m: als ich Dienstags die fürchterliche Nachricht von Stikelbergers[17]) Tod erhielt, gieng ich gleich hinter ſeinem Rüken zum Preſident und Gemeindräthen, um ſie dringend zu bitten, es ſo viel möglich den Leuten bekanndt zu machen, daß er nur d a n n zu den Kranken gehn werde wenn d i e ſ e ein Verlangen nach ihm haben — damit er nicht, wie früher oft geſchah ohne Nutz hinkäme und ſie in Hitzen anträfe; ſie faßten mich ſehr gut und verſprachen mir zu entſprechen — ich ſtellte ihnen das Exempel von H. Pfr. Kreger [Koeger?] vor, und nun das Abſterben der Aerzte; Er g'ſchändete als ich heim kam und ihm meine exploits erzählte, weil er fürchtete, ſie möchten meynen E r ſteke dahinter; aber es war geſchehn und ich war ſehr froh; hätte ichs n i c h t gethan, und die Krankheit hätte ihn ergriffen

[17]) Joh. Georg Stückelberger, Basler Kantonsphyſikus, ſtarb in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar am Fleckthphus.

(was freilich auch itzt noch möglich ist) ich hätte mir nie nie meine Saumseligkeit verzeihn können . . . . .

Wie ists doch so gut daß die Aliirten siegten! könte wohl die arme Tante in Paris nicht als Schweitzerin Schonung hoffen? —

Sontag Nachmittag 6. 2. 1814.

. . . Gott gebe daß mein Jacob bewahrt . . werde! Ihr könnt denken wie ängstlich ich um ihn bin, wie ich mich vor gar Allem fürchte nach so traurigen Beyspielen — Heute hielt er darüber eine Predigt, um sich mit der Gemeinde darüber verständigen zu können, und hatte den Text: „Ich bin der Herr dein Arzt." Da sagte er ihnen: daß wenn ein Kranker ihn berufe, er bey Tag und Nacht stets zu Diensten stehn werde, daß sie aber es ihm nicht übel nehmen können wenn er aus Vorsicht nicht mehr besuche wie bisher, wo er so oft die Leute in den Hitzen antraf, ihnen nichts nützte, und sich dadurch schadete — empfahl ihnen erstlich Gesunde und Kranke die Praeservatif Mittel zu gebrauchen — und empfahl ihnen nebst der größten Vorsicht, auch die größte Barmherzigkeit an ihren Kranken. —

Ach Gott erhalte mir nur meine Geliebten Alle! . . . . Es hat seitdem nur noch 2 Personen ergriffen, die nicht gefährlich seyn sollen . . . . .

Ich erzählte dieser Tage Dedi: H. Bohny[18]) sey im Himmel, den Tag darauf sagte es gleich zu mir von sich selbst, ohne durch irgend Jemand erinnert zu werden: Bohni Himmeli! Bohni Himmeli! — und Jucunde das es auch so von der Mutter gehört hatte, sagte vorige Woche zu ihr, als der Mond am Himmel stund und darauf wies: lueg dört Mutter der Bohni! Was doch die Kinder für possierliche Ideen haben!

---

[18]) Der Liestaler Kreisphysikus Bohny war ebenfalls ein Opfer der Typhusepidemie geworden.

Dienstag Abend 6 Uhr. 8. Febr. 1814.

. . . Hier griff es heute zwey Frauen an, erſtlich meine Gevatter Griederin, und dann die Ballmer Weberin, ſie nahmen im Augenblick Brechmittel, es ſteht nun zu erwarten wies ferner gehn wird? Mein Jacob hielt heute eine Gemeinde, wo er das Dorf recht aufmerkſam auf alle Gefahren und Mittel dagegen machte . . . .

Mein guter Mann wurde ſeit 8 Tagen Gottlob nirgends hin berufen.

Mitwoch den 9. Febr. 1814.

. . . Wir haben viel von der geſtrigen Angelika-Wurzel Leuten vertheilt, die Kranke haben, daß die Umſtehenden oft ein Mümpfelein davon in den Mund nehmen. —

Mein Jacob iſt Euch theuerſte Eltern unbeſchreibl. dankbar für Eure treue Liebe und Sorgfalt — auch bis heute ließ ihn Niemand holen zu ſeinem und meinem großen Troſte.

Dieſen Abend hält er eine Bettſtunde ganz nur für die Wiedergeneſenen — um ſie abzuhalten (wie ſie es letzten Samstag unvernünftiger Weiſe thaten) künftigen Samstag etwa wieder mit den Geſunden zu kommen; er hielt auch letzten Samstag, ſo wie er es heute thun will, die Betſtunde bey offnem Fenſter, mit dem Räucherglas vor ſich.

Freytag den 11. Febr. 1814.

. . Geſtern früh wurde uns Einquartierung angeſagt, und gegen Mittag rükten ſie ein — es iſt eine Compagnie meiſtens Schleſiſche Jäger von der Landwehr, von 108 Mann; wir haben den Ober Lieutenant, ſeinen Bedienten und 3 Pferde — es ſcheint allem nach, als werden wir ſie eine gute Zeit behalten. Unſer Officier iſt Gottlob ein ſehr freundlicher guter Mann (ein geborner Tiroler) der zufrieden mit uns ſcheint, und wir hoffen er bleibe auch ſo artig, weil ſeine Soldaten ihn außerordentlich lieben, und die Quartiermacher ihn ſchon ſehr rühmten; mit den Kindern hat er

eine Seelenfreude und zieht ſie oft auf ſeine Arme und liebkoſet ſie mit herzl. Liebe, dieß gewann ihm natürl. unſre Herzen — er liegt in der Kinderſtube, und will zum Glük gern ſeinen Bedienten bey ſich im Zimmer haben — der liegt dann aufm Strohſak am Boden und des Tags thut er ihn hinter den Ofen.

Wir freuten uns Alle über die gewonnene Schlacht;[19]) iſts wahr, ſoll Louis 18 in Baſel im Wilden Mann logieren? . . . Habt Ihr Euren H. Adiutanten noch? . . . .

Ihr ſchreibt uns nichts von Hüningen? und doch bombardierte man ſo ſtark . . . . .

Unſer Officier hatte große Freude an der gewonnenen Schlacht — es iſt ein junger verheiratheter Mann, der ſchon 5 Kinder hatte aber Keines lebt. —

---

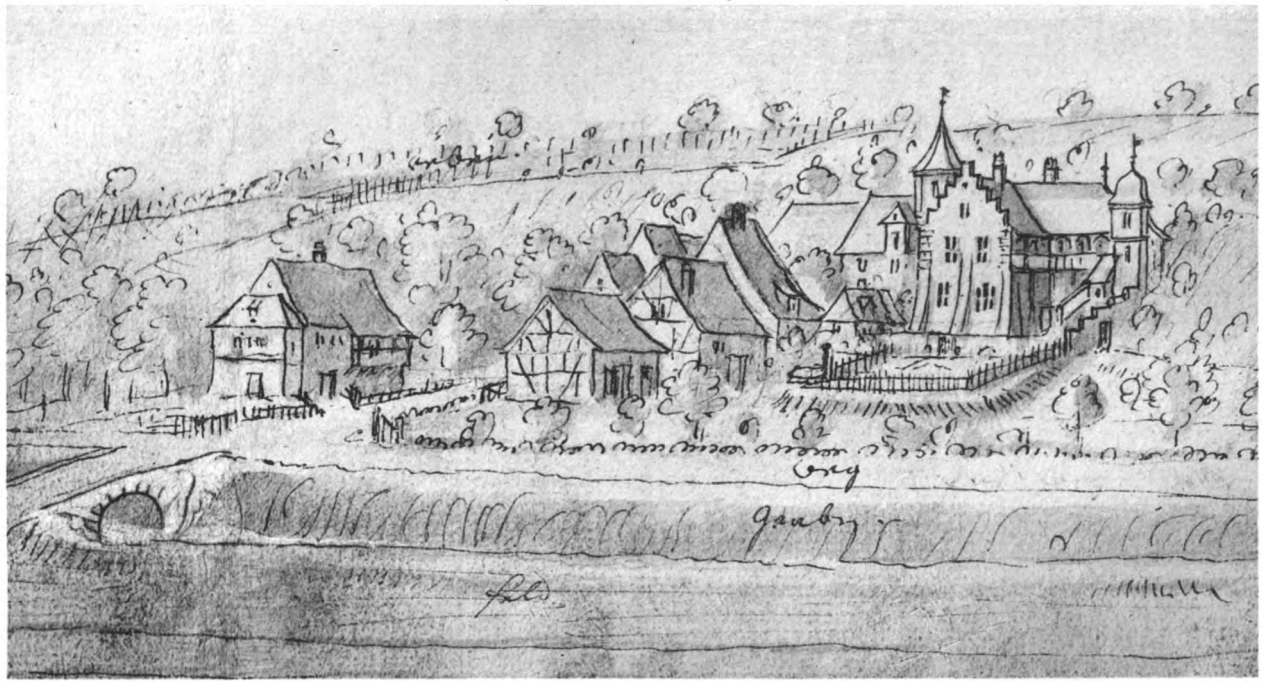
[19]) Napoleons Niederlage bei Brienne am 30. Januar 1814.

Das Holee.

Von Carl Roth.

Unter der großen Zahl der rings um Basel herum gelegenen Schlösser und Landhäuser, von denen nachgerade die meisten ihre Beschreibung und geschichtliche Darstellung gefunden haben, ist bis jetzt noch wenig beachtet geblieben das Schlößlein im Holee. Und doch mag das alte, am grünen Hang unter Bäumen gelegene Haus mit seinem Staffelgiebel, seinem Treppenturm, seinen schweren Mauerstreben, seinen Holzlauben, seinen gotischen Fenstern, und seinem hohen gotischen Dache bei manchem Vorübergehenden schon geschichtliches Interesse erweckt haben, den Wunsch, zu erfahren, wer hier gebaut und gewohnt und welche Bedeutung das alte Schlößlein in seinen — zweifelsohne der Vergangenheit angehörenden — besseren Tagen gehabt habe. Auf solche Weise wurde auch der Verfasser angeregt, der Geschichte des Holees nachzugehen, und er gestattet sich nun, an dieser Stelle die bescheidenen Resultate seiner Nachforschungen mitzuteilen.

Nicht zu allen Zeiten war die Bezeichnung „Holee“ auf die bekannte Oertlichkeit beschränkt, die heute ein Quartier des uns benachbarten Dorfes Binningen bildet. Verschiedene Anhaltspunkte lassen erkennen, daß es sich bei dieser Benennung um einen Flurnamen handelt, der ursprünglich den ganzen Hügelzug, an dessen Fuß das heutige Holee liegt, bis über Allschwil hin umfaßte. Es zeugen hiefür die im Allschwiler Banne gelegenen, noch heute so genannten „Holee-



Das Holeeschloss von Norden her i. J. 1752 nach Emanuel Büchel

(Originalzeichnung im Besitze der Basler Kunstsammlung.)

reben“ und das an der Allschwiler Banngrenze gelegene „Holeeholz“. Was längs dem genannten Hügelzug sich erstreckte, lag „am Holee“, oder infolge Uebertragung des Namens auf das vorliegende Gelände „im Holee“ — wie der heutige Sprachgebrauch lautet —.

Für den sonderbar anmutenden Ortsnamen hat unser Flurnamenforscher, Herr Sekundarlehrer Ad. Seiler, die etymologische Erklärung gefunden an Hand einer frühen, nicht sicher zu datierenden Urkunde,[1]) in der die Rede ist von einigen Jucharten Landes, gelegen „zem hohen lewe“. Diese alte Wortform läßt die ursprüngliche Zusammensetzung des Flurnamens aus altdeutschem hô (hoch) und lê (Hügel, Abhang) deutlich erkennen, woraus wiederum hervorgeht, daß sich die Bezeichnung Holee auf den genannten Hügelzug oberhalb Allschwil und des heutigen Holee beziehen muß. Holee wurde dieser offenbar genannt als höchste Erhebung für den vom Rheine her über das terrassenförmig ansteigende Vorgelände Nahenden. Die Anhöhe mußte schon von weitem auffallen, und das um so mehr zu einer Zeit, da der Vordergrund noch unüberbaut war und infolgedessen die Landschaft sich noch weiterhin überblicken ließ.

Ueber das Holee ist uns aus mittelalterlicher Zeit nur sehr weniges bekannt, von einem daselbst stehenden Hause gar nichts. Schon früh besaßen dort die Augustiner-Chorherren zu St. Leonhard in Basel mehrere Jucharten im Banne Allschwil gelegenes Land.[2]) — Wiederum im Zusammenhang mit St. Leonhard ist die Rede vom Holee im zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts. Am 22. August 1317[3]) schlossen Bürgermeister Conrad Münch von Landskron und der Basler Rat mit Propst und Kapitel zu St. Leonhard einen Vertrag über die Anlage einer Wasserleitung von dem Holee in die Stadt. Die Leitung sollte gemeinsam geführt werden bis zu dem „steininen crütze“, von dieser Stelle weg sollte aber das Leonhardsstift ein Viertel des Wassers auf seine Kosten zu sich ableiten dürfen. Wie

aus einem dem 16. Jahrhundert angehörenden Plane des Spalenbrunnwerks[4]) zu ersehen ist, stand dieses steinerne Kreuz, das das engere Stadtgebiet — das Weichbild — einzugrenzen hatte und bei dem das Leonhardswerk vom städtischen abzweigte, etwas außerhalb des damaligen Stadttores in den Spalen, oberhalb der Stelle des heutigen Holbeinbrunnens an der inneren Schützenmattstraße.

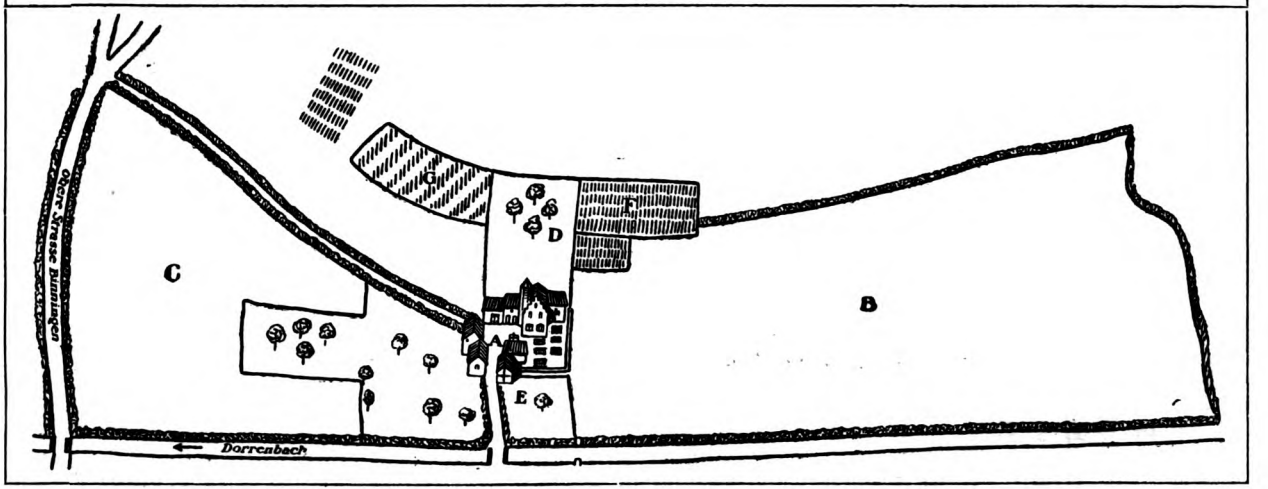
Ueber das Holee selbst reicht unsere Kunde nicht weiter zurück als bis in das 16. Jahrhundert. Hauptgrundbesitzer war zu jener Zeit dort draußen die Dompropstei. Es dehnte sich deren Holeegut, von der damals schon bestehenden steinernen Brücke über den Dorrenbach bei Binningen ausgehend, über das Holeeletten bis gegen die Schützenmatte aus, erstreckte sich sodann über das lange Lohn gegen Allschwil hin und reichte endlich über den Dorrenbach hinüber auf die Anhöhe der Hueb hinauf. Im ganzen zirka 120 Jucharten umfassend.

Dieses ausgedehnte Gut bildete zusammen das Holeelehen der Dompropstei. Der erste uns bekannte Lehensträger ist zu Ende des 16. Jahrhunderts Leonhard Respinger, damals Stiftsschaffner zu St. Leonhard, dem mit Einwilligung des Rates am 13. Januar 1591 ein Lehensbrief auf 50 Jahre ausgestellt wurde.

Nun besaß Respinger im Holee noch ein weiteres kleineres Gut, und zwar als eigen. Es war das „Haus im Holee" — das Schlößlein — mit den zugehörigen Grundstücken. Ueber die rechtliche Beschaffenheit dieses letztgenannten Gutes herrschte in der Folge hin und wieder Unklarheit. Da die Eigentümer desselben stets auch Lehensträger der Dompropstei für das große Holeelehen waren, so kam es etwa vor, daß das Schloßgut a u ch als zu diesem Lehen gehörig betrachtet wurde, ohne jedoch daß die Dompropstei hiefür je einen genügenden Beweis hätte erbringen können. Es gab diese vielmehr später gelegentlich eines Berichtes an den Rat im Jahre 1728 selbst zu, daß das „Schlößli" und die

Bericht über das Holee und deſ ſelben ein=gehagten Güeteren.

A. Das Schlößlin ſambt zuogehörigen Baurenhöffen etc. B. Das große Stuckh Veldt uff Almſchweiler Seiten, ſo theils Matten, Ackher, und Beunden ſambtlich 27 und einzweytheil haltende, hievon hat der Spittal den Zehenden. C. Das andere große Stuckh Veldt uff Binniger Seiten, haltet in 18 Juchartten, davon beynachem der Drittheil Matten oder Baumgarten iſt. Von dieſerem Stuckh gehört der Zehenden in die Thuomprobſtey. D. Das Bergmättlin hinder dem Hauß haltet zwo und einhalbe Juchardt. E. Das Mättlin für den Häuſeren, haltet ein ſtarckhe Juchardt. F. Ein Stuckh Reben ein und ein halbe Juchardt haltende: hiervon der Spittall von 1/2 Zweytheil den Zehenden hatt. G. Ein ander Stuckh Reben zwo ſtarckhe Juchardten haltende, ſtoßt nach an Binniger Reben.



Das eingehegte Schloßgut im Holee. 17. Jahrh., nach einem Plane vermutl. von Georg Friedrich Meyer. Orig. i. Beſ. d. Basler Staatsarchivs (Domſtift W W 43).

zugehörigen Gebäulichkeiten auf ihren eigentümlichen Gütern stehen.

Dieses — also außerhalb des Lehens befindliche — Schloß und Schloßgut hatte Respinger 1591 durch Kauf erworben von Johann Georg von Brugg, dem Enkel des bekannten niederländischen Erzketzers David Joris.[5])

Wie bekannt, war Joris — das Haupt einer seiner mystischen Lehre anhangenden Sekte, die in ihm den gottgesandten Verkündiger der dritten Offenbarungsstufe des nahenden Gottesreiches verehrte — im Jahre 1544 aus den Niederlanden, in denen er sich seiner Irrlehren wegen nicht mehr sicher fühlte, rheinaufwärts nach Basel gezogen. Es war ihm gelungen, sich mit zahlreichem Anhang in dieser Stadt unter dem angenommenen Namen Johann von Brugg als Bürger niederzulassen, ohne daß einer seiner neuen Mitbürger bei seinem äußerlich auch kirchlich und politisch korrekten Benehmen in ihm den auch in Basel berüchtigten Erzketzer David Joris vermutet hätte. Die beträchtlichen Geldmittel, die er namentlich dem Reichtum seines Schwiegersohnes Joachim van Berchem verdankte, setzten ihn in Stand, ein großes Leben zu führen, was bei seinem durchaus kavaliermäßigen persönlichen Auftreten ebenfalls geeignet war, sein Ansehen bei der Bürgerschaft zu erhöhen und zu festigen.

Bei seiner Herkunft hatte David Joris zuerst mit seiner Familie ein Haus auf dem Petersberg gemietet, bald aber kaufte er mit Joachim zusammen den Hof zum Spieß am Heuberg, der nun bis zu seinem Tode das gemeinsame Haus für seine und die Berchem'sche Familie blieb. Vor der Stadt aber kaufte er als Sommerwohnung vom Junker Christoph Offenburg das Weiherschloß von Binningen samt allen dazu gehörigen Rechten, nach welcher Besitzung er sich gerne fortan Johann von Binningen nannte. Ferner kam nach und nach in den Besitz der Niederländer das Kirchlein zu St. Margarethen mit dem dazu gehörigen Gut, das Weiherhaus zum

kleinen Gundeldingen, ferner ein neues Haus, genannt zum kleinen Binningen, ebenso das rote Haus am Rhein und endlich ein Landhaus und Gut im Holee.

Wie aus einer Notiz in den Jorisprozeßakten[6]) hervorgeht, ist dieses letztgenannte Landhaus vom neuen Besitzer niedergelegt worden und es hat dieser „an statt eines allten huß im Holee ein ander huß von nuwem puwen lassen". Dieser Neubau ist das Schlößlein, wie es im großen und ganzen noch heute dasteht, als dessen Erbauer also zweifelsohne David Joris oder einer seiner Söhne gelten kann. Bewohnt wurde es von einem solchen, Wilhelm von Brugg. Dieser war seit 1553 vermählt mit einer ebenfalls nach Basel zugezogenen joristischen Niederländerin Elsbeth van Thyum, in welche Zeit ungefähr auch die Erbauung des neuen Schlößleins zu setzen sein wird.

Einzelheiten über die Vergangenheit des Holeeschlößleins zur Zeit der Joristen und über deren Leben und Treiben daselbst sind uns leider keine bekannt. Nach dem Zusammenbruch der joristischen Herrlichkeit im Jahre 1559 — drei Jahre nach des Meisters Ableben — blieb das Schloßgut am Holee noch mehrere Jahrzehnte im Besitze der von Brugg und kam in der Folge an dessen Neffen Hans Georg.

Nachdem aber bereits 1572 der Binninger Besitz stark verschuldet von den Joristen hatte verkauft werden müssen, suchte um 1590 auch Hans Georg sein Gut zu veräußern.[7]) Als Kaufliebhaber fand sich ein Elsässer, österreichischer Untertan und Angehöriger des Amtes Lanser, von Kötzingen stammend, namens Baschin (Sebastian) Gullingag. Um den Kauf bewerkstelligen zu können, mußte dieser sich zunächst in Basel einbürgern. Er fürchtete aber, daß ihm aus der Leibeigenschaft seiner Frau und seiner Kinder, deren Freilassung er nicht zu erwirken vermochte, in seinem Vorhaben Schwierigkeiten erwachsen würden. Hans Georg, dem es aber offenbar sehr am Verkaufe gelegen war, vertröstete den Käufer, wenn er einmal für seine Person frei sei, würden ihm seine

Angehörigen an der Aufnahme ins Bürgerrecht nicht mehr hinderlich sein. Darauf lediget sich Gullingag der Leibeigenschaft und schloß dann mit Hans Georg von Brugg einen Vertrag ab, immerhin mit dem Vorbehalt, daß, falls er nicht zum Basler Bürger aufgenommen werde, der Kauf hinfällig sein sollte. Der Handel kam aber nicht zum gewünschten Abschluß. Zwar erhielt Gullingag zunächst auf seine erfolgte Freilassung hin das Basler Bürgerrecht, es wurde ihm aber dieses der Leibeigenschaft seiner Frau und seiner Kinder wegen bald wieder aufgekündet. Damit war Gullingag außer Stand gesetzt, das von ihm erworbene Holeegut nutzen und nießen zu können, und er wünschte jetzt, aus dem Kaufvertrage entlassen zu werden. Hans Georg von Brugg aber wollte diese nachträgliche Kündigung des Bürgerrechts nicht als vertragbrechend anerkennen und klagte den Käufer beim Stadtgericht auf Erfüllung des Vertrages ein. Das Gericht schloß sich der Ansicht Hans Georgs an und verurteilte Gullingag, den Kauf zu halten. Dieser wandte sich in seiner Not an den Vogt zu Lanser und erwirkte von diesem Fürsprache beim Basler Rate. Ueber den weiteren Verlauf der Angelegenheit schweigen die Akten. Jedoch ist Gullingag offenbar schließlich doch seiner Kaufverpflichtungen ledig geworden, denn ein Jahr später — 1591 — sitzt auf dem Schloßgut im Holee der bereits genannte Leonhard Respinger.

Allem nach muß Respinger nicht gar lange im Besitze der Holeegüter geblieben sein. Schon zu Beginn des Jahres 1605 erwarb Rudolf Stehelin von Diepflingen „die Behußung und Sitz das Holee genant“ mit den zugehörigen Eigengütern und zugleich auch das Lehen der Dompropstei.[8]) Die Ermächtigung zu diesem Geschäft hatten die Käufer, die nicht Bürger, vielmehr farnsburgische Untertane waren, vom Rate erlangt auf Grund von Empfehlungen der Obervögte zu Farnsburg und zu Münchenstein.

Als Mitbesitzer trat mit der Zeit für die eine Hälfte des Lehensgutes neben Rudolf Stehelin ein seines Glaubens

wegen aus Frankreich ausgewanderter Edelmann, der sich Constantin de Rochine, Escuyer, Sieur de Saint-Germain nannte, und der auch Eigentümer des Schloßgutes wurde. 1642 waren laut erneuertem Lehensbrief Träger einerseits Saint-Germain, anderseits Rudolf Stehelins Erben — Dietrich Stehelin und dessen Bruder — und zwar auf zwanzig Jahre gegen einen jährlichen Zins von 22 Viernzel Korn, von dem auf jeden Teil 11 Viernzel entfielen.[9]) Diese Zweiteilung des Lehens blieb fortan auch beim Wechsel der Besitzer bestehen, und zwar besaß die eine Hälfte der jeweilige Schloßherr, während die andere Hälfte jeweilen einer größern oder kleinern Gemeinderschaft von Binninger Bürgern zustand.

Der neue Holeebesitzer Constantin de Rochine, Sieur de Saint-Germain, ein aus der Champagne gebürtiger Hugenotte, erscheint zum ersten Male in Basel im Jahre 1525. Bereits fünfzigjährig heiratete er hier am 3. November dieses Jahres die achtundzwanzigjährige Sara Couet, die Tochter des französischen Pfarrers Jacques Couet. Wenige Monate später, am 22. Februar 1626, offenbar im Zusammenhang mit der Erwerbung des Gutes im Holee, erhielt dann Saint-Germain vom Rate das Ausbürgerrecht, für das er jährlich 12 Gulden zahlen, dabei aber „hüettens und wachens" frei sein sollte. Nachdem Saint-Germain eine Reihe von Jahren im Holee gelebt, begab er sich nach dem Tode seiner Frau wieder für einige Zeit nach Frankreich. Er heiratete dort zu Charenton bei Paris in zweiter Ehe Charlotte des Francs, die Tochter des Jean des Francs, Sieur de Repéron. Er trat sodann vorübergehend wieder in königliche Dienste, sah sich dann aber später wieder durch die Ungunst der Verhältnisse genötigt, das Land zu verlassen und sich auf sein Holeegut zurückzuziehen.

Aus der Zeit von Saint-Germains Aufenthalt im Holee ist uns bloß ein kleiner Zwischenfall bekannt. Die ehemals erfolgte Teilung des großen Lehengutes war den Bedürfnissen

des landwirtschaftlichen Betriebes entsprechend nicht in zwei völlig voneinander getrennte Teile erfolgt, sondern die einzelnen Güter der beiden Parteien lagen offenbar gemischt untereinander. Dieser Zustand brachte leicht Grenzstreitigkeiten mit sich, zu denen noch der Umstand besonders beitrug, daß die einzelnen Güter nicht durch Steine, sondern bloß durch hölzerne Pfähle, die auf die Dauer der Witterung nicht standzuhalten vermochten, gegeneinander abgesteckt waren. Die hieraus entspringende Rechtsunsicherheit des Besitzes veranlaßte Saint-Germain, sich an die Pfleger der Dompropstei zu wenden mit dem Begehren, man möge dem Uebelstande durch Einsetzen von Marksteinen abhelfen. Dagegen wandte aber die Gegenpartei — Dietrich Stehlin und Konsorten — ein, die Notwendigkeit einer solchen Neuerung nicht einzusehen, auch wollten sie für ihren Teil die großen Kosten nicht aufwenden, da es sich doch bloß um Lehengüter handle. Die Dompropstei ließ daraufhin einen Augenschein vornehmen, und schließlich einigten sich beide Teile, sich gütlich zu vergleichen und, wo es die Notwendigkeit erheische, starke eichene Pfähle einzuschlagen (6. August 1651).

Anfangs der 1660er Jahre verließ Constantin de Rochine Basel und wandte sich nach Mülhausen. Mit Eifer nahm er sich dort seiner landsmännischen Glaubensgenossen an, denen zur Ausübung ihres Gottesdienstes seit 1658 von der Stadt der Chor der ehemaligen Barfüßerkirche eingeräumt worden war. Bald nachdem Saint-Germain am 28. November 1661 vom Rate das Bürgerrecht geschenkt erhalten hatte, errichtete er auf sein Ableben hin zugunsten der Mülhauser französischen Kirche, und zwar an den Unterhalt eines ständigen Pfarrers, eine Verschreibung von 1000 Gulden auf sein Basler Schloßgut im Holee.[10])

Letzteres blieb aber nicht mehr lange in Rochine'schem Besitze. Bereits am 28. März 1663 verkaufte Constantin de Rochine seine sämtlichen Güter im Holee, Eigen wie Lehen, an Hans Rudolf Faesch, Sohn des ehemaligen Obervogtes

auf Ramstein, Jeremias Faesch-Passavant.[11]) Der Kauf umfaßte außer den Liegenschaften den ganzen vorhandenen Vieh- und Pferdestand sowie alle Vorräte und das gesamte Mobiliar. Als Kaufpreis wurde vereinbart die Uebernahme der auf dem Holeegut lastenden Kapitalien durch den Käufer, und außerdem blieben diesem folgende Beträge an Herrn de Rocbine und seine Gattin auszuzahlen: Bis Johannistag 1663 für die Ueberlassung von Vieh, Pferden und Mobiliar 100 Louistaler, sodann eine Leibrente von weiteren 100 Louistalern jährlich auf Weihnachten, und endlich nach dem Tode Rocbines und seiner Gattin der Stadt Mülhausen 1000 Gulden Basler Währung zum Unterhalt eines französischen Predigers daselbst. Sämtliche Verpflichtungen sollten im Falle des Ablebens des Käufers auf dessen Erben übergehen. —

Genau zwei Jahre nach Aufrichtung dieses Kaufvertrages starb Constantin de Rocbine, neunzigjährig, und das Jahr darauf seine Gattin Charlotte des Francs. Beide erhielten zusammen ihr Grab im Chor der französischen Kirche (der ehemaligen Barfüßerkirche und heutigen katholischen Mariahilfskirche in der Barfüßerstraße zu Mülhausen) mit folgendem noch erhaltenem Epitaph (heute in der französischen Kirche an der Synagogenstraße):

«Ci-gisent Constantin de Roquebine Seign. de St. Germain né à Provin, Capit. au service des Rois de France Henri IV et Louis XIII, avec sa femme Charlotte des Francs, lesquels ayant choisi cette ville pour leur dernière habitation ont fait prêcher ici les premiers la parole de Dieu en langue françoise l'an 1661 et légué une bonne partie de leurs biens à ce que le magistrat avoit ordonné pour la continuation. Ils rendirent leurs ames à Dieu, le mari à l'âge de 90 ans 1665 et la femme l'an 1666.»[12])

Mit Saint-Germains und seiner Gattin Hinschied waren die von ihnen der Stadt Mülhausen auf das Holeeschloß gut-

geſchriebenen 1000 Gulden fällig geworden. Die Erfüllung dieſer Vertragspflicht bereitete nun aber Faeſch Schwierigkeiten. Er geriet in eine etwas unangenehme Lage, denn auf der einen Seite drang Mülhauſen wiederholt auf Auszahlung der 1000 Gulden, auf der andern Seite aber hinderte die Dompropſteiverwaltung Faeſch an der Beſchaffung der ſchuldigen Summe, da ſie ihm das Recht abſprach, Geld auf das Holeeſchloß aufzunehmen. Auf dieſem ruhte nämlich bereits von früher her eine Hypothek von 1000 Pfund, und nun wollte die Dompropſtei eine weitere Belaſtung nicht zugeben. Dieſes Verhalten der Dompropſtei findet ſeine Erklärung in deren ſtets wieder geltend gemachtem Beſtreben, das eingehegte Schloßgut als zu ihren Gütern, alſo als zum Holeelehen gehörig, zu betrachten, ohne jedoch, wie das einſchlägige Ratsprotokoll ausdrücklich bemerkt, dieſes beanſpruchte Recht genügend nachweiſen zu können. Obgleich Faeſch hingegen an der entgegengeſetzten Auffaſſung des Eigengutes feſthielt, verſtand er ſich ſchließlich, da es ihm vor allem darum zu tun war, einen Ausweg aus ſeiner ſchwierigen Lage zu finden, doch dazu, das Holeeſchloß mit dem zugehörigen Gute als Lehen anzuerkennen, ſofern anderſeits die Dompropſtei ihre Einwilligung geben wollte zur Aufnahme des ſchuldigen Kapitals auf das Gut. Auf Grund dieſes Vermittlungsvorſchlags kam denn auch am 3. November 1669 eine Einigung zuſtande, und Faeſch konnte nun endlich ſeinen Verpflichtungen nachkommen.[13])

Hans Rudolf Faeſch[14]) war — wie bereits geſagt — ein Sohn des ehemaligen Landvogtes auf Ramſtein, Jeremias Faeſch-Paſſavant. Er war außerdem ein Enkel des Bürgermeiſters Hans Rudolf Faeſch-Gebweiler und ein Neffe des Profeſſors Remigius Faeſch, des bekannten Gründers des Faeſchiſchen Muſeums. Nachdem Hans Rudolf anfänglich Theologie ſtudiert hatte und Sacri Ministerii Candidatus geworden war, mußte er ſeiner ſchwachen Stimme wegen das Predigtamt wieder aufgeben. Er ward dann Ratsredner

Die Besitzer des Holee aus der Familie Ehinger.

Hans Jakob Ehinger-Kun

Matthias Ehinger
geb 1651, V. 11., gest. 1713, I. 26.
(1683 Michelfelden, 1691 Holee.)

verm.
1680, XI. 22.

Jeremias Fäsch-Passavant

Elisabeth Fäsch
geb. 1638, XII. 16.
gest. 1720, II. 9.

Joh Rud. Fäsch
geb. 1630, XII. 26.
gest. 1691, IX. 6.
(Besitzer des Holee.)

Niklaus Ehinger-Wieland
geb. 1684, IV. 3., verm. 1707, IV. 10.
gest. . . . . .
(Besitzer von Michelfelden.)

Matthias Ehinger
geb. 1685, IX 10.
gest. 1744/47.
(Besitzer d. Holee.)

verm.
1709, I. 14.

Anna Ehinger
geb. . . . . .
gest. 1744, III. 19.

Diese Linie besitzt Michelfelden bis 1754.

Matthias Ehinger
geb. 1711, III. 29, gest. 1787, IX. 21.
(Besitzer d. Holee; Oberst u. Ratsherr.)

verm.
1742, VI. 17.

Anna Maria Weiß
geb. 1721, VI. 12., gest. 1797, IV. 3.
(Besitzerin des Holee 1787—1797,)

Christoph Ehinger-Burckhardt
geb. 1755, IX. 30.
verm. 1788, VIII 8.
gest. 1833, IV. 25.
(Bürgermeister.)

Anna Elisabeth
geb. 1744. V. 17.
gest. 1822, III. 14.

Anna Margaretha
geb. 1745, VIII. 3.
gest. 1829, III. 6.

Gertrud
geb. 1750, VI. 28.
gest. 1826, IV. 3.

Katharina
geb. 1759, VIII. 16.
gest. 1831, III. 31.

Besitzerinnen des Holee.

Sohn
† kurz nach der Geburt 1789

Joh Ludw Ehinger
geb. 1790, XI. 30.
gest. 1809, XI. 24.

und Rathausknecht und ſchließlich auch Sechſer zu Gartnern. In die letzte Zeit ſeines Lebens fiel jene auf Vermehrung der politiſchen Rechte der Bürgerſchaft gegenüber dem Ratsregiment gerichtete revolutionäre Bewegung, das Einundneunzigerweſen genannt. Am 2. Mai 1691 hatten ſich die Bürger vor dem Rathaus verſammelt. Dringend beharrten ſie darauf, daß der Große Rat ihren Begehren — es handelte ſich um die Wahl der Oberſtzunftmeiſter durch die Bürgerſchaft — entſprechen ſolle und ſuchten dieſes durch Sperrung der eiſernen Gitter zu erzwingen. Gegen zwei Uhr nachmittags trieb ſchließlich der ſich geltend machende Hunger die Ratsmitglieder aus dem Sitzungsſaale. Sie verfügten ſich auf den oberſten Umgang des Rathauſes und ließen ſich vom Rathausknecht aus deſſen Keller Wein und Brot geben. Mehr vermochten ſie nicht zu erlangen. Die von Johannes Schweighauſer verfaßte Faeſchiſche Familienchronik bemerkt zu dieſem Vorfall: „Ohne Zweifel iſt dieſes das einzige Beyſpiel, daß ein Rahthaußknecht ſeine Gnädige Herren und Oberen in Pontificalibus bewirthet hat und ein Beweiß, daß die damalige critiſche Lage des Vaterlands nicht ſo ſtarken Eindruck in ihre Hertzen, als Hunger und Durſt auf ihren leeren Magen gewürket hat.“

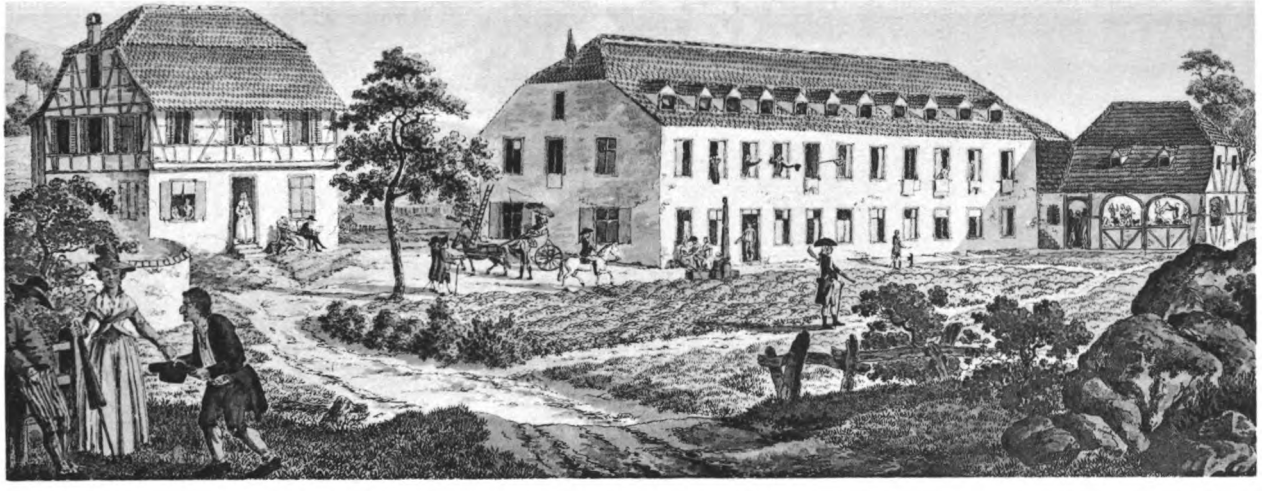
Während Faeſchs zweite Ehe mit Urſula Falkeiſen kinderlos geblieben war, hatte er aus ſeiner erſten mit Margarethe Peyer außer drei Töchtern einen Sohn Hans Rudolf. Dieſer jüngere Hans Rudolf Faeſch ſtudierte die Rechte, promovierte zum Lizentiaten und trat dann in Markgräflich Badiſch-Durlachiſche Dienſte, die ihn des öftern auf diplomatiſche Reiſen führten, ſo daß er meiſt landesabweſend war. Dieſer Umſtand mag auch die Veranlaſſung gegeben haben, daß das Holeegut, als Hans Rudolf Faeſch, der Vater, 1691 ſtarb, nicht auf den Sohn überging, ſondern auf den Schwager, Matthias Ehinger, den Beſitzer des Gutes Michelfelden, der mit Faeſchs Schweſter Eliſabeth vermählt war. Auf dieſe Weiſe wurde das Holeegut Ehingeriſch und blieb es das ganze

18. Jahrhundert hindurch und bis in das vierte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts.

Aus der auf dem Holee herrschenden Unklarheit über Eigen- und Lehengut erwuchsen auch Ehinger Schwierigkeiten mit der Dompropstei. Noch größern Verdruß müssen ihm aber die Binninger bereitet haben, mit denen er, wie aus folgender Begebenheit hervorgeht, auf nicht sehr freundnachbarlichem Fuße gestanden haben mag. Nach altem Brauch und Herkommen steuerte nämlich jeder zur Pfarrkirche zu St. Margarethen eingepfarrte Hausvorstand jährlich dem Sigristen dieses Gotteshauses einen gewissen Betrag an Korn und war dafür bei Taufen und Beerdigungen von jeder weitern Gebühr befreit. Auch Matthias Ehinger hatte, obwohl er selbst nicht auf dem Holee wohnte, in den ersten Jahren seines Besitzes jährlich einen Sester Korn entrichtet, diese Abgabe dann aber plötzlich eingestellt. Darüber beschwerte sich 1699 der das Sigristenamt verwaltende Binninger Schulmeister Hans Jakob Gruber beim Obervogt zu Münchenstein, der die Klage an den Rat weiterleitete.

Vom Rate zur Rede gestellt brach nun in seiner Klagebeantwortung Ehinger sein ganzer Unwille über die ihm seitens der Binninger zuteil gewordene Behandlung durch. Er verwahrte sich gegen die Klage des Sigristen, die jeder Berechtigung entbehre. Es würden ihm seine zum Holeeschloß gehörigen und mit diesem seinerzeit erworbenen Kirchenstühle vorenthalten. Wo es sich um sein gutes Recht handle, betrachte man ihn in der Gemeinde als Fremden und bestreite ihm dieses, wo es sich aber um Lasten handle, da zähle man ihn gleichwohl zur Gemeinde: „Also daß wo etwas von mir zu ziehen, man mich aller Orten fünden . . . . kann, wo ich aber hinwiederumb was genießen . . . sollte, da kennet mich kein Mensch.“ „Daß mir aber dieß Orts großes Ohnrecht widerfahret, ist auß den Exemplen meiner Herren Benachbahrten, welche alle andersten als ich tractieret werden, heiter abzunehmen. Dann, erstlich bey dem Schloß Bott-

mingen den Anfang zu machen, ſo viel mir in Wüſſen, bezahlt Herr [Matthias] Mitz ſeinen Seſter, geniſſet dabey der Freyheit und beſitzet ſeinen Kirchenſtuhl. Herr [Rudolf] von Salis von Binningen, weilen er nicht ſtäts daſelbſten ſich auffhaltet, zahlt für ſeine Perſon nichts, deßen Lehenman aber einen kleinen Seſter und hat der Herr ſein Kirchenſtuhl. Herr Henßgy, Herr [Peter] Tierry und Herr Oberſtlieutenant [Felix] Platner [letztere Beſitzer der Gundeldinger Schlöſſer] zahlen einen kleinen Seſter Korn, ſind hingegen beſchwerdenfrey, wohnen in der Gemein und haben für ſich und dehro Familien ihre aſſignirte Kirchenſtühl. Ich aber, der nicht in der Gemein wohne, ich der alle Extrabeſchwärden bey Begrebnußen und anderem, denn meine Herren Nachbahren frey ſind, leiden muß, ſolle nicht nur jährlich einen kleinen ſondern einen großen Seſter Korn bezahlen. Auch noch über dieß, wan ich dan und wan in die Kirchen komme, vor Augen ſehen, daß der nechſte der beſte von Ewer Gnaden Unterthanen in meinem Stuhl ſtehen und mir ſolchen zu raumen inß Geſicht abſchlecht, ja waß das Senſibelſte, daß in den Weiberſtülen, der ſo genandte Holeſtuhl, allwo mein Fraw ihren Sitz gehabt, eben mit dergleichen Leuthen . . . . . angefüllet, deß klagendt Schulmeiſters oder Sigeriſts Haußfraw ſich vornen anſtellet und meine Haußfraw hilfet heraußer ſtoßen und trucken, und dießer Frawen Eheman ſoll ich für dieße Höflichkeit jährlich ein Seſter Frucht bezahlen. Dießes aber iſt ja abſurd, ohngereimbt und ſo wohl dem Rechten alß der Billichkeit in allen Stucken zu wider.“ Zum Schluſſe bemerkt noch Ehinger, der Sigriſt beziehe ſo ſchon ab dem Holee 4 kleine Seſter Korn, nämlich einen vom Lehenmann und je einen von den drei Haushaltungen, die als Mieter das Holeeſchlößlein bewohnen. Der Rat möge ihn nicht mehr mit Laſten beſchweren laſſen als es die Nachbarn ſind, und außerdem möge er ihn und ſeine Hausfrau im Beſitze der Kirchenſtühle ſchützen, die ſie ſeinerzeit bei Antritt des Holeegutes als zu dieſem Gute gehörig vorgefunden und beſeſſen.[15])



Das Neubad im Holee im 18. Jahrh. nach Rudolf Huber

(Original im Besitze des Basler Staatsarchivs.)

Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Basel.

Matthias Ehinger-Faesch war für das Lehengut 1705 ein neuer Lehenbrief ausgestellt worden. 1728 wurde das Lehen seinem Sohne Matthias Ehinger-Ehinger erneuert. Diesem verwüstete der im Spätjahr 1734 über seine Dämme ausgebrochene Herrengraben die Aecker und Matten, sie mit Schlamm und Kies überdeckend. Ehinger klagte beim Rate, es sei der Graben früher zu gewissen Zeiten ausgeworfen worden. Nun sei dies aber seit mehreren Jahren nicht mehr geschehen, was nun großen Schaden verursacht habe. Nach einem vom Bauamte vorgenommenen Augenscheine wurde Ehingers Klage gutgeheißen.

Interessanter als dieser kleine Zwischenfall ist für uns jene am 24. Januar 1742 an den Rat gerichtete Eingabe Benedikt Stehelins, Med. Dr. et Physices Professor. Es handelte sich um die Fassung einer von Stehelin entdeckten Heilwasserquelle im Holee, uns deshalb besonders interessierend, weil diese in der Folge den Anstoß gab zur Entstehung des Neubades.

Das Stehelins Supplikation enthaltende Schriftstück, ganz im Stile seiner Zeit untertänig und weitschweifig gehalten, lautet:[16])

„Wohlweiser Herr Burgermeister!
Hochgeacht, Wohledel, Gestreng, Ehrenvest,
From, Wohl, Fürnehm, Fürsichtig und Weise
Gnädig Gebietend und Hochehrende Herren!

Nachdeme ich mich der Artzneykunst gewidmet, habe ich mir geflissenlich angelegen seyn lassen, die Natur und Eygenschafften des Landes, darinnen ich meine Profession üben muß, so viel es meine Kräften mir zugelaßen haben, zu erkundigen. Insonderheit aber habe ich solches meiner Pflicht desto mehr gemäß zu seyn erachtet, da ich die Ehre habe, bey hiesiger Hochloblicher Universitaet diejenige Profession zu bedienen, welche am meisten dazu behülfflich seyn kann. Welchen Zweck auch zu erlangen, ich bishero, sowohl durch meine schul-

dige Pflicht als Liebe zum Vatterland angetrieben, weder Mühe noch Köſten erſpahret habe.

Da ich nun, Gnädige Herren, unter anderen meinen vielfältigen Unterſuchungen auch auff Probierung derer in unſerem geliebten Vatterland ſo häuffig entſpringenden Waſſerquällen nothwendig habe fallen müſſen, habe ich das Glück gehabt, darunder eine anzutreffen, welche die Eygenſchafft beſitzet, aller Gattung Steine außert dem menſchlichen Leib inn ein reines Pulver zu verwandlen und auffzulöſen. So habe ich, ſowohl von dem Exempel des neulich durch Anna Stephens inn Engelland wider den Stein erfundenen Hülffmittels als auch underſchiedlicher hochgelehrten und erfahrenen engliſcher Herren Medicorum hierüber verfertigten Schrifften angefriſcht, vielfaltige Verſuche damit angeſtellt, auch jeder Zeit befunden, daß da dieſes Waſſer wie andere ohne den geringſten Nachtheil des Menſchen getrunken werden kann, es mit obberührten Mittlen eine gleiche wo nicht beſſere Würckung durch deſſen innerlichen Gebrauch haben könndte. Innſonderheit weilen auch nach denen Sätzen unſerer Kunſt muthmaßlich das deſſen Tugenden durch denſelbigen und durch die nothwendige Däuung ſo wohl des Eingeweids als auch der Aderen des Geblüts eben ſo wenig als beſagte engliſche Mittel verminderet werden können.

Weilen ich aber bis anhero keine Gelegenheit gehabt, dieſes Mittel bey ſolchen Perſonen, die an dem Stein nothleiden anzuwenden, umb deſſen Tugend ohnwiderſprechlich erweiſen zu können, ſolches auch nicht in das Werck geſtellet werden kan, ohne ſelbiges jedermänniglich bekandt zu machen, als gelanget allerforderiſt meine demühtigſte Bitte an Ewer Gnaden, mir die Poſſeſſion dieſes Waſſers gnädigſt zu ertheilen, alſo daß ich ſelbiges zu meinem privat Nutzen faſſen, leitten und damit nach Guttduncken ſchalten und walten dörffe. Wie ich denn meines Orts ſolches nicht anderſt als ohne Ewer Gnaden, noch dem Publico, noch jemanden Schaden, Laſt oder Beſchwerden von Ewer Gnaden begehre.

Ich habe umb so viel mehr Ursach, mich einer gnädigen Willfahr zu getrösten, als in der gantzen Welt der Erfinder eines der menschlichen Gesellschafft und Erhaltung der so edlen Gesundheit nutzlichen Werckhs einige Belohnung dafür zu erwarten hatt, und auch Ewer Gnaden bekanndt ruhmlichste Intention, das gemeine Beste zu befürderen, mich ein solches von selbsten hoffen lasset.

Für welche hohe Gnade ich nicht ermangeln werde, Ewer Gnaden meine underthänigste Danckſagung eyfferigst zu bezeugen als der ich mit tieffer Veneration verharre

Ewer Gnaden

Basel, den 24. Jan. 1742

Underthänigst Gehorsambster Burger und Diener

Benedict Stächelin

der Artzney Doctor und Phys. Prof."

Nach Anhörung dieses Gesuchs beauftragte der Rat das Bauamt mit der näheren Prüfung der Angelegenheit. Und dieses legte dann auf Grund seiner Erhebungen am 3. März 1742 folgendes empfehlendes Memorial[17]) vor: „Diese Quellen ligt viertzig biß fünfftzig Schritt von dem Rancken, allwo der Dorrenbach in den Herren- oder Schützenmattgraben laufft, in der Mitte einer Matten circa drey Quart Jucharten starckh, welche an den Dorrenbach stoßt, hat noch etlich anstoßende biß an die Höche. Lincks und rechts der Quellen befinden sich zwey Obrigkeitliche Brunnstuben, welche aber durch ein Thäly davon separiert werden, und kan sowohl dem Anschein als des Brunnmeisters Aussag nach diesen zwey Quellen im geringsten kein Schaden zuwachsen."

Hierauf erhielt Stehelin die gewünschte Konzession, und noch am nämlichen Tage stattete er dem Rate schriftlich seinen Dank ab. Zugleich ersuchte er um die Ermächtigung zu den notwendigen Landankäufen und außerdem um die Erweiterung seines Privilegs durch die Aufnahme einer Bestimmung, „daß in demjenigen Hübel, unter welchem meine Quelle liget und

welcher durch zwey natürliche Gräben gleichſamb umzingelt iſt, zu keiner Zeit und under keinerlei Vorwand gegraben, noch ſonſt etwas unternommen werden ſolle, welches dieſer Quelle nachtheilig oder ſchädlich ſeyn möchte."[18])

In welcher Weiſe die Benützung und Ausbeutung der neuentdeckten und gefaßten Quelle zunächſt erfolgte, wiſſen wir nicht. Erſt etwa zwei Jahrzehnte ſpäter, 1765, ließ der Holeeziegler Rudolf Mori durch den Obervogt zu Münchenſtein an den Rat das Geſuch ſtellen, im Holee ein Bad errichten zu dürfen.[19]) Mori hatte zu dieſem Zwecke von Frau Pfarrer Ramspeck bereits das die Quelle enthaltende Gelände gekauft und beabſichtigte nun hier ein Gebäude von zirka vierzig Schuh Länge und zwei Etagen Höhe aufzuführen. In ſeiner Supplikation ſprach er den Wunſch aus, der Rat möge ihm „in diſem zum Nutzen der menſchlichen Geſellſchaft abzweckenden Vorhaben" die gewünſchte Bewilligung erteilen.

So entſtand denn um die Mitte der 1760er Jahre das Neubad. Sein Erbauer, Rudolf Mori, war ein Abkömmling einer jener zahlreichen Refugiantenfamilien, die nach der 1685 erfolgten Aufhebung des Ediktes von Nantes zur Wahrung ihres Glaubens in Scharen die Heimat verlaſſen hatten und über Frankreichs Grenzen geflohen waren. Viele dieſer Flüchtlinge hatten ihre Schritte auch nach Baſel gelenkt; unter ihnen ein Jeſajas Morue, der Stammvater des heute noch in Binningen lebenden Geſchlechtes Mory. Am 17. November 1686 war dieſem Jeſajas Morue vom Beſitzer des Holeegutes, Johann Rudolf Faeſch, aus Barmherzigkeit und Mitleid zu einem vertriebenen Refugianten ein Ziegelplatz auf dem Holee eingeräumt worden. Es ſollten Morue und ſeine Nachkommen dieſen Ziegelplatz als Erblehen nutzen und nießen, mit der Bedingung, daß der Platz als ſolcher von ihnen je weder veräußert noch belaſtet würde; nur die auf dieſem errichteten Gebäulichkeiten ſollten anderweitig verkauft werden dürfen, immerhin unter Wahrung des Vorkaufsrechtes des jeweiligen Schloßherrn im Holee.[20]) Von Jeſajas

Morue vererbte sich dann die Ziegelei auf seine Nachkommen, bis Rudolf Mori zum Gewerbe des Holeezieglers hinzu das des Neubadwirtes ergriff.

Bald wurde das vor dem Tore entstandene neue Bad zu einem aus der Stadt und den benachbarten Dörfern gern und viel besuchten Vergnügungsorte. Anschaulich, besser als Worte es vermögen, schildert uns der Maler Rudolf Huber in einem kolorierten Stich das sich dort draußen entwickelnde Leben und Treiben der Gäste, das in seiner Art wohl geeignet sein mochte, hin und wieder das Augenmerk einer gestrengen Obrigkeit auf sich zu lenken. Als im Sommer 1769 einmal der Badewirt vom Landvogt einem Verhör unterzogen wurde, da bei ihm in leichtfertiger Weise während eines „Ober-Wetter" getanzt worden sei, so entschuldigte sich der Wirt bezeichnender Weise damit, er habe nicht zur Stelle sein können, da er seinerseits gerade mit der Fortschaffung einiger Weibsbilder beschäftigt gewesen sei. Der Landvogt referierte hierüber an den Rat, und diesmal ließen es noch „M. G. Herren bei diesem Bericht bewenden". Energischeres Einschreiten erforderten schon Vorfälle, wie jener im Sommer 1776, als ein Tanzvergnügen im Neubad in eine blutige Messerstecherei ausgeartet war. Johann Gysin von Bottmingen war mit einem der Spielleute „wegen nicht rechtem Aufspielen zum Tanze" in einen Streit geraten, der in eine Schlägerei ausartete, in deren Verlauf der Spielmann von Gysin in die rechte Seite zwischen den unteren Rippen einen Messerstich erhielt. Alsbald beauftragte der Rat den Landvogt, sich in das Neubad zu begeben, daselbst eine genaue Information aufzunehmen und Badewirt wie Gäste und — wenn möglich — auch den zweiten Spielmann zu verhören. Der Täter Gysin selbst war flüchtig geworden. Zwar kam der verwundete Spielmann mit dem Leben davon, das Ergebnis des Handels aber war, daß der Rat zunächst jedes Tanzen im Neubad von nun an gänzlich untersagte, es sei denn, daß eine geschlossene Gesellschaft zu tanzen wünschte. Auf Moris

Bitten kam dann der Rat schon im folgenden Sommer auf dieses sein Verbot zurück und gestattete wiederum den öffentlichen Tanz im Neubad, jedoch nicht für länger als bis zum Ende der Badezeit.[21])

Auf dem Schloßgut im Holee war indessen dem älteren Matthias Ehinger gefolgt dessen Sohn Matthias Ehinger-Weiß, J. U. Cand., späterer Ratsherr und Oberst, auf den auch die Ehingerische Hälfte des Holeelehens übergegangen war. Was dieses Lehen betrifft, so war seit dessen erster Teilung in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zwischen Rudolf Stehelin und Constantin de Rocbine der Stehelin'sche Anteil in der Folge durch wiederholte Erbteilungen immer mehr zerstückelt worden, so daß die Zahl der Besitzer auf dieser Lehenshälfte von zwei im Jahre 1642 allmählich auf vierzehn im Jahre 1747 und bis auf zwanzig im Jahre 1779 gestiegen war. Diese stets fortschreitende Zerstückelung entsprach nun aber keineswegs den Absichten der Dompropstei. Es sah sich diese vielmehr schließlich veranlaßt, zur Verhütung weiterer Teilungen Vorkehrungen zu treffen. So wies die Verwaltung der Dompropstei in einem Memorial an den Rat vom 29. November 1779 darauf hin, es wäre geraten, zu verfügen, daß fernerhin keine Verkleinerung der verschiedenen Lehensanteile durch Erbteilungen erfolgen dürfe. Namentlich sollte auch in Zukunft darauf gehalten werden, daß bei Vergantungen und sonstigen Veräußerungen einzelner Lehensteile nur solche Käufer zugelassen würden, die bereits Lehensträger seien. Die vom Rate zur Ueberwachung des Staatshaushaltes verordnete Kommission der „Haushaltung" stimmte ihrerseits der Dompropstei in ihren Vorschlägen bei und traf entsprechende Verfügungen. Auch sollte endlich der Dompropsteischaffner von Zeit zu Zeit den Zustand der Güter in Augenschein nehmen, sich über die Rechtsgründe erkundigen, aus denen die verschiedenen Träger ihre Anteile jeweilen besitzen, und überhaupt darüber wachen, daß den Bestimmungen der Lehensbriefe nachgelebt werde.[22])

Wie bereits angedeutet worden ist, saßen die Ehinger nicht selbst im Holee. Sie hatten vielmehr das Schlößlein an einige Mieter ausgeliehen, während die Landwirtschaft auf dem Gute von einem im Lehenhause wohnenden Lehenmanne besorgt wurde. Aus der etwas unklaren Rechtsstellung der Holeemieter, die meist von auswärts zugezogen waren, gegenüber den übrigen Bewohnern von Binningen erwuchsen den Schloßherren wiederholte Anstände mit der Gemeinde. Es handelte sich einmal um die Verpflichtung der Mietsleute zum Frohn- und Wachdienst, sodann um deren fragliches Recht zur Ausübung eines Handwerkes. Auf dem Holeeschloß — wie übrigens auch auf dem Binninger Schloß — ruhten nämlich gewisse Vorrechte zugunsten der jeweiligen Schloßbesitzer, namentlich in bezug auf die Gemeindefrohnden. Nun gestaltete sich die Sache so, daß die Schloßmieter auch für sich diese Freiheiten in Anspruch nahmen, während die Binninger die gegenteilige Ansicht vertraten und verlangten, die Holeebewohner sollten ebenfalls zum Frohn- und Wachdienst zugezogen werden. Anderseits wünschten sie aber vor Konkurrenz von seiten der Holeeleute geschützt zu werden dadurch, daß man letzteren die Ausübung eines Handwerkes verbiete.

Im Jahre 1763 hatte sich bereits der Rat auf eine Klage der Gemeinde Binningen hin mit dieser Angelegenheit befaßt, und damals hatte die Ratserkanntnis gelautet: „sollen diese beiden Herrengüter-Besitzer bei ihren bisherigen Freiheiten und Rechten geschützet, deren Hausleute von dem Herrn Landvogt aber in Pflicht genommen werden, und diese Hausleuthe kein Handwerk treiben."

Auf die Dauer scheint dies jedoch den Binningern nicht genügt zu haben. Denn im Frühjahr 1790 kam der damaligen Schloßherrin, der hinterlassenen Witwe des Obersten Matthias Ehinger, ganz unerwartet von den Vorgesetzten der Gemeinde Binningen die Ankündigung zu, daß in Zukunft alle Rechte und Freiheiten des Gutes und Schlößleins im Holee ungültig sein sollten, und daß die Schloßbesitzerin die Haus-

leute, die sie aufgenommen, auszuschaffen habe, es sei denn, daß diese ordnungsgemäß vom Rate das Hintersaßenrecht zu erlangen sich bewürben und gleich anderen Bewohnern die Gemeindelasten trügen. Da die Binninger für ihr Begehren den Landvogt hinter sich hatten, wandte sich Witwe Ehinger an den Rat mit der Bitte um Erneuerung der Erkanntnis vom 26. März 1763. In ihrer Eingabe suchte sie hauptsächlich die Eigenschaft der Holeemieter als einer Art Hausgesinde nachzuweisen, indem sie betonte, es habe jeder neue Mieter jeweilen versprechen müssen, zu den großen Feldarbeiten wie Heuet, Ernte usw., für welche Tagelöhner in genügender Anzahl oft nicht zu haben seien, behilflich zu sein; auch sei stets ein Teil dieser Leute zur Winterarbeit zugezogen worden. Es sei nie jemand ohne genügende, vom Landvogt genehmigte Ausweispapiere aufgenommen worden, auch sei auf dem Holeegut niemals ein Handwerk betrieben worden und den Binninger Handwerkern von dieser Seite her ein Eingriff widerfahren.[23])

Wie aus den Ratsverhandlungen zu erkennen ist, hielt sich in der Tat zu Binningen wiederholt fremdes Volk auf, das ohne Ausweisschriften und ohne obrigkeitliche Genehmigung niedergelassen war, und das auszuschaffen sich der Landvogt und der Rat jeweilen angelegen sein ließen. Auf die Vorstellungen der Frau Witwe Ehinger jedoch entschied der Rat im Frühjahr 1790, dem Holeebesitzer sei gestattet, fremde Hausleute nach einfacher Anmeldung beim Landvogte halten zu dürfen, soweit diese auf den Gütern zum Landbau oder als Knechte und Mägde gebraucht würden. In Anbetracht aber der immer mehr zunehmenden Bevölkerung auf der Landschaft und des Mangels an „Feurung, Wohnung und Nahrung“ für die rechtmäßigen Einwohner wurde erkannt, es dürften solche Hausleute unter keinen Umständen ein Gewerbe oder Handwerk betreiben.

Frau Witwe Ehinger-Weiß starb am 3. April 1797. Nach ihrem Ableben ging das Holeegut — das Schloß und der

Ehingerische Lehensanteil — über auf ihre vier Töchter Anna Elisabeth, Anna Margaretha, Gertrud und Katharina. Diesen vier neuen Besitzerinnen wurde das 1799 verfallene Lehen von der Verwaltungskammer des Kantons Basel — der zur Zeit der Helvetik hiefür maßgebenden Behörde — wiederum verlängert und auf zwanzig Jahre erneuert. Zu gleicher Zeit wurde auch der Binninger Gemeinderschaft das Lehen für ihren Anteil erneuert. Für beide Parteien galten die alten Bedingungen: je 11 Viernzel Dinkel jährlichen Zins auf Martini.

Nachdem die vier Geschwister Ehinger anderthalb Jahrzehnte das Lehen innegehabt, begannen sie ihres Besitztumes müde zu werden, da ihnen bei zunehmendem Alter die Besorgung des großen Gutes immer beschwerlicher wurde. Sie wünschten darum dieses zu veräußern. Nun enthielt aber der Lehensbrief die ausdrückliche Bestimmung, es dürfe vor Ablauf der Lehensfrist ohne obrigkeitliche Bewilligung am Lehen nichts verändert oder veräußert werden. So stellten denn die Schwestern am 7. Dezember 1813 ein entsprechendes Gesuch an den Rat. Dieser überwies die Petition zur nähern Prüfung an das mit der Aufsicht über das Kirchen- und Schulgut — zu dem seit 1803 auch das Dompropsteigut gehörte — betraute Deputatenamt. Das Gutachten fiel für die Gesuchsteller günstig aus, und der Rat bewilligte mit Erkanntnis vom 15. Dezember 1813 den Jungfrauen Ehinger, die Nutznießung ihres Anteils am Holeelehen an einen Kantonsbürger, sei er bereits Mitbesitzer am Lehen oder nicht, unter den im Lehensbriefe enthaltenen Bedingungen und bis zur Verfallzeit zu veräußern.[24])

Als solches bestand das Holeelehen der Dompropstei jedoch nur noch wenige Jahre. Durch Ablösung der Grundzinse gemäß den einschlägigen Gesetzesbestimmungen von 1804 und 1816 wurden die bisherigen Belehnten zu Grundeigentümern, und damit war das Lehen überhaupt aufgelöst.

Das Schloß und Schloßgut hingegen blieb Eigentum der

Geschwister Ehinger bis zum Tode der letzten der vier Schwestern im Jahre 1831. Dann ging das Schlößlein durch Erbschaft über an Nikolaus von Brunn-Preiswerk, Pfarrer zu St. Martin. 1835 war Eigentümer dessen Sohn, Joh. Jakob von Brunn-von Speyr, Pfarrer zu St. Theodor, der ehemalige — in den Dreißigerwirren vertriebene — Pfarrer von Bubendorf. Joh. Jak. von Brunn besaß das Gut bis 1839. Hernach wechselte dieses mehrmals den Besitzer, bis es 1843 vom Bierbrauer Rudolf Debary gekauft wurde, der im Schlößlein eine Brauerei und Wirtschaft eröffnete. 1865 erwarb dann das Schlößlein Rudolf Brändlin, ebenfalls Bierbrauer. Es hatte dieser wenige Jahre zuvor die alte Harder'sche Brauerei in der Steinenvorstadt, den späteren Löwenfels, übernommen. Da ihm aber die daselbst zur Verfügung stehenden Kellereien nicht geräumig und nicht kühl genug waren, baute er beim Holeeschloß in den Berg hinein die großen, heute noch im Gebrauch stehenden Lagerkeller.[25]) War auch die von Debary eingerichtete Brauerei bereits 1856 wieder eingegangen, so blieb gleichwohl das Holeeschlößlein auch in der Folgezeit unter dem Zeichen des Biersterns. Heutiger Eigentümer ist das Salmenbräu Rheinfelden. —

Damit stehen wir am Schlusse unserer kleinen Darstellung. Wie aus dieser hervorgeht, hat sich die Vergangenheit des Holeegutes im ganzen in bescheidenem Rahmen gehalten. Das Schlößlein stellte im Gegensatze beispielsweise zu den benachbarten Weiherhäusern zu Binningen, Bottmingen und Gundeldingen weniger einen herrschaftlichen Lustsitz dar, als vielmehr einen einfachen Gutshof. Größere Ereignisse haben sich auf dem Holee keine abgespielt. Es sind mehr die Geschehnisse des Alltags, von denen uns die Akten erzählen, welche uns aber damit das eine oder andere kleine Kulturbild vergangener Zeiten enthüllen, das — belebt mit den Gestalten eines Wilhelm oder Johann Georg von Brugg, eines Constantin de Rochine, eines Johann Rudolf Faesch und der Ehingerischen

Gutsherren — vielleicht geeignet ist, an einem unserer alten Bauwerke neues Interesse zu erwecken.

Die Besitzer des Holeeschlosses und des Neubades waren im 19. Jahrhundert:[26])

1. Das Holeeschloß:

Pfarrer Johann Jakob von Brunn-von Speyr	(1833)—1839
Johann Wilhelm Fleiner-Faesch, Handelsmann	1839—1842
Heinrich Bickel, Hafnermeister, von Stallikon (Zürich)	1842—1843
Anton Egger von Eggersriet (St. Gallen), namens seiner Tochter Maria Elisabeth	1843
Rudolf Debary-Egger, Bierbrauer	1843—1850
Friedrich August Siegrist, Bierbrauer	1850—1859
Johannes Zangger, von Fluntern (Zürich)	1859—1864
Rudolf Brändlin-Drissel, Bierbrauer	1865—1869
Jakob Friedrich Wenk, Bierbrauer, von Fischingen (Baden)	1869—1883
Rudolf Brändlin-Drissel, Bierbrauer	1883—1889
Theodor Hosch-Burry	1889—1891
Eugen Wirz-Ettlin, Wirt	1891—1894
Gottlieb Lippe-Urben, Koch und Wirt	1894—1896
Fritz Mummenthaler-Dettwyler, Käser und Wirt	1896—1901
Salmenbräu Rheinfelden	seit 1901

2. Das Neubad:

Johannes Mori, Wirt (gest. 1857)	—1857
Johannes Buser, Wirt, von Buckten (Baselland)	1857—1860
Jakob Oetiker-Rösin, Wirt, von Männedorf (Zürich)	1860—1861
Konrad Raas-Stehlin, Wirt, von Langdorf (Thurgau)	1861—186.
S. J. Oelhafen-Dreyer und Joh. Plattner-Hosch, Zimmermeister	186.—1869

August Dames-Felder, Wirt, von Gentheim (Preußen), zuvor wohnhaft in Liestal	1869—1874
Martin Hofer-Recher, Metzger in Liestal	1874—1875
Heinrich Grieder-Tschudin und Samuel Senn-Rosenmund, sämtliche in Liestal	1875—1879
Jakob Jenni-Lapp, Wirt, von Langenbruck	1879—1890
Fritz Jakobi-Roth, Wirt, von Müllheim (Baden)	1890
Leopold Oswald, Wirt	1890—1893
Katharina Oswald	1893
Albert Perottet-Wanner, Wirt	seit 1893

Anmerkungen.

Dem Basler Staatsarchiv, der Basler Kunstsammlung, sowie dem Landesarchiv des Kantons Baselland spricht der Verfasser für das ihm zur Verfügung gestellte Material seinen besten Dank aus. Ebenso ist er zu Dank verpflichtet allen denen, deren Gefälligkeit er sich während seiner Arbeit erfreuen durfte, insbesondere Herrn Dr. August Burckhardt, Herrn Wilhelm Faesch-Imhoff und Herrn Sek.-Lehrer Seiler in Basel, Herrn Ernst Meininger in Mülhausen, Herrn Kanzleisekretär Hersberger in Liestal und nicht zum Mindesten für sein Entgegenkommen Herrn Gemeindeverwalter Frei in Binningen.

Die der vorliegenden Darstellung zugrunde liegenden Akten sind entnommen:

1. dem Staatsarchiv Baselstadt:
   Domstift O O 1 und 2 (Rechnungen und Corpora)
   Domstift P P 7 und 8 (Corpora)
   Domstift W W 43 (Holeelehen)
   Land und Wald G 2 (Holeeerblehen)
   Brunn A 6 (Grundriß des Spalenbrunnenwerks 16. Jahrh.)
   Ratsprotokolle.
2. der Universitätsbibliothek Basel:
   Jorisprozeßakten (Jorististe).
3. dem Landesarchiv Baselland:
   Lade 75: Binningen, Holee und Neubad
   Topographische Entwürfe Georg Friedrich Meyers (XVII. Jahrh.).
4. der Gemeindekanzlei Binningen:
   Kaufvertragsprotokolle.
5. der Bezirksschreiberei in Binningen:
   Kaufvertragsprotokolle.
6. dem Stadtarchiv Mülhausen:
   Ratsprotokolle.

---

[1]) Boos, U. L. Basel S. 3 Nr. 11.
[2]) ebenda.
[3]) Basler Urkb. IV Nr. 37.
[4]) Brunn A 6
[5]) das Nächstfolgende stützt sich auf Paul Burckhardt, David Joris (Basl. Biogr. I (1900), S. 91 ff.
[6]) Universitätsbibliothek Jorisliste.
[7]) Liestal, Lade 75.
[8]) ebenda.
[9]) Domstift W W 43.
[10]) Stadtarch. Mülhausen, Ratsprotokolle 14.
[11]) Liestal, Lade 75.
[12]) nach Matthias Graf, Gesch. der Stadt Mülhausen (1822) III. S. 68.
[13]) Domstift W W 43.
[14]) nach gefälligen Mitteilungen von Herrn Wilhelm Faesch-Imhoff aus dem Faeschischen Familienbuch.
[15]) Liestal, Lade 75.
[16]) ebenda.
[17]) ebenda.
[18]) ebenda.
[19]) ebenda.
[20]) ebenda
[21]) über diese Vorfälle im Neubad siehe Ratsprotokolle.
[22]) Liestal, Lade 75.
[23]) ebenda.
[24]) Land und Wald G 2.
[25]) Eduard Eckenstein, Geschichte der Bierbrauerei in Basel (1902) S. 51.
[26]) nach den Kaufvertragsprotokollen in der Gemeindekanzlei und in der Bezirksschreiberei Binningen.

Prof. Dr. Hermann Kinkelin.

11. November 1832—2. Januar 1913.

Von Robert Flatt.

In der Nacht vom 1./2. Januar 1913 ist nach kurzer Krankheit im 81. Lebensjahre Alt-Rektor Professor Kinkelin sanft entschlafen. Seine hervorragende und segensreiche Tätigkeit als Schulmann, Mathematiker, Statistiker und Versicherungstechniker, Politiker und Volksfreund sichert ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des Unterrichtswesens, der reinen und angewandten Mathematik und der Gemeinnützigkeit. Seine zahlreichen ehemaligen Schüler und weitere Kreise nicht nur in Basel, sondern auch im übrigen Schweizerland und über die Grenzen unseres Heimatlandes hinaus werden ihm eine dauernde Dankbarkeit bewahren.

Ein summarischer Ueberblick über seinen Lebensgang zeigt folgende Hauptmomente:

Georg David Hermann Kinkelin wurde am 11. November 1832 in Bern geboren als Sohn des Kaufmanns Joh. Georg Philipp Kinkelin von Lindau (Bayern) und der Nanette geb. Steinegger. Er besuchte in Bern die Primarschule und das Progymnasium. Im 14. Lebensjahr verlor er seinen Vater. Seine Mutter zog hierauf mit ihren vier Kindern zu ihren Eltern nach Zofingen, wo Hermann die drei obern Klassen der Bezirksschule absolvierte. Im Jahre 1847 trat er in die Kantonsschule Aarau ein. Er verließ diese Anstalt nach erlangter Maturität im Frühjahr 1850, um sich zunächst an der Universität Zürich dem Studium der Mathematik, Physik und Chemie zu widmen. Ein Semester studierte er

in Lausanne und wandte sich hierauf nach München zu weiteren Studien unter hervorragenden Lehrern. Mit 21 Jahren bestand er das Lehrerexamen für die höhere Schulstufe. 1854 wurde er zum Lehrer für Mathematik, Naturwissenschaft und Französisch an die Bezirksschule Aarburg gewählt und 1856 als Lehrer für Mathematik an die Kantonsschule Bern berufen. Hier lernte er seine Gattin, Elise Schirmer, kennen, mit der er sich am 9. Oktober 1858 zum Bund fürs Leben verband. Während 49 Jahren ist er mit ihr in glücklicher Ehe vereint gewesen. Sie schenkte ihm zwei Töchter und einen Sohn, der in seinem 19. Lebensjahr den Eltern durch den Tod entrissen wurde. Im Frühjahr 1860 folgte Kinkelin einem Rufe nach Basel an die damalige Gewerbeschule, die heutige Obere Realschule. An dieser Anstalt wirkte er bis 1866 als Lehrer und besorgte von 1866 bis Ende des Sommersemesters 1869 das Rektorat, das er im März 1875 neuerdings übernahm, um es bis zum fünfzigjährigen Jubiläum dieser Schule im Frühjahr 1903 ununterbrochen weiterzuführen. Im März 1865 ernannte ihn die Regierung zum ordentlichen Professor für Mathematik an der Universität Basel als Nachfolger des nach Tübingen berufenen Karl Neumann. Die philosophische Fakultät der Basler Hochschule verlieh ihm gleichzeitig die Doktorwürde honoris causa. Während 43 Jahren hat er mit vorzüglichem Erfolg als akademischer Lehrer gewirkt, bis ihn das Alter und die zunehmende Schwerhörigkeit zum Rücktritt nötigten.

Neben seiner wissenschaftlichen und pädagogischen Tätigkeit an Universität und Gewerbeschule hat er lebhaften aktiven Anteil genommen am politischen Leben und an der Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse. Von 1867—1902 war er Mitglied des Großen Rates, dem er zweimal als Präsident vorstand. In zahlreichen Kommissionen hat er seine umfassende Bildung und seine unermüdliche Schaffensfreudigkeit dem Gemeinwesen zur Verfügung gestellt. So wirkte er z. B. in den Kommissionen zur Prüfung der Staatsrechnungen,

zur Beratung der Budgets, der Geschäftsreglemente des Regierungsrates und des Großen Rates, der Quartiereinteilung, in der Petitionskommission und in den Verfassungskommissionen von 1874 und 1888, in den Kommissionen zum Studium der obligatorischen Krankenversicherung (1881 und 1889) und der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit (1895). Als hervorragender Schulmann war er von 1877 bis 1908 ein sehr einflußreiches Mitglied des Erziehungsrates. Daneben war er in einzelnen Schulkommissionen tätig, so zunächst als Mitglied der Inspektion der Töchterschule (1877 bis 1887), dann in der Kommission der Allgemeinen Gewerbeschule (1887—1902). Dazu kam seine Mitarbeit in der Maturitätskommission und in der Stipendienkommission. Da ihm auch die Fürsorge für die Kleinen am Herzen lag, wirkte er eine Zeitlang mit in der Kommission der Kleinkinderanstalten.

Ein besonderes Verdienst Kinkelins bildete die Hebung der Primarlehrerbildung in Basel. Der von ihm verfaßte Ratschlag zur Schaffung der Basler „Fachkurse zur Ausbildung von Primarlehrern" erhielt die Zustimmung der Behörden, so daß 1892 diese Lehrerbildungsanstalt eröffnet werden konnte. Basel wurde so das erste Gemeinwesen, das für seine Volksschullehrer vor der beruflichen Ausbildung den gleichen Bildungsausweis, das Maturitätszeugnis, verlangt wie für die Vertreter anderer Berufsarten mit akademischem Studium. Auf diese Weise ist für die Primarlehrer die Allgemeinbildung gehoben und die berufliche Ausbildung von der Erwerbung der allgemeinen Bildung getrennt worden. Kinkelin war über zehn Jahre der Vorsteher der genannten Fachkurse und während einer bedeutend längeren Periode auch Präsident der Kommission zur Prüfung der Lehramtskandidaten für das mittlere und höhere Lehramt. Nachdem seine Anstrengungen zur Schaffung einer Handelshochschule in Basel durch Verwerfung der Vorlage bei der Volksabstimmung 1903 gescheitert waren, bemühte er sich um die Or-

ganisation der öffentlichen handelswissenschaftlichen Kurse und stand der hiefür bestellten staatlichen Kommission als Präsident vor.

Während dreier Amtsperioden, von 1890—99, sandte Basel Kinkelin als Nationalrat in die Bundesversammlung. Es war dies zur Zeit, da die bedeutsamen Gesetzesberatungen über Kranken- und Unfallversicherung und über die Militärversicherung auf der Tagesordnung standen. Infolge seiner Schwerhörigkeit hat er sich an den Debatten im Großen Rat und in der Bundesversammlung wenig aktiv beteiligt und in der Regel nur bei der Behandlung von Fragen über Unterricht und Erziehung und Versicherungswesen mit klaren Voten in die Diskussion eingegriffen. Dagegen hat er den genannten gesetzgebenden Behörden durch seine Arbeiten in den Kommissionen und durch seine ausgezeichneten Gutachten vorzügliche Dienste geleistet.

Mit dieser weitausgedehnten Tätigkeit an Schule und Universität und in staatlichen Behörden war Kinkelins Wirkungskreis noch nicht geschlossen. Seine warme Anteilnahme am Wohl und Weh der Gesamtheit veranlaßte ihn, seine gewaltige Arbeitskraft noch privatim zu betätigen an wissenschaftlichen Arbeiten in der Statistik und im Versicherungswesen und durch seine gründlichen Publikationen auf diesen Gebieten mächtig beizutragen zur Förderung gemeinnütziger Institutionen. Was Kinkelin, der sich zu einer Autorität im Versicherungswesen emporarbeitete, auf diesem volkswirtschaftlichen Boden geleistet hat, soll weiter unten noch genauer betrachtet werden.

Nach dieser gedrängten Uebersicht über Kinkelins äußern Lebensgang und seine Wirksamkeit möge ein näheres Eingehen auf seinen Entwicklungsgang und auf einzelne seiner Arbeitsgebiete einen Einblick verschaffen in die erstaunliche Schaffenskraft, die hohen Ziele und die edlen Charaktereigenschaften Kinkelins.

An der Kantonsschule in Aarau hat der aufgeweckte

Schüler neben dem grundlegenden Unterricht in Mathematik mit Eifer und gutem Erfolg Sprachstudien betrieben und sich außer Latein, Französisch und Englisch auch das Italienische angeeignet. Seine besondere Begabung für Mathematik trat schon damals hervor, und dementsprechend ist er nach Absolvierung der Kantonsschule zielbewußt in dieser Richtung vorwärtsgedrungen. In Zürich fand er besondere Anregungen bei Raabe und Amsler, in München bei Ohm, Lamont und Bauernfeind. In Bern ist ihm dann das Glück zuteil geworden, mit dem großen Geometer Jakob Steiner und dem ihn trefflich ergänzenden Analytiker Schläfli in engere persönliche Beziehungen zu treten. Kinkelin hat noch im hohen Alter mit besonderer Freude aus jener anregenden „Steinerzeit" erzählt von dem regen Gedankenaustausch auf den gemeinsamen mathematischen Spaziergängen und von den drolligen Eigentümlichkeiten und Einfällen des genialen Mannes.

Obwohl Kinkelin durch Steiner besonders nach der geometrischen Richtung bedeutend gefördert wurde, hat doch in Kinkelins mathematischen Arbeiten seine mehr analytische Richtung das Uebergewicht behalten. Kinkelin hat sich intensiv in die mathematische Literatur bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hineingearbeitet und insbesondere der geschichtlichen Entwicklung seiner Wissenschaft große Aufmerksamkeit geschenkt. Er vertiefte sich in die Werke der Bernoulli, von Euler, Legendre, Lagrange und Laplace, Poncelet, Cauchy, Abel, Gauß u. a. und bewies durch seine Vorlesungen und Publikationen aus der reinen Mathematik, daß er sich auf den Gebieten dieser großen Mathematiker selbständig zu bewegen imstande war.

Noch als cand. phil. in München veröffentlichte er in Grunerts Archiv für Mathematik und Physik (Band XXII, 1854) seine „Untersuchung über die Formel

$$n\,F(nx) = f(x) + f\left(x + \frac{1}{n}\right) + \cdots\cdots\cdots + f\left(x + \frac{n-1}{n}\right)$$

In die gleiche Zeitschrift sandte er von Aarburg aus, wo er seit 1854 als Bezirkslehrer wirkte, seine drei folgenden Abhandlungen:

„Ueber den Potenzialausdruck $((1))^{x}$“ (Band XXVI).

„Ueber die Ausziehung der Wurzeln aus Zahlen“ (Band XXVI, 1856).

„Ueber die Bewegung eines magnetischen Pendels“ (Band XXVIII, 1857).

In Bern, wo er seit 1856 als Lehrer an der Kantonsschule tätig war, referierte er in der Naturforschenden Gesellschaft über seine Untersuchungen:

„Die Fundamentalgleichungen der Funktion $\Gamma(x)$“,

„Ueber die Konvergenz unendlicher Reihen“,

„Ueber einige unendliche Reihen“,

die in den Jahrgängen 1857 und 1858 der „Mitteilungen“ dieser Gesellschaft im Druck erschienen sind. Sein mathematischer Unterricht an der Kantonsschule in Bern veranlaßte ihn zur Abfassung eines obligatorischen Lehrmittels:

„Grundriß der Geometrie. 1. Teil: Elemente der Planimetrie. 2. Teil: Elemente der Stereometrie.“ Verlag von Meyer und Zeller, Zürich, 1860.

Er schreibt hierüber, daß diese für die Hand des Schülers bestimmte Schrift ihre Entstehung und Veröffentlichung den Bedürfnissen der Berner Kantonsschule, der bernischen Sekundarschulen und Progymnasien verdankt, und bemerkt hiezu im Vorwort:

„Der Verfasser ist weit entfernt zu glauben, daß er das allein Richtige getroffen hat. Indessen mag sie (die Schrift) immerhin als ein Versuch gelten, die Reform, welche die Methodik des geometrischen Unterrichts gegenwärtig zu erleiden im Begriffe ist, zu vermitteln.“

Von 1860 an lehrt Kinkelin Mathematik an der Gewerbeschule (jetzt Obere Realschule) zu Basel. Neben seiner Lehrtätigkeit setzt er auch im neuen Wirkungskreise seine Studien nach verschiedenen Richtungen eifrig fort unter mannigfacher

Anregung durch die Professoren Peter und Rudolf Merian. Eine vorzügliche mathematische Abhandlung: „Allgemeine Theorie der harmonischen Reihen mit Anwendung auf die Zahlentheorie“ läßt er im Programm der Gewerbeschule für das Jahr 1862 erscheinen und berichtet hierüber noch in der Basler Naturforschenden Gesellschaft. Seine Arbeit: „Ueber eine mit der Gammafunktion verwandte Transcendente und deren Anwendung auf die Integralrechnung“ wird im Crelleschen Journal für reine und angewandte Mathematik (Band 57, 1860) publiziert.

Es folgen als weitere mathematische Aufsätze: „Die schiefe axonometrische Projektion“ in der Vierteljahrsschrift der Zürcher Naturforschenden Gesellschaft, 1861; „Zur Theorie des Prismoides“, „Das Buch der drei Brüder“, „Berechnung des christlichen Osterfestes“, „Der Calculus Victorii“ in den Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Basel. Der zweite und dritte dieser Aufsätze wurden außerdem in Grunerts Archiv aufgenommen, der vierte ist auch in Schlömilchs Zeitschrift für Mathematik und Physik veröffentlicht.

Besondere Freude bereitete Kinkelin sein anschaulicher „Neuer Beweis des Vorhandenseins komplexer Wurzeln in einer algebraischen Gleichung“, der in den „Mathematischen Annalen“ (Band 1, 1869) Aufnahme gefunden hat und auch in den Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Basel veröffentlicht ist (1873).

„Kleine mathematische Mitteilungen“ im Bericht der Gewerbeschule zu Basel, 1877, schließen nun für längere Zeit Kinkelins Publikationen auf dem Gebiet der reinen Mathematik. Es sind ihnen später noch gefolgt die Aufsätze:

„Konstruktionen der Krümmungsmittelpunkte von Kegelschnitten“ in Schlömilchs Zeitschrift, Band 40, 1895.

„Quadraturen“ im Jahresbericht der Obern Realschule Basel, 1902.

„Zur Gammafunktion“ in den Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel, 1903.

Kinkelins Abhandlungen zeichnen sich aus durch Klarheit, Einfachheit und Anschaulichkeit der Darstellung. Dieselben Vorzüge charakterisieren auch seine mündlichen Darbietungen in den Universitätsvorlesungen und im Schulunterricht. Das gesprochene Wort wurde aufs beste unterstützt durch seine mustergültige, schön geschriebene und übersichtlich geordnete Entwicklung an der Wandtafel.

Da Kinkelin während vieler Jahre an der Universität fast der einzige Vertreter der mathematischen Disziplinen war, hatte er eine vielseitige mathematische Lehraufgabe zu lösen, in die sich anderorts in der Regel mehrere akademische Lehrer zu teilen pflegen. Seine Vorlesungen an der Hochschule umfaßten Algebraische Analysis, Höhere Algebra, Zahlentheorie, Differential- und Integralrechnung, Differentialgleichungen, Partielle Differentialgleichungen, Elliptische Funktionen, Ausgewählte Partien aus der höheren Mathematik, Stereometrie, Synthetische Geometrie, Analytische Geometrie, Infinitesimalgeometrie, Analytische Mechanik, Wahrscheinlichkeits- und Versicherungsrechnung, Mathematische Uebungen. In den einzelnen Gebieten, die er nach Inhalt und Literatur vorzüglich beherrschte, ging er im allgemeinen nicht über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus. Bei der gewaltigen Inanspruchnahme Kinkelins durch seine Professur an der Universität, das Rektorat und Lehramt an der Gewerbeschule und seine politische Tätigkeit als tüchtiger Bürger und Mitglied der Behörden in unserm republikanischen Gemeinwesen und bei seiner intensiven Mitwirkung bei der Förderung der Statistik und des Versicherungswesens war es undenkbar, daß Kinkelin mit der mächtigen Weiterentwicklung der reinen und angewandten Mathematik in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf der ganzen Linie hätte Schritt halten können. Wer aber Kinkelin durch seine klaren und vielseitigen Vorlesungen bis in die höheren Partien seiner Wissenschaft gefolgt war, hatte sich eine mathematische Schulung angeeignet, die ihn be-

fähigte, mit oder ohne Kinkelins Rat autodidaktisch weiterzuforschen oder sich auf einer größeren Hochschule, die für jede mathematische Spezialrichtung über eine besondere Professur verfügte, ohne allzu große Schwierigkeiten in die modernsten Gebiete zu vertiefen. Kinkelin konnte darum beim Rücktritt von seiner Professur im Jahre 1908 auf eine reichgesegnete akademische Lehrtätigkeit zurückblicken, die ihm den aufrichtigen Dank zahlreicher Studierender mathematisch-naturwissenschaftlicher Richtung und die volle Anerkennung der Hochschulbehörde eintrug.

Mit derselben Sorgfalt, Sicherheit und Klarheit hat Kinkelin seinen Unterricht an der Obern Realschule, früher Gewerbeschule, erteilt. Einer seiner hervorragendsten ehemaligen Schüler, Herr Dr. G. Schärtlin, äußert sich hierüber folgendermaßen:

„Kinkelin verlangte, daß der Unterrichtsstoff von den Schülern frei an der Tafel wiederholt werde. Dieser Forderung zu genügen, war auch für die bessern Schüler nicht leicht und erforderte eine sorgfältige Vorbereitung. Nicht selten stellte er auch an die häusliche Betätigung die Aufgabe, eine begonnene Entwicklung weiterzuführen oder ein Problem zu behandeln, das dem kommenden Unterrichtsstoff vorgriff. Sie zu lösen, galt als Ziel des besten Ehrgeizes, sie gelöst zu haben, als eine Auszeichnung. Hielt er so die Besten in Atem, so förderte seine klare Darstellung, die sich an Einfachheit nicht genug tun konnte, alle Schüler. Bei Kinkelin zu versagen, galt als unrühmlich, und die Redensart von der besondern Veranlagung, die erforderlich sei, um Mathematik zu verstehen, hatte keinen Kurs."

Kinkelin war nicht nur mit seinem klaren Verstand in seinem Lehramt tätig; er war auch mit seinem ganzen Herzen dabei. Das Schicksal des einzelnen Schülers war ihm nicht gleichgültig; das Los des schwachen ging ihm so nahe wie das des guten Schülers. Er hat die Jugend psychologisch richtig verstanden und die Schwierigkeiten vollkommen begriffen,

in denen die Jugend sich gerade in den Uebergangsjahren befindet. Auf Grund dieses feinen Verständnisses für die Psyche des unfertigen Jünglings, des werdenden Mannes, suchte er den Schwachen zu heben und ihm die rauhen Pfade des Lebens zu ebnen. Bei seiner milden Beurteilung der Schüler war er sich vollauf bewußt, daß die Jünglinge der obern Mittelschule sich in den Jahren wichtiger körperlicher und seelischer Entwicklung befinden und daß bei vielen Schülern diese Uebergangsjahre mit vielen Hemmnissen verschiedener Art verknüpft sind. Er war bestrebt, den jungen Leuten in der Ueberwindung dieser Schwierigkeiten behilflich zu sein, und wurde nicht müde, willensschwache, aber gut veranlagte Jünglinge durch freundlichen Zuspruch anzuspornen und durch Weckung ihres Interesses die Unternehmungslust zu selbständigem Schaffen zu mehren und Freude an der pflichtgetreuen Arbeit zu pflanzen. Mancher gereifte Mann, dem Kinkelin über die Schwierigkeiten der Jünglingsjahre durch seine väterlich-freundliche Fürsorge hinweggeholfen hat, ist ihm zeitlebens für diese Wohltat dankbar und bewahrt ihm eine unauslöschliche Verehrung. Daß auch Kinkelin sich bei der Beurteilung der Schüler hie und da irrte, Hoffnungen hegte, die nicht erfüllt wurden oder an dem guten Fortkommen eines nur langsam sich entwickelnden Schülers zweifelte, liegt in der Unvollkommenheit menschlichen Urteils. Aber solche unzutreffenden Einschätzungen gehörten zu den Ausnahmen. Die große Milde, die Kinkelin schwachen Schülern gegenüber beobachtete und insbesondere bei den Beförderungen in eine höhere Klasse geltend machte, ist ihm gelegentlich zum Vorwurf gemacht worden, weil sie da und dort einem wenig begabten oder unfleißigen Schüler die Pforten der Hochschule geöffnet hat. Die Zusammenkünfte der Maturanden mit ihren ehemaligen Lehrern jeweilen 10, 20, 25 . . Jahre nach der Maturität, wie sie Kinkelin angeregt hat, haben ihm als eine gute Probe gedient auf die Richtigkeit seines humanen Prinzips. Die mündlichen Er-

zählungen der an diesen Versammlungen anwesenden ehemaligen Schüler über ihre Schicksale und die eingesandten schriftlichen Berichte der am Erscheinen verhinderten früheren Maturanden zeigten, daß mit verschwindend wenigen Ausnahmen Kinkelins Schüler im Leben ihren Mann stellten, den Ansprüchen des praktischen Lebens zu genügen wußten und sich zum Teil zu den höchsten Lebensstellungen emporgearbeitet hatten.

Kinkelin war sich der großen Verantwortung bewußt, die mit der Zurückweisung eines strebsamen aber langsam arbeitenden Schülers verbunden ist. Er übersah nicht, daß die geistige Entwicklung nicht bei allen jungen Leuten im gleichen Tempo vorwärts schreitet. Da er erkannte, daß öfters ein schwacher Schüler infolge späterer Entfaltung der Anlagen und erhöhter Beharrlichkeit den einen oder andern Musterschüler im Leben überholte, so besann er sich zwei- und dreimal, bevor er einem Schüler die Möglichkeit zum Studium abschnitt.

Es ist Kinkelin hoch anzurechnen, daß er sich in den Entscheidungen über die Schüler nicht von einer starren Schablone leiten, sondern stets alle Faktoren mitsprechen ließ und insbesondere die Umgebung, in welcher der Jüngling aufwuchs, und die Individualität des Zöglings mit in Betracht zog.

Daß eine allzu große Milde für die Charakterbildung der jungen Leute auch ihre große Gefahr in sich schließt, ist unverkennbar und darum auch eine andere Strömung, die eine scharfe Auslese treffen will, verständlich. Der richtige Weg ist wohl die Anwendung des Kinkelin'schen humanen Prinzips unter sorgfältiger und gerechter Abwägung aller Faktoren.

Kinkelin wollte möglichst vielen Leuten ein großes Maß von Bildung zugänglich machen und dadurch unser Volk befähigen, mit der Entwicklung der Kultur, von Wissenschaft und Kunst, Gewerbe, Industrie und Handel Schritt zu halten und seinen Platz an der Sonne zu behaupten.

Das innige und aufrichtige Wohlwollen für seine Schüler ist neben der Vorzüglichkeit seines Unterrichts und der Hochachtung vor seiner edelgesinnten Persönlichkeit wohl das Hauptmoment, warum ihn die Schüler liebten und warum auch in Versammlungen früherer Maturanden oder bei andern Zusammenkünften ehemaliger Schüler „Papa Kinkelin" die dankbare Verehrung bezeugt wurde.

In seinem warmen Mitgefühl für die Schwachen und Armen war er bemüht, auch den Unbemittelten die Bildungsgelegenheiten zugänglich zu machen. Darum hat er in Verbindung mit Professor Ed. Hagenbach gewirkt für die Unentgeltlichkeit des Unterrichts auf der höheren Schulstufe und sich verwendet für Schaffung von Stipendien. Der Weitherzigkeit seiner Auffassung entsprach auch seine entschiedene Haltung im Großen Rat und in der Presse zugunsten der Gleichstellung der auswärtigen Schüler mit den in Basel wohnenden.

Es entsprach ganz seinem Geiste, als bei Kinkelins Rücktritt vom Rektorate der Obern Realschule im April 1903 bei Anlaß des 50jährigen Jubiläums dieser Anstalt und der Einweihung des neuen Schulhauses die „Gesellschaft ehemaliger Schüler der Basler Realschule" sich bildete und durch ihren „Kinkelinfonds" zur Unterstützung unbemittelter Schüler ihrem verehrten Lehrer ein segenspendendes Denkmal schuf.

Den ihm unterstellten Lehrern war Rektor Kinkelin nicht ein schroffer Vorgesetzter, sondern ein freundlicher Kollege und wohlwollender Beamter, unter dessen Leitung es eine Freude war, des Lehramtes zu walten. Der Liebenswürdigkeit seines Charakters und seinem Gerechtigkeitssinn war es zu verdanken, daß zwischen Rektor und Lehrerkollegium stets das beste Einvernehmen herrschte und daß tiefer greifende Zwistigkeiten unter den Lehrern sich nicht einnisten konnten.

Rektor Kinkelin verkehrte gerne auch außerhalb der Schule mit seinen Kollegen. Dazu bot Gelegenheit der während einer

langen Reihe von Jahren jeden Samstagnachmittag ausgeführte Spaziergang Kinkelins nach St. Ludwig oder anderen benachbarten Orten Baſels. Hiebei ſchloſſen ſich in der Regel einige Kollegen und andere engere Freunde an. Das war ſozuſagen die einzige Erholung und Ausſpannung, die ſich Kinkelin gönnte. Hier trat er ſo ganz aus ſich heraus, erzählte unterwegs und beim gemütlichen Schoppen von fröhlichen und ernſten Erlebniſſen aus ſeiner Studienzeit und ſeiner pädagogiſchen und politiſchen Tätigkeit. Er ging auf die verſchiedenen Intereſſen ſeiner Kollegen ein, wobei ihm ſeine umfaſſende Allgemeinbildung und die gute Beleſenheit auch in nichtmathematiſchen Dingen und ſeine reiche Lebenserfahrung ſehr zuſtatten kamen.

Von Zeit zu Zeit wurden dieſe Samstags-Spaziergänge zu kleinen Familien-Ausflügen ausgedehnt, bei denen die Angehörigen des Rektors und der Lehrer einander kennen lernen und perſönlich nähertreten konnten. Bei dieſen Anläſſen bekam man einen Einblick in die herzlichen Familienverhältniſſe Kinkelins, die für ihn einen wohltuenden pſychiſchen Ruhepunkt bildeten in ſeinem vielſeitigen Wirken und Schaffen. Seine treffliche Gattin verſtand es, ihm ein angenehmes und heiteres Heim zu ſchaffen. In ſelbſtloſer Hingabe nahm ſie ihm alle Laſten des Haushaltes ab und ermöglichte es ihm ſo, ſich ganz ſeiner vielſeitigen Tätigkeit zu widmen. Leider hat die rauhe Hand des unerbittlichen Todes einige Male ſtörend in das Familienglück eingegriffen, das erſtemal, als eine langwierige Nierenkrankheit den vielverſprechenden Sohn Hermann im Alter von 18½ Jahren hinwegraffte, das zweitemal, als der liebe Schwiegerſohn, Schulinſpektor Dr. Franz Fäh, nach langer Krankheit den Seinen entriſſen wurde, und zum dritten Male beim Hinſchiede ſeiner tüchtigen und treu beſorgten Gattin. Als er ſich von ſeinen Aemtern zurückgezogen hatte und ſich die Mühen des Alters und die zunehmende Schwerhörigkeit je länger je mehr fühlbar machten und ihm den mündlichen Verkehr mit andern Leuten er-

ſchwerten, da war ihm die Liebe ſeiner Angehörigen und insbeſondere die hingebende Pflege ſeiner älteſten Tochter freundlicher Sonnenſchein.

Kinkelin iſt trotz aller großen Erfolge, die ihm aus ſeiner unermüdlichen Tätigkeit erwuchſen, ſtets der einfache beſcheidene Bürger geblieben. Nie hat er die hohen Ehrungen erwähnt, die ihm in der Heimat und im Ausland zuteil geworden ſind: die ehrenvolle Aufnahme ins Basler Bürgerrecht (1866), die Ehrenmitgliedſchaft verſchiedener Vereinigungen (Verein junger Kaufleute, Freiſinniger Schulverein, Basler Lehrerverein, ſchweizeriſche mathematiſche Geſellſchaft), die Verleihung des Franz Joſeph-Ordens für ſeine erſte ſchweizeriſche Schulſtatiſtik auf der Wiener Weltausſtellung (1873), die Anerkennungen für ſeinen Atlas über das ſchweizeriſche Schulweſen an den Weltausſtellungen in Philadelphia (1876) (große Medaille) und Paris (1878) (goldene Medaille) und die Ernennung zum Officier d'Académie durch die franzöſiſche Regierung (1889). Daß ihn dieſe Auszeichnungen gefreut haben, iſt ſelbſtverſtändlich.

Die allgemeine Anerkennung, die Kinkelin in weiten Kreiſen gezollt wurde, kam auch in der Glückwunſchadreſſe zum Ausdruck, die ihm von der philoſophiſchen Fakultät der Basler Univerſität auf ſeinen 70. Geburtstag (11. November 1902) zugeſandt wurde. Darin heißt es:

„. . . . Sie haben das ganze, ungeheuer weite Gebiet der Mathematik Ihren Schülern mit einer Klarheit vermittelt, die ſtets die größte Bewunderung Ihrer Zuhörer erregt hat. Dieſer Ihrer Tätigkeit verdankt die Wiſſenſchaft auch eine ſtattliche Reihe von Publikationen, in welchen Sie teils im bekannten Gebiete den Jüngern der Wiſſenſchaft die Wege geebnet, teils neue Ergebniſſe Ihrer Forſchungen niedergelegt haben.

Als echter Bürger eines republikaniſchen Gemeinweſens haben Sie Ihre Kraft nicht bloß der Löſung rein wiſſenſchaftlicher Probleme zugewendet, vielmehr iſt ein großer Teil

Ihrer Anstrengungen darauf gerichtet gewesen, in den Gebieten, wo exakte mathematische Behandlung der Fragen dem Gemeinwohle förderlich werden kann, Neues zu schaffen. Unser gesamtes schweizerischer Vaterland blickt zu Ihnen auf als zu dem erfolgreichsten Förderer der wissenschaftlichen Grundlagen ökonomischer Wohlfahrt und als zu einem Vorkämpfer im harten Streit gegen die Not als Folge von Krankheit, Alter und Tod. Nach Tausenden bemißt sich die Zahl der Gesellschaften und nach Hunderttausenden die ihrer Mitglieder, denen Ihr Rat zu gedeihlicher Entwicklung verholfen hat."

Im gleichen Sinne hat die Vereinigung schweizerischer Versicherungsmathematiker die Wirksamkeit ihres Präsidenten Kinkelin geehrt in einer am 80. Geburtstag überreichten Adresse: „Durch Ihre lebenslange Tätigkeit als Lehrer, Forscher, Berater und Begutachter auf dem Gebiet des Versicherungswesens, durch Ihre Förderung zweckmäßiger statistischer Beobachtungen, durch Ihre Wirksamkeit als Begründer und Leiter einer Lebensversicherungsanstalt haben Sie sich um die Einrichtungen sozialer Fürsorge und insbesondere um deren Würdigung und Ausbreitung in unserem Lande die größten Verdienste erworben.

Es ist Ihnen nicht nur beschieden gewesen, das Werden, Wachsen, Gedeihen und Blühen der Lebensversicherung in der Schweiz mitzuerleben, sondern selbst den tätigsten Anteil an ihrer Förderung zu nehmen.

Die Einrichtung und Umgestaltung von Kranken-, Pensions-, Witwen- und Waisenkassen gehen während Jahrzehnten auf Ihren Anstoß und Rat zurück. Dazu tritt noch Ihre Tätigkeit als Lehrer der Mathematik und Professor an der Universität Basel, als Schulmann, als Volkswirt und Politiker. Fürwahr ein überreiches Maß von Aufgaben und Leistungen, nur da zu finden, wo mit einer seltenen Arbeitskraft eine besondere Einsicht und ein hohes Pflichtgefühl sich verbinden."

Bei der allgemein anerkannten Tüchtigkeit und Pflichttreue und der erstaunlichen Arbeitskraft Kinkelins konnte es nicht ausbleiben, daß ihm von verschiedenen Seiten verlockende Anerbietungen auf Aenderung seiner Stellung gemacht wurden. Er ist aber dem seiner Natur am besten zusagenden Berufe als Hochschullehrer und Leiter einer höheren Mittelschule treu geblieben. So hat er ein ökonomisch glänzendes Angebot zur Leitung einer auswärtigen Versicherungsanstalt abgelehnt. Bei der Schaffung des eidgenössischen Versicherungsamtes in Bern, 1885, wurde ihm die Direktion dieses Institutes angeboten, die dann nach der Ablehnung Kinkelins sein ausgezeichneter Freund Dr. Kummer übernahm. Im Jahr 1886 war Kinkelin vom Basler Volke zum Regierungsrat gewählt worden, als Dr. J. Burckhardt aus Gesundheitsrücksichten vom Erziehungsdepartement zurückgetreten war. Kinkelin erbat sich vierzehn Tage Bedenkzeit, konnte sich aber dann nicht entschließen, das ehrenvolle Mandat anzunehmen.

Im Verkehr mit den Behörden vertrat Kinkelin mit großem Geschick die Interessen der Realschule wie des gesamten Schulwesens. Vor seinem Rücktritt vom Rektorat der Obern Realschule hat er noch in großer organisatorischer Arbeit die Verlängerung der Schule gesichert, den neuen Lehrplan unter Mitwirkung der Lehrerschaft zum Abschluß gebracht, den vertragsmäßigen Anschluß der Obern Realschule an die Eidgenössische Technische Hochschule bewerkstelligt und der Schule an der De Wette-Straße ein neues Heim verschafft. Dadurch hat er der Obern Realschule die Bahn geöffnet zur weiteren zeitgemäßen Entwicklung.

Kinkelin war bestrebt, auch über den Rahmen der Universität und der Schule hinaus der Belehrung und Erziehung des Volkes zu dienen. Er betrachtete die Wissenschaft als einen Teil des göttlichen Lichtes, das die Menschen in ihrer intellektuellen und sittlich-religiösen Entwicklung aufwärts bringen soll. Er wünschte, daß dieses Licht nicht nur einem kleinen Kreise bevorzugter Menschen leuchte, sondern daß

auch die große Masse des Volkes von den Resultaten der Forschung Kenntnis erhalte, so weit sich durch Popularisierung diese Ergebnisse allgemein verständlich machen lassen. In der Weckung des Interesses für die höheren geistigen Aufgaben der Menschheit erblickte er einen wichtigen Faktor zur Hebung des sittlichen Niveaus und zur Mehrung edler Lebensfreuden, die den Geist über die Fragen und Sorgen des Alltags hinausschauen lassen. Wir treffen darum Kinkelin mit Prof. Ed. Hagenbach unter den Begründern der Kommission für die populären Vorträge und Kurse und mehrmals auch unter den Vortragenden. Auch seine Feder hat er in den Dienst dieser allgemeinen Volksbildung gestellt, indem er einen gut verbreiteten Volkskalender als Mittel benützte, an der Belehrung weiter Volkskreise mitzuarbeiten. In den Jahren 1869 bis 1883 lieferte er dem „Hinkenden Boten" von Bern die astronomischen Angaben und außerdem eine ganze Reihe kleiner populärer Abhandlungen über Fruchtbarkeit, Krankheiten und Krieg, die Gletscher, die neuen Maße und Gewichte, das Thermometer, das Barometer, das Wetter, Ebbe und Flut, die Mondzeichen, die Kometen.

Das vielseitige Interesse Kinkelins macht es ohne weiteres verständlich, daß die politischen Ereignisse, die sich zur Zeit seiner Jünglingsjahre in unserem Vaterlande abspielten, die Freischarenzüge, der Sonderbundskrieg von 1847 und die Einführung der Bundesverfassung von 1848 auf seine Anteilnahme am öffentlichen Leben nicht ohne nachhaltigen Einfluß geblieben sind. Unter diesen Eindrücken ist er schon während seines Studiums in Zürich der freisinnigen Studentenverbindung „Helvetia" beigetreten, zu der er bis zu seinem Tode herzliche Beziehungen unterhalten hat. Es entsprach ganz der praktischen Anlage Kinkelins, daß er bei der Beurteilung der öffentlichen Angelegenheiten, deren Förderung er als eine selbstverständliche Bürgerpflicht betrachtete, seine mathematische Betrachtungsweise anwandte in der Erkenntnis, daß auch im Leben der Nationen und im

Verkehr der Völker mathematische Gesetze walten, deren Beobachtung, Studium und Anwendung die gesunde Entwicklung des nationalen Wohlstandes und der sozialen Gerechtigkeit günstig beeinflussen müssen. Darum hat Kinkelin den beiden unzertrennlich miteinander verknüpften Gebieten der Statistik und des Versicherungswesens seine volle Aufmerksamkeit geschenkt.

Das Schweizerische Statistische Amt in Bern gibt uns hierüber folgende Notizen:

„Als einer der ersten Männer, die dem hervorragendsten Zweige der angewandten Mathematik, der Versicherungswissenschaft, bei uns besondere Pflege angedeihen ließen, hat Kinkelin auch den Wert der Statistik gewürdigt und dieser zur Zeit der 60er und 70er Jahre noch so vernachlässigten Forschungsmethode Geltung zu verschaffen, sie zu entwickeln und fördern gesucht. Kinkelin war einer der Gründer der Schweizer. statistischen Gesellschaft, von 1866 bis zu seinem Tode Mitglied ihrer Zentralkommission und von 1877—1886 deren Präsident; ihm sind eine Reihe mustergültiger statistischer Arbeiten zu verdanken. Schon in der Probenummer der „Zeitschrift für schweiz. Statistik" erschien sein „Beitrag zur Statistik der schweiz. Industrie: Die Bandweberei in Basel" (1864). Im ersten Band dieser Zeitschrit veröffentlichte er eine erschöpfende Darstellung des Unterrichtswesens im Kanton Basel-Stadt (1865).

Er sammelte und bearbeitete das Material der ersten, von der Statistischen Zentralkommission beschlossenen und von der Statistischen Gesellschaft Ende 1865 durchgeführten Erhebung über die gegenseitigen Hilfsgesellschaften (Zeitschrift, 1867), wie auch die Zusammenstellung des von Dr. Kummer im Auftrage der Statistischen Gesellschaft gesammelten Materials über den Stand jener Hilfsgesellschaften im Rechnungsjahre 1879/80. Dabei beschränkte sich Kinkelin nicht bloß auf einen Ueberblick über die einschlägigen eidgenössischen und kantonalen gesetzlichen Bestimmungen und

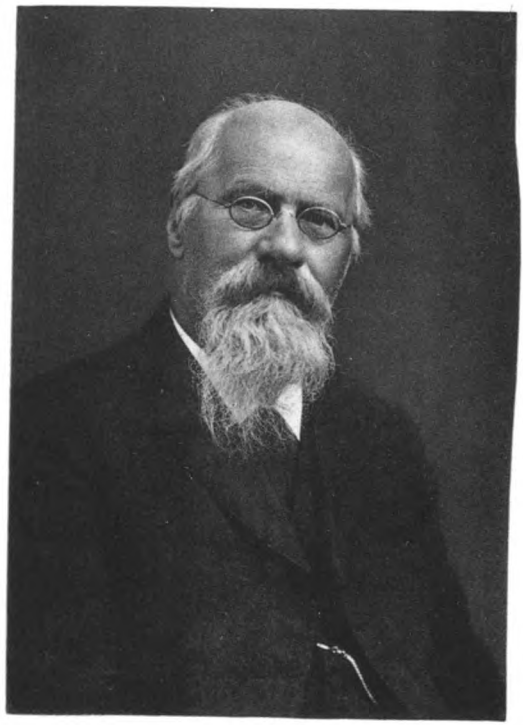
auf die zahlenmäßige Feſtſetzung der tatſächlichen Verhältniſſe, ſondern fügte eine ebenſo klare als volkstümlich geſchriebene Abhandlung über die techniſchen Grundlagen bei, was um ſo notwendiger erſchien, als damals keine einzige Krankenkaſſe „ihr Rechnungsweſen techniſch prüfte“. Seine in Verbindung mit Dr. Stößel und Dr. J. J. Kummer ausgearbeiteten „Ratſchläge für Einrichtung gegenſeitiger Hilfsvereine“ verdienen noch heute Beachtung (Schmid, Francke und Cie., Bern, 1887).

In ſeiner Abhandlung „Ueber die Einrichtung von Sterbeliſten“ (Zeitſchrift, 1870) hat Kinkelin die Mängel der von den Kantonen vereinbarten Formulare für die Auszüge aus den Totenregiſtern ſcharf beleuchtet, die Notwendigkeit der Ausarbeitung einer Mortalitätsſtatiſtik nach der Zeunerſchen Methode begründet und damit der von Kummer auf der Grundlage des Zivilſtandsgeſetzes von 1874 in geradezu vollendeter Weiſe durchgeführten Organiſation der Statiſtik der Bevölkerungsbewegung Bahn gebrochen.

Durch Ausgleichung und Ergänzung der ſchweizeriſchen Mortalitätstafel von Dr. Giſi (Zeitſchrift 1874) hat Kinkelin dieſe trotz ihrer Unvollkommenheit bedeutende Arbeit für Verſicherungszwecke „brauchbar zu machen“ geſucht.

Im Jahre 1873 erſchien das umfangreiche Werk „Statiſtik des Unterrichtsweſens in der Schweiz im Jahre 1871“ (H. Georgs Verlag, Baſel-Genf-Lyon), das Kinkelin im Auftrage des ſchweizeriſchen Departements des Innern für die Wiener Weltausſtellung ausgearbeitet hat, und in welchem die Geſetzgebung über das Primar- und Sekundarſchulweſen der Schweiz, wie auch die Organiſation, die Schülerzahl, die Dauer der Schulzeit und des Unterrichts, die Zahl der Lehrkräfte, die Größe der Lehrzimmer der einzelnen Schulen und die ökonomiſchen Verhältniſſe der Schulgemeinden eingehend zur Darſtellung gebracht wurden.

Die ſtatiſtiſche Tätigkeit Kinkelins fand denn auch volle Würdigung. Schon im Jahre 1870 wurde er vom Bundesrat



Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Basel.

zum Mitglied der vorberatenden Kommission für die Organisation der Volkszählung ernannt und hat seither in sämtlichen Expertenkommissionen, die mit der Beratung größerer statistischer Aufnahmen betraut waren, mitgewirkt. Ebenso wurde ihm vom Regierungsrate die Leitung und Bearbeitung der Volkszählungen von 1870 und 1880 im Kanton Basel-Stadt übertragen.

So ist Kinkelins Tätigkeit mit der Entwicklung der schweizerischen Statistik aufs engste verknüpft; seinen Anregungen ist es vor allem zu verdanken, daß die Bevölkerungsstatistik unseres Landes sich in kurzer Zeit eine geachtete Stellung erringen konnte."

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Versicherungswissenschaft auf eine exakte mathematische Grundlage gestellt wurde, hat Kinkelin als einer der ersten in der Schweiz sich die volle theoretische und praktische Beherrschung dieses angewandten Zweiges der Mathematik angeeignet und darin bald anerkannte Autorität erworben. Seine erste Schrift über das Versicherungswesen ist eine Abhandlung: „Die Mobiliar-Versicherung gegen Feuerschaden in den Kantonen der Schweiz", Basel, 1865. Ihr folgte die treffliche Publikation „Die Elemente der Lebensversicherungsrechnung" im Jahresbericht der Gewerbeschule Basel 1869. Aus dem von ihm bearbeiteten Werk der Schweiz. Statistischen Gesellschaft „Die gegenseitigen Hilfsgesellschaften der Schweiz im Jahre 1880" ist ein Teil „Ueber die Einrichtung von Sterbekassen" gesondert herausgegeben worden (1887).

Hunderte auf unrichtiger Grundlage aufgebaute Sterbekassen des In- und Auslandes haben seine Hilfe in Anspruch genommen und sind durch seinen stets bereitwilligen Rat vor dem Ruin bewahrt worden. In ungezählten Gutachten hat er den Versicherungsgedanken in Behörden und Volk getragen und so darauf hingearbeitet, die wirtschaftlichen Folgen von Krankheit, Unfall, Alter, Arbeitslosigkeit und Tod zu mildern. Er betrachtete es als eine seiner wichtigsten und schönsten

Lebensaufgaben, auf der realen Grundlage mathematischer Gesetze den Gedanken der Solidarität zu heben und das Wort „Alle für Einen, Einer für Alle“ zur Wirklichkeit werden zu lassen. Diesem Gedanken hat Kinkelin auch gedient durch seine langjährige Wirksamkeit als Präsident der Kommission der Allgemeinen Krankenpflege.

Der „Schweizerische Lebensversicherungsverein“ der eidgenössischen Beamten und Bediensteten, der im Jahre 1870 in St. Gallen zunächst als ein „Sterbeverein“ der Postangestellten mit Todesbeiträgen der Mitglieder von 50 Rp. bis Fr. 1.50 gegründet worden war, ist bei seiner Ausdehnung auf die Zollbeamten durch ein vom eidgen. Zolldepartement veranlaßtes Gutachten Kinkelins im Jahre 1875 zur Reorganisation auf versicherungstechnischer Basis genötigt worden. Von 1876—1890 hat Kinkelin jährlich die Berechnungen des aufblühenden Vereins geprüft und ihn auch nachher durch seine Ratschläge gefördert.

Auf die Feier des hundertjährigen Bestehens der Basler Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen machte Kinkelin in Verbindung mit Prof. Fritz Burckhardt, Rudolf Sarasin-Stehlin, Hieronymus Burckhardt-Iselin und Theophil Vischer die Vorarbeiten für eine gegenseitige, rationell eingerichtete Versicherungsanstalt für finanziell „kleine Leute“ gegen die Folgen von Alter und Tod. An der Jubiläumsfeier am 2. April 1877 konnte der Präsident Prof. Ed. Hagenbach-Bischoff die definitive Stiftung der Basler Sterbe- und Alterskasse und die Zeichnung eines Garantiekapitals von gegen hunderttausend Franken der Festversammlung mitteilen. Von dieser Zeit an bis zu seinem Tode ist Kinkelin der Vorsteher dieser segensreichen Anstalt geblieben, die sich unter Kinkelins Bemühungen mit den 1879 und 1880 entstandenen analogen Instituten von Zürich und St. Gallen im Jahr 1883 zur „Schweizerischen Sterbe- und Alterskasse“ erweiterte und zurzeit unter dem Namen „Patria, Schweizerische Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit“

eine hervorragende Stellung einnimmt. Die von Kinkelin selbst verfaßten Jahresberichte von 1882—1911 geben ein gutes Bild der Entwicklung dieser Institution, der Kinkelin mit so viel Umsicht, Aufopferung und Treue vorgestanden hat.

Von den gedruckten Gutachten und Vorträgen Kinkelins aus dem Gebiet des Versicherungswesens seien noch erwähnt:

„Bericht über die Revision der Statuten des bernischen Lehrervereins" (1872);

„Bericht an das Departement des Innern des Kantons Basel-Stadt über die Krankenkassen in Offenbach a. M., Karlsruhe und Stuttgart" (1889);

„Alters- und Invaliditätsversicherung", Vortrag, gehalten am 4. Juli 1897 im Basler Großratssaal an der Jahresversammlung des schweiz. kaufm. Vereins;

„Das Versicherungsgesetz", Vortrag in der Männer-Helvetia Basel, 20. Dezember 1899;

„Gutachten über Errichtung einer obligatorischen kantonalen Anstalt für Invaliditäts- und Altersversicherung" an Landammann Blumer, Glarus 1904;

„Gutachten über abgekürzte Prämienzahlung im Pestalozziverein badischer Lehrer" (1904);

„Gutachten über die Lehrer-Pensionskassen der Stadt Luzern" an Stadtrat Ducloux, Luzern;

„Lehrer-Witwen- und Waisenkasse der Stadt Basel", Referat vom 21. Nov. 1906.*)

Den Höhepunkt von Kinkelins politischem und versicherungstechnischem Wirken bildet seine Tätigkeit im Nationalrat in der Periode der Versicherungsgesetzgebung. Es wird uns hierüber von zuständiger Stelle aus dem Bundeshause geschrieben:

„Als es sich darum handelte, das System der Fabrikhaft-

*) Ein ausführliches, 136 Nummern umfassendes Verzeichnis der gedruckten Arbeiten Kinkelins aus seinen verschiedenen Arbeitsgebieten ist in den Verhandlungen der Schweiz. Naturforsch. Gesellschaft, 1913, veröffentlicht.

pflicht durch die ſtaatliche Unfallverſicherung zu erſetzen, wurden Kinkelin und Forrer vom eidgenöſſiſchen Induſtriedepartement, Herrn Bundesrat Deucher, mit der Begutachtung der Frage betraut. Das ausführliche Gutachten von Kinkelin trägt das Datum vom 25. Oktober 1889 und kam, wie die Denkſchrift Forrers, zu einem die Frage bejahenden Schluſſe. Nachdem die nötige Verfaſſungsreviſion durchgeführt worden und Nationalrat Forrer den Entwurf eines Bundesgeſetzes über die Kranken- und Unfallverſicherung ausgearbeitet hatte, wurde zur Durchberatung des Entwurfes eine Expertenkommiſſion beſtellt; Kinkelin war Mitglied derſelben und nahm an den Verhandlungen (Mai und Oktober 1893) außerordentlich lebhaften Anteil.

Er war unterdeſſen, Ende 1890, in den Nationalrat eingetreten und blieb in dieſer Behörde bis 1899. Er ergriff nur das Wort, wenn es ſich um Fragen handelte, in denen er Fachmann war, wurde aber ſtets ſehr aufmerkſam angehört. In beſonderer Erinnerung iſt ſein Bericht über die Einführung der mitteleuropäiſchen Stundenzonenzeit geblieben. Er hatte an der Wand des Saales eine Karte von Europa aufhängen und einen Globus vor derſelben aufſtellen laſſen, verſah ſich mit einem langen Stab und erklärte nun den ihn wie eine Schülerſchar umgebenden Kollegen den Begriff der Stundenzonen, mit dem Stabe an der Karte herumzeigend. Ein ſolcher Vortrag hat ſich ſeither im Nationalratsſaale nicht wiederholt.

Als, 1894, der bundesrätliche Entwurf des Geſetzes über die Kranken- und Unfallverſicherung an den Nationalrat gelangte, wurde Kinkelin ſelbſtverſtändlich wiederum Mitglied der verordneten Kommiſſion und übte durch ſeine Sachkenntnis einen entſcheidenden Einfluß auf die techniſche Geſtaltung aus. Im Verlaufe ergab ſich die Zweckmäßigkeit der Anfügung eines dritten Teiles neben der Kranken- und Unfallverſicherung, beſtehend in der Militärverſicherung. Dieſen dritten Teil hat Kinkelin, und zwar meiſterhaft, ausgearbeitet. Er wurde faſt unverändert angenommen. In der Volks-

abſtimmung vom 10. Mai 1900 wurde das ganze dreiteilige Geſetz verworfen.

Da die Militärverſicherung an und für ſich auf keinen Widerſtand geſtoßen war, wurde jener dritte Teil als beſonderes Geſetz vom Bundesrat alsbald den eidgenöſſiſchen Räten vorgelegt und paſſierte die verſchiedenen Beratungsſtadien ohne Schwierigkeit, ſo daß das Geſetz am 1. Januar 1902 in Kraft trat und ein dauerndes Denkmal der öffentlichen Tätigkeit Kinkelins bildet."

Daß Kinkelins Tätigkeit im Nationalrat weniger im Ratsſaal als in den Arbeiten ſpezieller Kommiſſionen lag, zeigt der Hinweis auf die verſchiedenen nationalrätlichen Kommiſſionen, denen er im Laufe der drei Amtsperioden von 1890—1899 angehörte. Als Präſident leitete er für je eine Seſſion die Kommiſſionen zur Begutachtung folgender Fragen: Verwendung des Alkoholzehntels, Schiffahrts- und Hafenordnung für den Bodenſee, Unterſee und Rhein, Stundenzonenzeit, Gebäude für die mechaniſch-techniſche Abteilung des eidgenöſſiſchen Polytechnikums; ferner war er z. B. Mitglied in den Kommiſſionen zu Beratungen über Kaufmänniſches Bildungsweſen, Schweizeriſche meteorologiſche Zentralſtation, Nationalbibliothek, Schulwandkarte der Schweiz, Gewerbegeſetzgebung, Kranken- und Unfallverſicherung, Militärverſicherung, Haftpflicht der Eiſenbahnen bei Tötungen und Verletzungen, Eidgenöſſiſche Volkszählung, Kriegsmaterialanſchaffungen, Erleichterung der Einbürgerung von Ausländern.

Kinkelin hat an der Umgeſtaltung der politiſchen und der religiöſen Verhältniſſe in Baſel in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen hervorragenden Anteil genommen. Von Natur aus mit einem umfaſſenden und weitherzigen Geiſte ausgerüſtet, durch den Verkehr mit freiſinnigen Männern der Heimat und mit badiſchen Flüchtlingen von 1848 und 49 in ſeinem Streben nach individueller Entfaltung gefördert, war er ein ausgeſprochener Gegner jeder engen Schablone auf politiſchem und religiöſem Gebiet.

Er schloß sich daher Ende der sechziger und anfangs der siebziger Jahre den gleichgesinnten Bürgern an, die eine Erweiterung der demokratischen Prinzipien im politischen Leben und eine Befreiung des religiösen Lebens von starrem Dogmatismus anstrebten. Im Verein mit den führenden Männern jener Bewegung, wie Dr. Karl Brenner, Wilhelm Klein, Th. Hoffmann-Merian, Dr. F. Göttisheim u. a. wirkte er mit an den parteipolitischen Kämpfen, die zu einem Wechsel des politischen Systems und zu einer freisinnig-demokratischen Mehrheit in der Bevölkerung und in den Behörden Basels führten. Er ist bis ins hohe Alter ein Führer der freisinnig-demokratischen Partei geblieben. In den politischen und religiösen Kämpfen hat Kinkelin stets in durchaus sachlicher Art und Weise seine Anschauungen zum Ausdruck gebracht und unter Respektierung der Ueberzeugung Andersdenkender die Gegner nie verunglimpft. Seine offene ritterliche Kampfweise hat der von ihm verfochtenen Richtung große Erfolge errungen und ihm bei Freund und Gegner die unbedingte Anerkennung und die allgemeine Hochachtung eingetragen.

Die philosophischen und religiösen Probleme haben Kinkelin vielfach beschäftigt. Spinoza hat er im lateinischen Text durchgearbeitet. Als Ende der 60er und in den 70er Jahren unter der impulsiven Initiative von Th. Hoffmann-Merian, Dr. Daniel Ecklin, A. Brenner-Fäsch, Dr. Karl Brenner, Kandidat Hörler, Dr. Gsell-Fels u. a. die liberal-religiösen Vorträge von Heinrich Lang, A. Bitzius, A. Altherr in der Aula des Museums, in der Safranzunft und in der Martinskirche mit darauffolgenden wuchtigen Diskussionen vom Reformverein organisiert wurden, nahm auch Kinkelin an dieser Bewegung teil. Pfarrer Alfred Altherr, der als erster „Reformer" in Basel unerschrocken und unverzagt trotz vieler Anfeindungen in stetiger treuer Arbeit der kirchlich-freisinnigen Richtung die Wege ebnete, mächtig unterstützt durch den ein Jahr später auf die Münsterkanzel berufenen Oberst-helfer Zwingli Wirth, fand in Kinkelin stets einen zuver-

läſſigen Rückhalt. Auch in den ſpäteren Jahren, nachdem die freiere Auffaſſung des proteſtantiſchen Chriſtentums weitere tüchtige Vertreter in Oskar Brändli, Prof. Paul Böhringer, Auguſt Steiger u. a. gefunden und ſich dauernd das Bürgerrecht im religiöſen Leben erworben hatte, bewahrte Kinkelin dieſer Seite des geiſtigen Lebens ein warmes Intereſſe. Von 1870—1898 gehörte er als Vertreter der St. Leonhardsgemeinde der kirchlichen Synode an. Sein Gehörleiden, das ſchon weit zurückdatiert und ihn ſeinerzeit militärfrei gemacht hatte, hielt ihn zwar vom Kirchenbeſuch ab, dagegen beſuchte er oft die Familienabende des kirchlich-freiſinnigen St. Leonhardsvereins, wo er ganz in der Nähe des Vortragenden Platz nehmen und daher deſſen Ausführungen folgen konnte. Am erſten Basler Reformtag im Jahre 1878 übernahm er eines der beiden Hauptreferate. Sein Vortrag über „Glauben und Wiſſen“ iſt in der „Reform, Zeitſtimmen aus der ſchweizeriſchen Kirche“, Jahrgang 1878, veröffentlicht worden. Seine von religiöſem Gefühl getragene und auf die weitherzigſte Toleranz gegründete Weltanſchauung gab er auch kund in ſeinem Aufſatz „Religion und wiſſenſchaftliche Forſchung“, der in den von Friedrich Mann herausgegebenen „Deutſchen Blättern für den erziehenden Unterricht“ in Nr. 13 des 7. Jahrganges, 1880, erſchienen iſt.

Im Hinblick auf die Neuordnung des Verhältniſſes von Kirche und Staat und der gegenwärtig in den ſtaatlichen und kirchlichen Behörden und in der Preſſe diskutierten Frage des Religionsunterrichts für die Jugend dürfte es viele Leſer intereſſieren, die Anſchauungen des Mathematikers und Schulmannes Kinkelin über Religion und Wiſſenſchaft etwas genauer kennen zu lernen. Wir wollen darum Kinkelins Ausführungen in einigen Hauptpunkten wörtlich wiedergeben. Unter Hinweis auf die allmähliche Entwicklung des erfahrungsmäßigen Denkens im Menſchen durch die Erſcheinungen in der Natur ſchreibt Kinkelin: „Je größer, je erhabener dieſe Erſcheinungen waren, um ſo mehr, um ſo

tiefer ergriffen sie sein Gefühl und regten sein Denken an, das ihm sagen mußte: Es gibt zweierlei Dinge auf der Welt, solche, die du mit deinem Geiste bewältigen und deren Zusammenhang mit andern du erkennen kannst, und solche, bei denen weder dein Wille, noch deine Kraft, noch dein Geist ausreichen, sie zu bewältigen. Von dem Augenblicke an, wo diese Erkenntnis erwachte, war der Gegensatz von Glauben und Wissen geboren, von dem Glauben an Dinge, in deren Inneres wir mit den durch die Erfahrung gebotenen Mitteln nicht dringen können, und dem Wissen von Dingen, von denen uns Erfahrung und Denken die Waffen in die Hand drücken, den Zusammenhang zu erkennen. Nicht das Wunder ist des Glaubens Kind, sondern der Glaube das Kind des Wunders. Denn um den Menschen her ist alles Wunder, und nur das verliert für ihn die Eigenschaft des Wunderbaren, das mit seinen durch Induktion gewonnenen Erfahrungen durch Denken in Einklang zu bringen ist. Was dessen nicht fähig ist, bleibt ihm ein Wunderbares, und der Versuch, die verschiedenen wunderbaren Dinge in Einklang zu bringen durch Voraussetzung einer gemeinsamen Quelle gebiert den Glauben."

Als Mathematiker knüpft Kinkelin an die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Raum, Zeit, Zahl, Kraft, Beharrungsvermögen, Schwerkraft und an die Prinzipien der Erhaltung der Materie und der Energie an und fährt weiter:

„Jedem denkenden Menschen, und es gibt wohl wenige, denen dieses Prädikat nicht zukommt, liegt das unwiderstehliche Bestreben inne, seine Anschauungen auf eine Einheit zurückzuführen, sie harmonisch zu einem Ganzen zu gestalten. Wahrlich, es gibt nichts Ernsteres, nichts tiefer Begründetes, als dieses Streben, das aufs innigste mit unserer Sittlichkeit verbunden ist und ohne das sich diese nicht wohl denken läßt. Jeder von uns hat es wohl erfahren, was es heißt, widersprechende Lehrmeinungen miteinander in Einklang zu bringen, gleichsam mit ihnen zu kämpfen, bis die eine von

ihnen unter der Wucht der für die andern sprechenden Gründe fällt. Dieser schwere Kampf ist zurzeit wohl nur wenigen Glücklichen erspart, deren geistige Organisation die Kraft besitzt, sofort alles, was ihr nicht angepaßt ist, beiseite zu legen. Eine andere Frage aber ist es, ob es notwendig ist, diesen Kampf schwerer zu machen, als es die Natur der Dinge selbst mit sich bringt. Diese muß unbedingt verneint werden. Wie viele der edelsten Menschen sind an dieser Prüfung gescheitert und haben Schaden an ihrer Seele gelitten. Und wie viele quälen sich ihr Leben lang mit der Beantwortung der Widersprüche . . . Aber die in dem innern Kampf verlorenen Kräfte lassen sich nicht wieder ersetzen, sie sind für den Einzelnen wie für die Gesamtheit verloren. Wie viel besser würden sie verwendet, wie viel reicher gestaltete sich das geistige und seelische Leben, wenn schon der Jugend eine harmonisch durchgebildete Glaubenslehre nach dem Stande der jeweiligen Grenze von Glauben und Wissen dargereicht würde. Wie viel höher würden die sittlichen und göttlichen Ideale steigen, während sie jetzt mit den Nebeln in der Tiefe streiten müssen."

Die Frage, ob durch die Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung der Glaube durch das Wissen je länger je mehr reduziert und schließlich ganz durch das Wissen ersetzt werde, beantwortet Kinkelin durch folgende Erwägungen:

„Mit der wachsenden Erkenntnis wächst auch unsere geistige Befähigung überhaupt, und wenn ich ein Wissensgebiet beherrscht zu haben meine, steigt sofort ein anderes unbezwungenes vor meinen Blicken auf, drängen sich neue Fragen heran und harren ihrer Bewältigung, es öffnen sich neue Gebiete für unsern Glauben. Daß dem so ist, lehrt uns wieder die Geschichte der Menschheit."

„Wir geben gerne zu, daß der Gewinn auf dem Gebiete der Erkenntnis nicht immer *gleichzeitig* auch einen solchen auf dem des Glaubens bedingt. Es kann Zeiten geben, wo die Ausbildung der Erfahrungskenntnisse die-

jenigen des Glaubens hinter sich läßt, wo sich die größere Summe der Geisteskräfte der Menschheit auf die Vermehrung der Erfahrungskenntnisse wirft und die Ausdehnung des Glaubensgebietes vernachlässigt. Von einer solchen Zeit sind wir Zeugen; man pflegt sie die materialistische zu nennen. Es gibt aber auch Zeiten, wo das Umgekehrte der Fall ist, eine solche war die Ausbreitung des Christentums, und eine solche wird wieder kommen, wenn unser Geschlecht an einer Grenze naturwissenschaftlicher Erfahrung wird angelangt sein, die ihm nur noch langsames Weiterschreiten auf dieser Bahn gestattet. Die Geschichte der Menschheit rechnet nicht mit kleinen Zahlen, sondern mit Jahrhunderten und Jahrtausenden."

„Wie die Zeiten intensiver Glaubensentwicklung ihre Ausschreitungen aufweisen, so auch die der intensiven Wissensentwicklung .... Allein wir müssen doch nicht die wissenschaftlich fortschreitende Erkenntnis für die Ausschreitungen verantwortlich machen. Die erstere liegt in der Natur des menschlichen Geistes, in seinen besten Kräften begründet, die letztern sind Folge seines Unvermögens, die geistige Erweckung sofort und konsequent für den Glauben zu verwerten. Der sinnliche Materialismus ist nicht eine *Folge* des wissenschaftlichen, sondern eine *Zugabe* zu demselben, hervorgerufen durch die Schwachheit der Menschennatur.... Die Geschichte späterer Geschlechter wird es lehren, daß der Fortgang der Erkenntnisentwicklung dem religiösen Glauben der Menschheit keinen Eintrag tut, sondern denselben erhebt und läutert."

„Unsere Aufgabe aber ist es, darnach zu streben, einmal, daß dieser Klärungsprozeß möglichst ungestört vor sich gehe, daß die Hindernisse weggeräumt werden, welche der harmonischen, nach Einheit strebenden Entwicklung der Geister im Wege stehen, daß wir das jetzige und das nachkommende Geschlecht nicht an der Aufgabe sich abmühen lassen, Widersprüche zu lösen, der die meisten nicht gewachsen sind. Zweitens

aber bemühen wir uns, die Grundlagen des Glaubens den Erkenntnissen anzupassen, beleben wir sie mit den Blüten und Früchten, die ihnen ein guter Gärtner in überreichem Maß zu entlocken vermag. Mit einem Wort, treten wir den neuen Erkenntnissen, die doch ihren Weg in die Geister finden werden, nicht entgegen, bekämpfen wir nicht durch sie erzeugte Weltanschauung, sondern füllen sie mit den göttlichen und sittlichen Idealen aus dem unerschöpflichen Born unseres Christentums. Dann wird *sicher* das Gebiet des Glaubens wieder weiter und der sinnliche Materialismus überwunden werden."

Kinkelin hat mit hellem Blick in die Zukunft geschaut. In seinem unerschütterlichen Idealismus stand für ihn sicher, daß trotz aller Kämpfe und zeitweiser Rückschläge die Entwicklung der Menschheit aufwärts weist. In seinen Ausführungen über Wissen und Glauben deutet er die Ueberzeugung an, daß der Weg der wissenschaftlichen Forschung oberflächlich betrachtet von den religiösen Problemen wegleiten kann, aber bei intensiver Vertiefung doch wieder um so näher zur Gottheit zurückführen muß.

Als in Basel die kirchlichen Kämpfe in eine mildere Entwicklung übergingen und die beiden Hauptrichtungen der evangelisch-reformierten Kirche, losgelöst vom Staat, sich anschickten, in voller Eintracht unter einer weitherzigen Kirchenverfassung, um die man uns anderorts mit Recht beneidet, auf dem Grund echt protestantischer Geistesfreiheit ihre Verhältnisse neu zu ordnen, da hat sich auch Kinkelin aufrichtig und herzlich gefreut.

Ueberblicken wir nun Kinkelins Lebenswerk und beachten dabei seine philosophisch-religiöse Weltanschauung und sein warmes Mitgefühl für die Bedrängten und Schwachen, so wird uns der Sinn und Geist seines Wirkens und Schaffens leicht verständlich. Das große theoretische Interesse und eine bedeutende Anlage zu erfolgreichem Forschen auf dem Gebiet der reinen Mathematik bewies er schon in jungen Jahren durch

seine ersten Publikationen, und doch hat er seine Haupttätigkeit der angewandten Mathematik, der Schule und dem öffentlichen Leben zugewendet, wohin ihn Herz, Gewissen und Lebensauffassung gezogen haben. Der Glaube an den Sieg des Guten bildete die solide Grundlage für seinen unerschütterlichen Idealismus und seine Zuversicht. Das Bewußtsein der Verantwortlichkeit gegenüber der göttlichen Stimme des Gewissens gab seinem Leben eine bestimmte Richtung: Die Förderung der Volkswohlfahrt war das Leitmotiv seines Wirkens.

Kinkelin hat im mathematischen Schulunterricht und in den Universitätsvorlesungen manches Maximum- und Minimumproblem theoretisch behandelt, die edelste Maximumaufgabe hat er durch sein Lebenswerk praktisch gelöst: die ihm verliehenen Gaben des Verstandes und Gemütes bei einem Mindestmaß von Lebensansprüchen auszunützen zu einem Höchstwert der Leistungen im Dienste der Gesamtheit.

Johannes Jung von Petershausen.

Vom Augustinerkloster Petershausen bei Konstanz auf die Kanzel von St. Peter in Basel.

Von Karl Gauß.

Vom Augustinermönch zum Prediger des Evangeliums. Der Weg ist bekannt. Ist ihn doch einer der Allergrößten gegangen, Martin Luther. So hoch wir aber auch die Reformatoren selbst über ihre Mitarbeiter stellen und ihnen die besondere Stellung lassen, die ihnen gegeben war, es hat nicht nur seinen Wert, sondern auch seinen besondern Reiz, auch kleinere Geister auf ihrem Wege zu begleiten. Denn einmal darf doch nicht vergessen werden, daß auch die Könige nicht bauen könnten, wenn nicht die Kärrner ihre Arbeit leisteten, und dann fühlen wir uns diesen weniger Großen verwandter und näher als denen, die auf einsamen Höhen ihren Weg wandeln. Die folgenden Blätter möchten einen Mann der Vergessenheit entreißen, der das Interesse auch der Gegenwart wohl verdient und der sich auch neben größeren Zeitgenossen wohl sehen lassen darf.

Johannes Jung, um das Jahr 1500 in Bischofszell geboren, trat in das Augustinerkloster Petershausen bei Konstanz ein. Größer als seine Ausbildung war seine Begabung. Er wurde Küster des Klosters. Vom Evangelium erfaßt, anerbot er sich, wenn der Prälat es erlaube, zu predigen. Der Rat von Konstanz stellte beim Abt das Gesuch. Der Abt schob die Angelegenheit auf die lange Bank. Am 10. März 1528 aber verordnete der kleine und große Rat, die Mönche in den fünf noch vorhandenen Klöstern sollten binnen angesetzter Frist die Messe aus heiliger Schrift be-

weiſen oder ſie abtun. Die Schotten, Franziskaner, Dominikaner und Auguſtiner, an Zahl bereits ſehr zurückgegangen, fügten ſich großenteils dem Willen des Magiſtrats, welcher ihnen nicht nur das ins Kloſter mitgebrachte Vermögen zurückerſtattete, ſondern auch Penſionen anwies und die Wahl ließ, ob ſie im Kloſter wohnen bleiben wollten oder nicht. Dem Beſchluß widerſetzte ſich mit aller Gewalt der Abt im Kloſter Petershauſen, Gebhard Dornsberger. Als ihm jedoch mit der Zeit die Lage zu bedenklich wurde, packte er die Kleinodien und Briefe des Kloſters zuſammen und begab ſich ohne Abſchied nach Ueberlingen. Nur zwei Kloſterleute, einer von ihnen Johannes Jung, blieben zurück. Die Gefälle des Kloſters fielen an die Stadt, das Kloſter ſelbſt wurde von der Stadt in Beſitz genommen. Die Mönche leiſteten dem Rate den Eid und ließen im Juli 1530 den letzten Reſt der lateiniſchen Sprache in ihrem Gottesdienſte fallen.

Mit den Reformatoren in Konſtanz ſtand Jung in freundſchaftlichem Verkehr. Zwinglis Tod ging ihm ſehr zu Herzen, ebenſo die allgemeine Verwirrung und die Schmähung des Evangeliums, die ihm folgten. Stand damals auch in Konſtanz alles gut, ſo hegte Jung um ſo mehr für ſeine Vaterſtadt die ſchwerſten Bedenken. Er begab ſich daher nach Biſchofszell, um ſeine bedrängten Freunde zu tröſten, mußte aber zu ſeiner Betrübnis erkennen, daß die Prediger mit dem Rat nicht einig waren. Der Rat wie der Vogt hielten zum alten Glauben. Unter dem Volk waren nur wenige Anhänger des Evangeliums. So treu auch der Pfarrer war, er war machtlos und konnte nicht viel ausrichten. Es ſtand zu befürchten, daß der Biſchof von den Eidgenoſſen die Wiederherſtellung des alten Glaubens verlangen könnte, und daß viele aus Haß gegen die Prediger das Evangelium von ſich werfen würden. Der Gedanke einer Reaktion war Jung unerträglich. Lieber wollte er ſterben, als dieſen Umſchlag mit anſehen müſſen. Er wünſchte darum, daß Ambroſius Blaurer, der damals mit Oekolampad in Eßlingen refor-

mierte, in Bischofszell das Häuflein der Evangelischen stärke. Vorläufig geschah allerdings nichts.

Unterdessen predigte Jung und studierte. Seine Verantwortung wuchs, als A. Blaurer im Frühsommer 1534 nach Tübingen berufen wurde, um die Stadt und die Universität zu reformieren. An der Zusammenkunft der schwäbischen Theologen, welche auf Veranlassung Butzers in Konstanz im Dezember desselben Jahres stattfand, nahm Jung persönlich teil und wurde von Joh. Zwick beauftragt, über die Verhandlungen an Blaurer nach Tübingen zu berichten. Er war allerdings mit sich selbst noch nicht ins Reine gekommen, wie er die Einigungsversuche Butzers zu beurteilen habe. Niemand wünschte sehnlicher als er den Frieden, allein es war ihm wie andern nicht gewiß, ob der Weg Butzers und seiner Freunde zum Frieden führen werde.

Jung hatte sich mit einer Priesterstochter verheiratet. Allein der Schwiegervater, der im Ehebruch gelebt hatte und die verlockenden Augen seiner Geliebten nicht vergessen konnte, machte dem Schwiegersohne ernstlich zu schaffen. Der Sünder wurde vor die Wahl gestellt, die Forderung seiner kirchlichen Vorgesetzten zu erfüllen, oder die Pfründe zu verlieren. Jung hielt es trotz der Versicherung seiner Verwandten und der Schwiegermutter, daß er seinen Fehltritt bereue, für das Beste, daß er fortziehe, und bat A. Blaurer, ihm eine Schreiber-, nicht eine Predigerstelle zu verschaffen. So könnte er gerettet werden.

Zu dem häuslichen Kummer kamen die Sorgen um seine heimatliche Kirche. Im Thurgau machten damals die Katholischen Anstrengungen, ihre verlorene Stellung zurückzugewinnen. Der Pfarrer von Wuppenau, Ulrich Lieb von Bischofszell, wurde in Wyl gefangen gesetzt. Nach seiner Entlassung flüchtete er sich zu Jung nach Konstanz, der ihn aufnahm und ihn Blaurer für eine Stelle empfahl. Johannes Ritter von Weinfelden konnte mit genauer Not den Häschern entrinnen und fand bei Johannes Zwick gastliche Aufnahme.[1])

Beſonders nahe berührte Jung das Schickſal ſeiner Vaterſtadt Biſchofszell. Die ganze Gemeinde war evangeliſch und feſt entſchloſſen, auch nicht um Haaresbreite von der Gerechtigkeit zu weichen. „Wir begärend Rechts, Rechts, Rechts!“ war ihre Loſung. Der Basler Antiſtes Mykonius munterte ſie in einem warmen Briefe auf, in ihrem ſchweren Kampfe auszuhalten. Vier Pfaffen und der Vogt verlangten anfangs Februar 1535 die Wiedereinführung der Meſſe. Jung eilte in dieſer gefahrvollen Zeit nach Biſchofszell. In der Kirche war ein neuer Altar aufgeſtellt worden. In der Nacht, bevor die erſte Meſſe geleſen werden ſollte, ſtiegen einige Leute auf Leitern zu den Fenſtern hinauf und warfen Kot vor den neuen Altar, andere zerbrachen die Orgel. Tags darauf predigte Petrus Spiſer von Ueberlingen, der Propſt des Biſchofszeller Stiftes. Jung ſchildert in wenig reſpektvollen Ausdrücken die ganze Unfähigkeit des Mannes, der gerade das Gegenteil von dem erreichte, was er beabſichtigt hatte.[2]) Jung ſelbſt wurde aufgefordert zu reden. Er tat es mit Mäßigung; er pries das Wort Gottes und appellierte mit dem Hinweis auf das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum an das Gewiſſen ſeiner Zuhörer. Sodann trat er dem Doktor in bezug auf ſeine Lehre von der Buße, den guten Werken und der Kirche entgegen und ermahnte ſchließlich den Rat und das Volk, dem Evangelium treu zu bleiben.

Jung hatte ſchon längſt und je länger je mehr geſehen, „wie hinderlich die Unkenntnis der Sprachen im Studium der heiligen Wiſſenſchaften“ war. Er war zum Predigtamte in einem Alter berufen worden, wo es beſſer für ihn geweſen wäre, wenn er weiter hätte lernen können. A. Blaurer hatte ihm früher ſchon (1533) empfohlen, noch einige Jahre auf das Studium der Sprachen und Wiſſenſchaften zu verwenden. Allein es hatte ſich ihm dazu keine Möglichkeit geboten. Inzwiſchen hatte der ſtrebſame Mann auf andere Weiſe ſich bemüht, an ſeiner Weiterbildung zu arbeiten und bereits auch im Griechiſchen einen Grund gelegt, obwohl er,

trotz allem Eifer, keinen Lehrer hatte finden können. Bereits hatte er über der Sorge für die Gattin und Kinder und über der Last des Amtes alle Hoffnung aufgegeben, die Lücken seines Wissens auszufüllen und besser gerüstet zum Predigtamt zurückkehren zu können. Unerwartet aber sah er sich nun vor die Erfüllung seiner Wünsche gestellt. Als im Frühjahr 1534 A. Blaurer nach Tübingen berufen worden war, wurde Jung der Lehrer Margaretha Blaurers. Der wissenschaftliche Verkehr mit ihr war ihm „für wahre Frömmigkeit und Bildung förderlicher als irgend etwas bisher." Er rühmte in der Folge ihren Eifer und ihren Ernst und bekannte auch gerne, daß sie ihm überlegen sei. Sie hinwiederum stellte ihrem Lehrer aus der Bibliothek des Bruders allerlei Bücher, so die Briefe des Erasmus, zu, die Jung mit Nutzen und Freude las; ja sie bestimmte ihren Bruder Thomas, Jung in den Anfangsgründen des Hebräischen zu unterrichten. Der künftige Staatsmann tat es aufs liebevollste und sorgfältigste, Jung vermochte allerdings mit den Vorlesungen des gelehrten Bürgermeisters kaum Schritt zu halten, fühlte sich gelegentlich auch etwas bedrückt, daß er durch seine nicht endenden unzeitigen Fragen ihn in seiner Muße störte und ihn auch den öffentlichen Interessen und Geschäften entzog. Dazu kam noch, daß bald der Lehrer, bald der Schüler durch dringende Arbeit verhindert war. Diese Hindernisse ließen in Jung den Wunsch aufkommen, ein Jahr ganz dem Studium zu leben. Er teilte A. Blaurer seine Absicht mit, durch einen andern etwa ein Jahr lang sich vertreten zu lassen, seine Gattin samt dem einzigen Töchterchen zu den Eltern zu senden und in Tübingen auf seine Kosten die Vorlesungen des Simon Grynäus und anderer besonders in den Sprachen zu hören. Einem Manne, der bereit war, das Zusammensein mit Frau und Kind eine Zeitlang den Studien zu opfern, glaubt man gerne die Versicherung: „Ich würde mir Mühe geben, daß wir den Entschluß nicht zu bereuen hätten." Allein Jung mußte sich noch gedulden, nicht zu seinem Schaden.

Denn Grynäus kehrte nach Basel zurück. Im folgenden Frühjahr (1536) aber sandte der Rat von Konstanz Jung mit Weib und Kind und der Dienerin Verena als Nährvater und Erzieher einiger Konstanzer Jünglinge nach Basel, um ihm selbst auch Gelegenheit zum Studieren zu geben. Um Pfingsten kam er in Basel an. Angenehm empfand er wie eine Befreiung aus der Enge die Weite der Mauern Basels; dagegen stand er unter dem bemühenden Eindruck, daß an öffentlicher Ehrbarkeit, Eintracht der Amtsbrüder und der Behörde wie an allgemeiner Frömmigkeit die Rheinstadt hinter Konstanz weit zurückstehe. Die Hauptsache aber war ihm, daß für seine Studien gut gesorgt war, die Vorlesung des Grynäus und die hebräische Münsters waren ihm besonders wertvoll. Während der Konkordienverhandlungen benützte Johannes Zwick in Konstanz Jung, um Myconius und Simon Grynäus um ihre Meinung anzufragen.[3])

Zwei Jahre blieb er in dem „an Büchern fruchtbaren" Basel. Die letzte Zeit war getrübt durch eine schwere Erkrankung seiner Frau. Dagegen hatte er sich der Zuneigung seines Lehrers, Simon Grynäus, zu erfreuen, der ihn wie einen Sohn oder Bruder liebte. Im März 1538 wurde Jung von Basel abgerufen, um in Tübingen seine Studien fortzusetzen. Mit Johannes Schnell, dessen Stiefsohn Jakob Funkli und dem Diener Konrad Zwicks reiste er nach Tübingen.

Wie lange sich Jung noch in der schwäbischen Universitätsstadt aufgehalten hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Früher oder später kehrte er nach Konstanz zurück, um nun seine Kräfte von neuem in den Dienst der Kirche zu stellen. Welche Freude muß es für ihn gewesen sein, mit den Brüdern Zwick und den Brüdern Thomas und Ambrosius Blaurer am Aufbau der evangelischen Kirche sich zu beteiligen. Es folgte eine ruhige Zeit des Wachstums, die nur gelegentlich durch Krankheit Jungs unterbrochen wurde.

Im Frühjahr 1542 reiste Jung, empfohlen von Blaurer,

nach Ulm, wo man ihm, Martin Frecht voran, guten Willen erzeigte und ihm den Segen des Herrn zu seinem „Jüngelbad“ wünschte. Aufrichtige Freundschaft verband seitdem Jung mit dem Ulmer Pfarrer, die ihn wiederholt noch in seine Nähe führte. Im Herbst 1544 war Jung wieder in Ulm zu Besuch. Er hatte nach seiner Rückkehr allerlei zu berichten, über die Ueberlinger, vor allem aber über die neueste Schrift Luthers, Kurze Bekenntnis des Sakraments, mit der der Wittenberger Reformator den Streit mit den Zürchern wieder eröffnete. Jung hatte sie in Ulm bei einem Wittenberger vorgefunden, aber nur wenige Seiten, voll Verwünschungen, lesen können. Die Art, wie Jung davon berichtete, läßt deutlich erkennen, welche Stellung er in dem unheilvollen Streite einnahm. Er stand mit einem Blaurer in der Mitte, hatte starke Sympathien zu den Lutheranern, ohne doch ihre Einseitigkeiten zu teilen. Der Verlauf des Streites brachte ihn schließlich aber dahin, daß er an die Lutheraner seine Absage ergehen ließ, ohne indessen das Große zu vergessen, das er ihnen verdankte.

Martin Frecht hatte durch alle die Jahre hindurch Jung schätzen gelernt. Als darum in Kempten die Evangelischen sich bedroht sahen, machte er auf seinen Schweizer Freund aufmerksam. Im Sommer 1545 reiste Jung für zwei Monate nach Kempten, Frau und Kinder ließ er in Konstanz zurück. Er fand traurige Zustände vor. Durch Uneinigkeit der Prediger, besonders aber durch sektiererische Umtriebe eines falschen Propheten, der in Vielweiberei lebte, war die Gemeinde völlig zerrüttet. Die beiden Prediger, welche übrig geblieben waren, hatten nicht die Kraft, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Als Jung kam, strömte das Volk aus allen Lagern zu seinen Predigten herbei, so daß er hoffen durfte, durch den zweimonatlichen Aufenthalt etwas auszurichten. Die Arbeit war groß und überstieg fast die Kräfte des ohnehin schwächlichen Mannes, um so mehr, als der eine der Prediger, Paul Rasdorfer, krank war.

In Konstanz war man mit dem Weggang Jungs nicht zufrieden. Blaurer trat für seinen Freund ein und vermochte ungerechten Argwohn zu zerstreuen. Jung selbst urteilte, wenn die Zurücklassung von Frau und Kindern als Pfand seiner uneigennützigen Tätigkeit in Kempten nicht genüge, so seien alle Worte, die er zu seiner Rechtfertigung vorbringen könnte, umsonst. Die Kempter wollten nun aber Jung behalten. Sie drangen in ihn, daß er bleibe. Er gab ihnen keine Zusage. Aber er war doch nicht abgeneigt, ihrer Bitte zu entsprechen. Denn er versicherte zwar Blaurer, daß er nach Ablauf des Termins zurückkehren wolle, fügte aber sofort hinzu, er wisse, daß die Kempter über seinen Weggang trauerten und darauf drängten, daß er ihnen Hoffnung auf baldige Rückkehr nach Kempten mache. In der Tat, die Kempter gaben sich alle Mühe, ihn zu halten. Bürgermeister und Rat von Kempten schrieben nach Ulm, sie möchten den Rat von Konstanz ersuchen, ihnen Jung noch weiter zu lassen. Man kam ihnen in Ulm entgegen. Von Kempten ging eine Ratsbotschaft nach Konstanz ab. Martin Frecht sprach Ambrosius Blaurer gegenüber die Hoffnung aus, daß man die Kempter nicht im Stiche lasse.

Die Bittenden fanden geneigtes Gehör. Anfangs des folgenden Jahres stand Jung wieder auf seinem Posten in Kempten. Nicht ohne Beschwerde bei unerwartet rauhem Wetter, doch ohne Gefahr für Frau, Kinder und Hausrat hatte sich sein Umzug vollzogen. Bevor er sich recht eingerichtet hatte, beherbergte er Sebastian Lepusculus, den ehemaligen Pfarrer von Münchenstein, tagelang, um ihn alsdann den Brüdern in Memmingen zu empfehlen.

Entschiedener als früher vertrat er den reformierten Standpunkt. Als drei Kempter Studenten aus Straßburg zurückgekehrt waren, konnte er nicht umhin, Blaurer die Befürchtung auszusprechen, sie könnten auf den Rat der Straßburger Hedio und Paulus Fagius nach Wittenberg geschickt werden.

Der Abt des Kloſters war mit ſeinen Untertanen in Streit geraten. Paulus Rasdorfer hatte ihn in früheren Jahren durch Schmähungen von der Kanzel gereizt und ſtand deshalb zeitweiſe in Gefahr. Der Rat und andere Leute beſchwichtigten den Abt. Jung hatte zwar den Eindruck, daß der Abt gegen ſein Gewiſſen auf ſeiner Meinung beharre, rühmte ihn aber im übrigen als freundlichen, gelehrten und in mancher Hinſicht, namentlich durch ſeine Freigebigkeit gegen die Armen, empfehlenswerten Mann. Bei einer perſönlichen Begegnung zeigte ihm der Abt alle Freundlichkeit, ließ ſogar bei ſeinen Vertrauten durchblicken, daß er ſehr gerne mit Jung verkehren würde, wenn es ihm nicht die Rückſicht auf die Mönche und die öffentliche Meinung verböte.

Den größten Schmerz bereitete Jung, daß ein ſo großes Volk umherirre, wie Schafe, die keinen Hirten haben. Mit wenigen Ausnahmen waren die Pfarreien von trunkſüchtigen Hurern und ſchändlichen Taugenichtſen beſetzt.

Jung hatte es ſich von Anfang an angelegen ſein laſſen, den Mißſtänden durch die Einführung einer ſtrengen Kirchenzucht entgegenzutreten. Der Rat hatte bei ſeiner Ankunft die Geneigtheit kundgegeben, ihn bei ſeinem Vorhaben zu unterſtützen, allein er ließ es an der Tat fehlen. Wiederholt mußte Jung ihn an ſein Verſprechen erinnern. Als ſchließlich der Rat ſich herbeiließ — aber mit welcher Kälte — eine Bannordnung zu erlaſſen, hatte ſich Jung wieder zu beklagen, daß der Rat in der Durchführung ſo läſſig ſei und ſo wenig Eifer an den Tag lege. „In der erfarung und nachfrag wil mangel ſin, und iſt doch ein ernſtlich gſatz deßhalb, und perſonen gnug verordnet in den zünften, und habens die zunftmeiſter all in den aid gnomen, über das die vier cenſores ainen ſonderbaren aid deßhalb gethan und das iſt noch das gröſt: all mentag, ſobald der rat gſitzt, fragt der conſul bym aid, das ain jeder ratsherr anzaigen ſoll, was er die verruckten wochen gehört, geſechen, das wider gott und geſetzte zucht verloffen etc. Dardurch kompt nun vil herfür. Noch iſt täglich

klag." Man möchte fast glauben, daß Jung nicht vergeblich zwei Jahre in Basel sich aufgehalten und hier die Bannordnung kennen gelernt hat. In richtiger Erkenntnis, was not tue, setzte nun Jung bei der Jugend ein. Er machte den Brüdern und dem Rate Vorstellungen, daß bis dahin der Unterricht für die Knaben vollständig vernachlässigt worden sei. Man entschuldigte sich mit dem traurigen Zustand der Kirche. Aber niemand wollte zur Besserung Hand anlegen. So fiel die Aufgabe Jung zu. Ein eigentümliches Geschick. In Konstanz hatte er sich des Jugendunterrichtes begeben, nicht weil er nicht gerne dem Wunsche der Behörden willfahrt hätte, sondern weil er sich dazu wenig geeignet erachtet hatte. Jetzt gehorchte er der Not, weniger dem eigenen Trieb. Er hielt allwöchentlich am Donnerstag, wo man anderwärts zum Gebet sich versammelte, den Kinderunterricht ab, in welchem er mit den Knaben den Katechismus behandelte.

Bald wurde Jung aus seiner gesegneten Tätigkeit in Kempten abberufen. An verschiedenen Orten im Allgäu taten sich dem Evangelium die Türen auf. Bereits standen drei evangelische Prediger in der Arbeit. Auch Jung wurde von der Gemeinde Sonthofen berufen. Am 5. August 1546 langte er dort an und setzte mit seiner Predigt ein. Die Größe der Aufgabe, sie für Christus zu gewinnen, ermessend, schrieb er an Blaurer: Du mit den Brüdern und der Gemeinde, bittet, ich beschwöre euch, bittet für mich und das Volk im Allgäu.

In Augsburg suchte man die günstige Gelegenheit auszunützen. Verschiedene Städte, Konstanz, Zürich und Basel wurden gebeten, Prediger zu schicken. Basel entsprach dem Wunsche und sandte Sebastian Lepusculus und Hieronymus Gunz. Sie reisten am 24. September ab, langten am 29. September in Konstanz und am 2. Oktober in Augsburg an. Bullinger sah darin allerdings keine besondere Freundlichkeit; er urteilte, die Basler hätten sie geschickt, weil sie sie gerne losgehabt hätten. Lepusculus scheint allerdings ein

etwas unruhiger Menſch geweſen zu ſein. Er wurde in Augsburg angenommen. Gunz, der ehemalige Famulus Zwinglis, wurde zurückgeſchickt, weil er „etwas kleiner ſtiller vnnd inn vnſer groſſen kirchen vnergeblicher ſtimm“ war. Er paſſe darum beſſer aufs Land. Da ihm ſonſt „als einem wolgelehrten gſchickten Mann gar nichts zu verweiſen“ war, ſtellte man ihm in Ausſicht, man werde für ihn, wenn der Krieg vorüber ſei, irgendwo auf dem Lande Verwendung finden. Auch Zürich erklärte ſich bereit, Prediger ſchicken zu wollen. Von Konſtanz waren außer Jung ſchon zwei andere in Arbeit. Auf die erneute Aufforderung Augsburgs wurde der ältere Schnell abgeſandt. Er hatte Jung in Sonthofen abzulöſen. Jung war unterdeſſen nach Leutkirch, der Heimat Johannes Fabers, des Biſchofs von Wien, übergeſiedelt. Faber hatte, ſo lange er lebte, ſeine Vaterſtadt vom Anſchluß an die Reformation, — wie Blaurer urteilte — durch ſeine gottloſen Ränke abzuhalten vermocht. Jetzt nach ſeinem Tode machte ſich auch hier ein Verlangen nach dem Evangelium geltend. Jung ſollte einen oder zwei Monate dort das Evangelium verkündigen. Was er ausgerichtet hat, und wie lange er dort geblieben iſt, erfahren wir nicht. Gegen Ende des Jahres brach Jung ſeine Arbeit ab. Denn am 23. Dezember 1546 frägt Martin Frecht Ambroſius Blaurer: Wo iſt Jung?

Die Unterwerfung Süddeutſchlands durch den Kaiſer machte den großen Hoffnungen ein Ende. Jung kehrte nach Konſtanz zurück. Es folgten die ſchweren Zeiten des Interims. Konſtanz hatte ſich zuerſt zu halten verſucht. Allein auf die Dauer war ein Widerſtand ausſichtslos, da die Eidgenoſſenſchaft der bedrängten Stadt nicht zu Hilfe kam. Die Stadt mußte ſich ergeben. Die öſterreichiſche Regierung gab ſofort Befehl, die Prädikanten feſtzunehmen. „Natürlich wurde keiner derſelben vorgefunden.“ Später wurden die Hauptſchuldigen, Thomas Blaurer, Konrad Zwick, Hochrütiner und Vögeli, ſowie die Prädikanten für immer der Stadt verwieſen.

Jung war mit Frau und Kindern in der Nähe von Konstanz geblieben. Er predigte an Sonn- und Festtagen in der Kirche der Siechen nahe bei der Stadt. Die Evangelischen hätten ihn gerne behalten, aber konnten ihn mit Frau und Kindern nicht unterhalten. Der bedrängte Mann suchte bei Bullinger Hilfe, und Blaurer empfahl ihn mit den wärmsten Worten dem Zürcher Antistes. Er sei sehr fromm und gelehrt, so daß er ihn an eine ansehnliche Kirche befördern könnte. Jung hatte unterdessen vernommen, daß im Aargau Mangel an Lehrern war, und ließ sich durch Blaurer bei Bullinger für eine Lehrstelle in Aarau oder Brugg empfehlen, weil er aus mehreren Gründen diese Tätigkeit vorzog. Blaurer hätte ihn lieber im Kirchendienst gesehen, bat aber, man möchte seinem Wunsche nachkommen, in der Meinung, daß man ihn später leicht an eine Kirche berufen könnte; „er hat dafür große Begabung, ist überhaupt ein feines, frommes, geschicktes Männlein, dazu ein Eidgenosse, so daß weniger Mißgunst zu befürchten steht". Jung reiste nach Aarau. Kurz vor seiner Ankunft war aber die Lehrstelle durch einen jungen Basler besetzt worden. Er setzte seine Reise nach Bern fort, wo er von den Pfarrern dem Rate empfohlen wurde. Der Rat versprach, ihn bei der nächsten Gelegenheit zu berücksichtigen, Haller, das Berufungsschreiben an Bullinger zu senden. Von Baden aus bat Jung, den Brief Hallers nach Bischofszell oder an seinen Bruder Lütfried Jung nach Konstanz zu befördern.

Gelassen wartete der stellenlose Mann in Bischofszell, was Gott über ihn bestimme. Mit ihm waren auch noch zwei andere frühere Mönche von Petershausen nach dem Thurgau gezogen. Im November 1549 erhielt er von Bern eine Berufung als Helfer nach Burgdorf mit der Zusicherung, daß er später an eine bessere Stelle befördert werde. Er war bereit anzunehmen. Allein auch die Aarauer wünschten Jung als Prediger. Am Tage vor seiner Abreise von Bischofszell schickten sie ein Berufungsschreiben, das ihn aber nicht mehr traf. Jung kam am 13. Dezember mit seiner kleinen Familie

nichts ahnend nach Aarau. Der Rat ließ ihn bitten, auf seine Kosten bis zum folgenden Tage zu bleiben. Am 14. Dezember wählten ihn die beiden Räte einstimmig zum Pfarrer und baten ihn, die Wahl anzunehmen. Jung sagte zu unter der Bedingung, daß sie den Berner Rat zufriedenstellten. Mit einem Schreiben wurde Jung nach Bern geschickt, während Frau und Kinder in Aarau zurückblieben. Als er in Bern ankam, vernahm er von Johannes Haller, daß kürzlich auch der Rat von Biel um Jung geschrieben hatte. Der Rat von Bern bestätigte die Berufung Jungs nach Aarau, und Jung selbst nahm alles „aus sonderbarer und wunderbarlicher Schickung Gottes" an. Haller hatte den Bielern bereits Gervasius Schuler empfohlen, den er von Augsburg her kannte, und der damals in Zürich predigte. Man hatte aber in Biel um seiner Herkunft aus Deutschland willen Bedenken. Haller versicherte sie deshalb, er wüßte keinen bessern, auch Jung nicht. „Der sproch halb dörffend ir üch nüt besorgen, er ist lang in der Eidgnoschaft gsin, prediget auch ietz zu Zürich vnd ist angenemmer red." Gleichwohl konnten sich die Bieler nicht entschließen, ihn zu berufen. Sie traten später mit Jung in Verbindung. Dieser empfahl ihnen seinen früheren Alumnen Jakob Funkli, und schickte ihn später persönlich mit einem Schreiben nach Biel, in welchem er versicherte, was er von dem jungen Manne bezeugt habe, habe er vor Gott mit gutem Gewissen getan.[4]) Funkli wurde damals zwar nicht gewählt, sondern Ambrosius Blaurer. Allein als zehn Jahre später dieser sich nach Winterthur zurückzog, erinnerte sich Biel des damals von Jung empfohlenen Mannes und berief ihn als Nachfolger Blaurers.[5])

Jung nahm seine Arbeit in Aarau auf. Er erfreute sich aber damals, wie auch später, nicht der besten Gesundheit; er litt an einem Steinleiden und zeitweise noch an bösen Geschwüren, die ihn nötigten, in Bädern Heilung zu suchen. Im Sommer 1550 hielt er sich darum mehr als einen Monat in Baden auf. Der Aufenthalt brachte ihm doppelten Ge-

winn. Seine Gesundheit besserte sich, und er fand Gelegenheit, neue Beziehungen anzuknüpfen. Er lebte in Baden in der Gesellschaft Georgs von Württemberg, Grafen von Montbéliard, der, geächtet, in Aarau sich aufzuhalten Erlaubnis erhalten hatte. Wichtiger war eine andere persönliche Berührung. Ein Jahr später lernte Jung Theodor Beza kennen, der mit einigen andern frommen Männern auf der Durchreise in Aarau sich aufhielt. „Ich kann ihn nicht genug rühmen. — Lob dem Herrn, der uns solche Leuchten erweckt."

Jung hatte sich rasch die Liebe und Anhänglichkeit der Aarauer erworben. Das zeigte sich, als die Memminger ihn zum Pfarrer berufen wollten. Der Bürgermeister von Memmingen kam selbst nach Aarau und klagte Jung die Not seiner Stadt. Dieser machte seine Entscheidung vom Urteil Blaurers und der Zustimmung des Berner Rates abhängig. Daß bei seinen Aarauern alles vergeblich sei, wußte er. Der Bürgermeister von Memmingen reiste nach Bern und erhielt die Erlaubnis, Jung für drei Monate mitzunehmen, auch ein Schreiben nach Aarau mit der Bitte, dem Gesuch zu entsprechen. Auch Blaurer sprach sich in empfehlendem Sinne aus. Allein der Rat, die Bürger und Frauen von Aarau drangen in ihren Pfarrer, er möge sie auch nur zeitweilig nicht verlassen. Unverrichteter Dinge reiste der Memminger ab. Jung war noch unschlüssig, was er tun sollte. Auf den Rat des Stadtschreibers wurde die Sache durch den Aarauer Bürgermeister den Gesandten in Baden vorgelegt. Jung blieb in Aarau. Allein mit der Zeit wurde ihm sein Aufenthalt durch seinen Kollegen Jeremias Buchser verekelt. Die Häupter wußten es, und mancher Bürger machte kein Hehl daraus, daß ein Unwürdiger die Predigerstelle inne habe. Dem muß wohl so gewesen sein, wenn wir dem Bilde trauen dürfen, das Jung von seinem Mitarbeiter Buchser gezeichnet hat. Seine Predigten hören, außer an Sonntagen, wo das Mandat es fordert, nur wenige Frauen und Leute, die um

nichts wiſſen oder Mitwiſſer und Genoſſen ſeiner Frevel ſind. In der Predigt iſt er kalt, offenbar von der göttlichen Gnade verlaſſen, bringt Gemeinplätze vor, greift nur Papiſten und Anabaptiſten, Habgierige und Heuchler an, windet ſich oder geht über eine Stelle weg, wenn ſie ihm nicht paßt. Nach der Predigt läuft er weg, ſucht Gelegenheit, außerhalb des Hauſes zu eſſen und zu trinken, treibt ſich mit ſeinen Kumpanen in den Wirtſchaften herum und ſchuldet einem Wirt faſt 8 Gulden, ſo daß jedenfalls ſein Fronfaſtengeld mit Beſchlag belegt wird. Noch findet er Seinesgleichen auch unter den Brüdern, wenn nicht in der Stadt, ſo auf den Dörfern. Das iſt ſeine Reue über den argen Betrug, den er ſich hat zu Schulden kommen laſſen. Die Adeligen haben ihn ſo verderbt durch ihr Lob, daß ihm niemand im Becherleeren gleichkomme; dazu weiß er allen zu ſchmeicheln und geht über Unliebſames mit einem Scherz hinweg."

Buchſer hatte mit einem Aarauer Bürger, Schmutziger, eine böſe Geſchichte gehabt, die man nicht einmal an einem Laien geduldet hätte. Jung hatte ſich perſönlich mit Blaurer in Biel über die Angelegenheit beſprochen und an Haller in Bern ſchriftlich berichtet, zugleich ſein Befremden darüber ausgeſprochen, daß Buchſer von Bern nicht abberufen werde. Blaurer hatte ihm geraten, die Sache im Konſiſtorium zur Sprache zu bringen. Er tat es am 18 November 1552. Er wies darauf hin, daß ſich Buchſer offenkundig Dinge habe zuſchulden kommen laſſen, die an jedem andern geſtraft worden wären, daß er trotz mancher Ermahnungen in ſeinem läſterlichen Leben fortfahre, daß daraus ihm und dem Miniſterium Schande erwachſe, u. a. Nach langem Beſinnen, wie dem Uebelſtande abgeholfen werden könne, bitte er das Konſiſtorium und den Rat, daß ſie ſelbſt vorgingen oder ihn, Jung, aus dem Konſiſtorium entließen. Er könne das Aergernis nicht länger verheimlichen. Wenn ſie Buchſer unſchuldig erachteten, ſollten ſie ihn veranlaſſen, ſeine Ankläger vor Gericht zu fordern, oder nach Bern ſchreiben,

warum Jung nicht mehr mit ihm zusammenarbeiten wolle. Man beriet sich, man glaubte nicht, daß das Volk Jung entlassen werde, andrerseits war man sich nicht klar, unter welchem Vorwande man eine Versetzung Buchsers von den Bernern verlangen wollte. Jung glaubte aber, viel eher werde er selbst entlassen werden, als daß man den Mut aufbringe, die Kette zu zerreißen.

Tags darauf erhielt Jung ein Schreiben von Haller aus Bern. Der Vorsteher der Berner Kirche lehnte den Vorwurf ab, da der Rat in Bern nicht vorgehen könne, wenn nicht eine eigentliche Klage der Aarauer oder des Kapitels vorliege. Aarau habe seine eigene Kirche und Gericht. Darum sollten sie selbst handeln und nicht die Verantwortung Bern zuschieben. „es wil aber der katzen nieman d'schällen anhencken", wenn auch die Kirche darüber zugrunde gehe.

Am 14. Oktober 1552 war unterdessen in Basel Oswald Mykonius gestorben. Sein Nachfolger wurde Simon Sulzer, bis dahin Pfarrer an St Peter. Das Stift von St. Peter nahm nun Johannes Jung in Aussicht. Ein Bote ging nach Aarau ab, um ihn nach Basel zu bringen. Sulzer zog bei Blaurer Erkundigungen ein. Jung weigerte sich, um nicht undankbar gegen die Berner zu erscheinen, um die Erlaubnis einzukommen, von den Aarauern den Abschied zu verlangen. Man wartete in Basel mit der Wahl zu, bis er persönlich anwesend sei. Auch die Mülhauser hofften damals, Jung zu gewinnen.

Jung kam nach Basel und erklärte, er würde gerne der Basler Kirche dienen, hielt aber mit einer Zusage zurück, da jüngst der Aarauer Rat, von Bern zurückgekehrt, besser für die Kirche zu sorgen versprochen habe und an die Versetzung seines Kollegen denke. Um ihn kennen zu lernen, ließ man ihn am 17. Januar im Münster predigen.[6]) Die Behörde wollte ihn für alle Fälle für Basel in Aussicht nehmen. Sulzer war gewiß, daß er zu St. Peter gewählt würde, wenn ihn die Aarauer entließen.

Während der Verhandlungen wurde Sulzer mehrfach gefragt, wie denn wohl Jung über das Abendmahl denke, ob er nicht mit den schroff reformierten Bernern übereinstimme, die die leibliche Gegenwart Christi des entschiedensten verwerfen. Sulzer besprach sich mit Jung und gab nachher die Versicherung, daß eine Uebereinstimmung möglich sei, weil Jung zugebe, daß der Leib und Blut Christi im Sakrament empfangen werde.

Am 26. Februar wurde Jung „vff langes nachgedenken" von Propst, Dekan, Kapitel und gemeinen Pfarrgenossen von St. Peter zum Pfarrer gewählt. Der Rat machte Mitteilung nach Aarau und bat, Jung zu entlassen. Aarau weigerte sich. Basel erklärte, die Wahl nicht hinterstellig machen zu können, käme aber nach Verabredung mit dem Stift so weit entgegen, daß Jung noch bis Ostern oder längstens Pfingsten in Aarau bleiben könne, damit die Aarauer Zeit hätten, einen Nachfolger zu suchen.[7])

Am 30. April hatte sich Jung noch nicht entschieden. Noch einmal fragte er Blaurer an, was er tun solle. Auf seinen Rat reiste er nach Basel und suchte dahin zu wirken, daß man ihn in Aarau ließe Als er auf dem Punkte war, dem Wunsche der Gemeinde und des Kapitels von Aarau zu willfahren, führten seine Gegner die Zusage an Basel herbei. Im Aarauer Kapitel wurde Jung beschuldigt, daß er mit einigen Kranken das Abendmahl gefeiert und die Hostie in Handschuhen getragen habe, was die schärfste Rüge verdiene. Jung wies den Vorwurf zurück. Er habe fleißig die Kranken besucht, aber niemand habe je eine Krankenkommunion von ihm verlangt. Obwohl er sie bis dahin zu den Adiaphora gerechnet habe, wie er es auch, als er nach Aarau berufen worden sei, in Bern bezeugt habe, und obwohl er nicht einsehe, warum das Abendmahl solchen, die wegen Krankheit lange Zeit nicht zur Kirche gehen könnten und es doch wünschten, verweigert werden sollte, habe er doch um des Friedens willen die Berner Ordnung stets gehalten. Sonst

wußte man Jung nichts vorzuwerfen. Die Mehrheit der Gemeinde drang in den Rat, nach Basel zu schicken, daß man ihnen Jung lasse. Der Rat erklärte, auch er wünsche Jung zu halten, aber nachdem einmal bekannt geworden sei, daß Jung wegen seiner Uebereinstimmung mit den Baslern nicht gut angeschrieben sei, halte er es im Interesse der Gemeinde und Jungs nicht mehr für angezeigt, einen Versuch zu wagen. Diese zweideutige Haltung des Rates, einige Aeußerungen von Bernern, die Sulzer ihm zutrug, die offenbare Mißgunst der Brüder und die Gefährdung der Aarauer Gemeinde bewogen ihn, weil er darin den Willen Gottes erkannte, Aarau zu verlassen. Er gab Basel seine Zusage, allerdings nur unter der Bedingung freier Rückkehr nach Konstanz, sobald sich seine Hoffnungen für die Stadt, die er kurz vor seinem Wegzug in heißem Gebet gewonnen hatte, erfüllten. Am Mittwoch in der Pfingstwoche wurde ihm der Abschied gegeben und bezeugt, daß er ungefähr dreieinhalb Jahre der Kirche von Aarau vorgestanden und an dem Wort Gottes „trüwlichen vnd zu dem geflißnisten gedient vnd in christenlicher vßlegung des heligen euangeliums, ouch in ernstlicher anhaltung, vermanung vnd in straffen vnd warnen nit vnderlaßen vnd die geschrifften nuws vnd alts testaments in aller christenlicher einfalt vnd luther, ouch claar one alle vermenggung mönschlicher satzunggen vnd erdichtunggen“ ihnen erklärt habe. Außerdem habe er sowie sein ganzes Hausgesinde, seine Frau und Kinder „ein erbar gut christenlich gut exempel vortragen“. Sie hätten ihn auch gerne länger behalten, wenn er nicht durch eine christliche Vocation ordentlichen vociert worden wäre.[8])

Jung bereute seine Uebersiedlung nach Basel nicht. Er freute sich der geistigen Anregungen, die er hier fand, und besuchte, wenn es Zeit und Arbeit erlaubten, Vorlesungen über Theologie und Philosophie. Martin Borrhaus zog er Wolfgang Wissenburg vor. Daneben war ihm vor allem des eben so gelehrten wie frommen Sebastian Castalio Vorlesung lieb, dessen Einfachheit und Lauterkeit er verehrte und dessen

Umgang ihm höchſt angenehm war; in Coelius Secundus Curio bewunderte er den vortrefflichen Redner, würdig, theologiſche Vorleſungen zu halten.

Auch über ſein Verhältnis zu den Pfarrern ſpricht er ſich aus: „Sulzer gefällt mir in ſeinen Predigten ſehr; er beſitzt ſeltene Beredtſamkeit, Gewandtheit und (außer Aufrichtigkeit, wie ich hoffe) auch Geduld, und beſiegt dadurch ſelbſt die Mißgunſt ſeiner Feinde.“ Sulzer aber urteilt von Jung: „ganz der meine, weil ganz Chriſti.“

Mit Marcus Berſius war Jung von früher her ſchon bekannt, weniger mit Jakob Truckenbrot an St. Theodor. Beide hatten großes Aergernis gegeben, da ſie in ihren alten Tagen junge Frauen geheiratet hatten, Truckenbrot eine Tochter des Helfers am Münſter, Thomas Geyerfalcks, Berſius ſeine frühere Magd. Mit ſeinen beiden Helfern ſtand Jung auf gutem Fuße, obwohl der eine in der erſten Zeit etwas unwillig geweſen war, daß er nicht zum Pfarrer vorrückte. Beſonderes Intereſſe hatte Jung für den Helfer an St. Leonhard, Konrad Lycoſthenes, einen Schweſterſohn Pellicans und Schwager Oporins, einem Mann „von großer Frömmigkeit, Bildung und Begabung, geſchickt im Anfertigen von Globen, Sphären und Aſtrolabien“.

In Jungs Hauſe auf dem Peterskirchhof entfaltete ſich ein reges Leben. Wie früher nahm Jung junge Leute in ſein Haus auf, die er in ihren Studien förderte. So fanden Diethelm Blaurer und Ulrich Zwick bei ihm Aufnahme. Er ließ ſie ſogar in ſeinem Zimmer ſtudieren, was er nicht einmal ſeinem Bruder geſtattete. Ein Jahr ſpäter hatte Jung fünf Koſtgänger, unter ihnen einen Sohn des reichſten Basler Bürgers. Mit der Zeit ſtieg die Zahl bis auf zehn. Im Jahre 1560 waren ihrer neun, „alle adelig außer einem Tochterſohn des Bürgermeiſters, leider nur wenige wahrhaft gottesfürchtig“. Jung machte mit dieſen Leuten die verſchiedenſten Erfahrungen. Er gab ſich mit ihnen ab. Am 3. Mai 1554, nach dem Frühſtück, begann er ſeinen Haus-

genoſſen über Muſik vorzuleſen, und hoffte, die Knaben auf leichtere Weiſe in ſie einführen zu können, als in den öffentlichen Vorleſungen möglich war; übrigens las damals niemand darüber. Auch A. Blaurers Sohn Gerwig und Sulzers Bruderſohn, die bei Sulzer wohnten, nahmen an dieſer Vorleſung teil.

Gleichwohl waren nicht alle zufrieden. Einmal war von Chriſtoph Sulzer auf Umwegen eine Beſchwerde eingelaufen, daß er an Jung einen gar ſtrengen Herrn habe und nicht genug zu eſſen bekomme. Jung durfte Blaurer verſichern: „Ich glaube nicht, daß der Knabe über Mangel klagen wird, da er ſtets mit mir und ältern von beſſerer Herkunft, die mehr zahlten, gegeſſen hat; am ſchlechten Ausſehen war ſeine Krätze ſchuld. Andre haben über mich und meine Hausfrau nie geklagt. Seiner Nachläſſigkeit wegen mußte ich ſtreng gegen ihn ſein, nicht mit Streichen, aber mit Worten.“ Aus Gefälligkeit gegen Blaurer nahm Jung einmal einen älteren Schüler auf, ohne doch mehr von ihm als 20 Kronen, wie von den Kleinſten, zu nehmen. Aehnliche Rückſichten hatte der gute Mann ſchon früher walten laſſen, als er noch in Kempten war. Ja er hatte damals zu den übrigen noch einen dem Papſttum entriſſenen Knaben „armutshalber umſonſt“ bei ſich aufgenommen.

Als Jung aus dem Kloſter Petershauſen ausgetreten war, hatte die Stadt Konſtanz, welche die Kloſtergüter eingezogen hatte, ihm mit einem mit dem Stadtſiegel bekräftigten Brief ein Leibgeding zugeſichert. Als Konſtanz wieder katholiſch geworden war, hatte es auch Titel und Renten des Kloſters wieder dem Abte ausliefern müſſen. Infolgedeſſen war nun die Penſion ausgeblieben. Die Berner hatten ſich, als Jung noch in Aarau war, der Sache angenommen und auch Zürich zur Unterſtützung aufgefordert. Allein der Erfolg war ausgeblieben. Am 28. Oktober 1553 trat Baſel beim Rat von Konſtanz und Georg Spät, dem Hauptmann von Konſtanz, für Jung ein. Am 9. Februar 1555 war noch keine

Antwort eingelaufen. Basel stellte andere Mittel in Aussicht. Jung reiste nach Bern und dann nach Zürich, richtete aber nichts aus. Der Abt verhandelte zwar mit den Konstanzern und scheint sich mit ihnen dahin geeinigt zu haben, daß die Konstanzer Jung und diejenigen, denen sie ohne Vorwissen des Abtes etwas von den Klostereinkünften zugesichert hatten, selbst befriedigen sollten. Die Konstanzer anerkannten ihre Pflicht, schrieben aber an die Zürcher, Berner und Basler, sie möchten doch verhüten, daß Jung ihnen lästig falle, da sie durch den Krieg die Klostergüter verloren hätten. Jung solle sich an den Abt halten. Jung versprach sich von schriftlichen Verhandlungen nichts mehr. Gerne hätte er mit dem Abte persönlich gesprochen und dankte darum (10. März 1555) Thomas Blaurer für sein Anerbieten, ihm in allfälligen Verhandlungen mit dem Abte beizustehen. Am 9. November 1556 erneuerte Basel seine Bitte. Sie fruchtete nichts. Die Angelegenheit blieb aber wieder liegen bis zum Tode des Abtes. Damals machte Jung noch einmal einen Versuch, zu seiner Sache zu kommen. Er schrieb am 7. August 1560 an Bullinger, er möchte ihm raten. Das beste wäre wohl, wenn die Zürcher, in deren Gebiet der Abt viele Zinse und Güter habe, die Einkünfte arrestieren ließen. Bullinger ärgerte sich etwas über die Zähigkeit, mit der Jung immer wieder seine Ansprüche geltend machte, und gab ihm darum im nächsten Briefe die brüderliche Mahnung, er möge sich doch nicht darüber verwundern, daß die gottlosen Mönche beim Rat in Zürich mehr Glück hätten als sie. Daraufhin gab Jung die Versicherung, er danke Gott, der ihn vor dreißig Jahren durch seine Gnade alle Habsucht habe überwinden lassen. Er sei weit davon entfernt, sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurückzuwünschen, da er nach beinahe vollbrachtem Pilgerlauf bald daheim sei. Allein was sollte ihm verbieten, daß er sich über diese verkehrte Aengstlichkeit, zu beschließen, was recht ist, aufhalte? Sollte er allein diesen Schaden tragen, der ihm daraus erwachse, daß ihm nicht zu seinem offenbaren

Rechte verholfen worden sei? Sollte denn die Sache der Witwen und Waisen vor unsern Gerichten geführt werden? Jung hat aber schwerlich etwas erreicht. Ein Jahr später hat ihn der Tod weiterer Bemühungen überhoben.[9])

Seine Arbeit versah Jung in aller Treue. Wiederholt entschuldigt er die Kürze seiner Briefe mit der Verpflichtung, am folgenden Tage zu predigen. Wie gerne hätte er einmal Thomas und Albert Blaurer, die er viele Jahre nicht mehr gesehen hatte, als sie nach Basel gekommen waren und doch nicht übernachten wollten, ein Stück Weges begleitet. „Doch der Kirchendienst ließ es nicht zu."

Mit den verschiedensten Leuten trat Jung in nähere Beziehung. Als der zum Protestantismus übergetretene Kapuzinergeneral Bernhardino Ochino in Basel verweilte, verkehrte er auch im Pfarrhause auf dem Peterskirchhof. John Fox, der Verfasser eines Werkes über die englischen Märtyrer, war während seines Basler Aufenthaltes mit Jung gut befreundet und reiste mit Diethelm Blaurer nach England zurück. Mit seinen früheren Freunden Thomas und namentlich Ambrosius Blaurer stand er in regem brieflichem Verkehr, der gelegentlich durch einen Besuch in Biel neuen Antrieb erhielt. Einmal zeigte sich die Hoffnung, A. Blaurer für Basel gewinnen zu können, da Martin Borrhaus ihn neben sich als Professor der Theologie wünschte. Allein die Rücksicht auf den alternden Blaurer selbst veranlaßte den Freund, Entsagung zu üben und die Berufung nicht weiter zu betreiben. Erst später, im Jahre 1557, trat Jung in regelmäßigen brieflichen Verkehr mit Bullinger.[10]) Der Leiter der Zürcher Kirche mußte in Basel wieder einen Vertrauten haben. In Jung glaubte er ihn gefunden zu haben und hat sich in ihm nicht getäuscht.

Bei der Vergangenheit Jungs ist es nicht zu verwundern, daß er den verfolgten Protestanten ein lebhaftes Interesse und tätige Liebe entgegenbrachte.

In Frankfurt hatte sich die englische Gemeinde derart

vermehrt, daß nicht mehr alle dort bleiben konnten. Im April 1555 schickten sie darum einen Gesandten nach Basel mit der Anfrage, ob nicht etwa vierzig hier Unterkunft finden könnten. Die Pfarrer traten, zusammen mit dem Gesandten, mit dem Rate in Unterhandlung und erlangten die Zustimmung, daß sie sich nach Belieben niederlassen oder das Bürgerrecht erwerben dürften. „Ich freue mich nicht wenig ihrer Ankunft, nicht um ihret-, sondern um unsertwillen, ja der großen Wohltat, deren uns der Herr würdigt, daß die Stadt, welche allen Nationen, auch allen möglichen schlechten Leuten ein Zufluchtsort ist, auch vertriebenen Christen eine Heimstätte wird." Zwei Jahre später ergoß sich ein neuer Strom von Engländern nach Basel. Jung war damals in Konstanz abwesend. Vor seiner Rückkehr hatten die Pfarrer mit dem Rate verhandelt, aber zu ihrem und aller Frommen großen Schmerze eine abschlägige Antwort erhalten. Als Jung zurückgekehrt war, trat er auf den Rat der Brüder noch einmal vor die regierenden Häupter mit der Bitte, daß sie doch wenigstens die aufnähmen, welche bereits unterwegs seien. Denn es wäre eine grausame Unmenschlichkeit, wenn sie ausgewiesen würden, und würde allen Christen ein Aergernis geben. Allein vergeblich; denn es wurde ihnen nicht mehr gestattet, als dem schändlichsten Abschaum von Menschen, die in Basel zusammenströmten, nämlich, daß ihnen die öffentlichen Herbergen nicht verschlossen wurden. Jung blutete das Herz. „Mein Bruder," klagt er Bullinger, „wie blind, wie gottlos müssen die sein, welche einen solchen Segen Gottes, der ihnen angeboten wird, mit solch schwerer Schädigung der Kirche Gottes so sorglos, so unfromm (damit ich nicht etwas anderes sage) von sich und den ihrigen zurückweisen."

Allein trotz des Ratsverbotes mehrte sich die Zahl der Engländer. Jung wünschte, daß man sie nicht bloß dulde, sondern ihnen Gutes tue. Bullinger regte an, die Sache der Vertriebenen auf der Kanzel zur Sprache zu bringen. Er kam indessen mit seiner Mahnung zu spät. Jung hatte es

ſchon „bis zum Ueberdruß“ getan. Ein großer Teil der Flüchtlinge blieb in Baſel. Für die übrigen erwirkte Jung perſönlich ohne Schwierigkeiten in Aarau die Erlaubnis, ſich niederzulaſſen. Allerdings konnte er nicht für mehr als ſieben Familien Wohnungen ausfindig machen. Trotz des Widerſtandes einiger Reichen wurde ihnen die Urſulakirche überlaſſen und die Ausübung der Wollenindustrie geſtattet.[11])

Man kann ſich denken, wie Jung über die Aufnahme der Lokarner in Zürich durch Bullinger ſich freute, mit welchem Schmerze er die mündlichen Berichte Farels und Bezas im September 1557[12]) entgegennahm über die Verfolgung der Evangeliſchen in Frankreich, wie er ſich um einen vornehmen Italiener intereſſierte, der vom Evangelium erfaßt, ſein Vaterland verlaſſen und im Nachbarhauſe Jungs Wohnung genommen hatte, wie er ſich eines Evangeliſchen annahm, den der Biſchof von Baſel erſt gefangen genommen und dann aus Pruntrut verjagt hatte, mit welcher Bereitwilligkeit er den vertriebenen Waldenſern helfen wollte, deren Boten im Juli 1561 mit Farel nach Baſel kamen und nach Straßburg weiterzogen.

Wie Jung überhaupt dieſen Flüchtlingen gegenüber empfand, das hat er einmal in einem Briefe an Bullinger in ergreifender Weiſe ausgeſprochen. Er empfahl damals dem Zürcher Antiſtes einen Mann, der eine Zeitlang im Storchen in Baſel gelegen hatte und ihm als „ein recht frommer, gottſeliger Mann“ bekannt war, der um der Wahrheit willen Welt, Vaterland und großen Reichtum hingegeben hatte, wie Jung von den andern Genueſen, die ſich ein Jahr zuvor in Baſel niedergelaſſen hatten, hatte erfahren können. Er ſtammte aus Rom, aus gutem Adel. Noch immer wurde ihm aus der Heimat geſchrieben, er möchte heimkehren. „Aber dem Herrn Gott ſye lob, der noch hütigs tags vil größer wunder thut an vil fromen erlüchteten Hertzen, dan wan er glych die blinden gſehend die todten lebendig machte. Ich zwifel nit, vnſere res publicae habind den friden vnd ſeegen Gottes vmb ſölcher frömbden fromen lüten willen.

Gott gebe, das mine Herren von Baſel das in der warheit gloubind, darzu ich ſy mit ernſt zu vermahnen nit vffhören will.“[13])

Die Bemühungen Jungs in Aarau hatten noch ein kleines Nachſpiel. Die Pfarrei wurde gegen Ende des Jahres wieder frei. Die Aarauer drangen in ihren ehemaligen Pfarrer, daß er wieder zu ihnen käme. Die Berner forderten Baſel auf, ihren Prediger zu entlaſſen. Baſel ſchlug es rund ab, da ſie erwogen hatten, daß Irrung und Unwillen bei der Bürgerſchaft erwachſen würde, wenn Jung ihnen genommen würde.[14]) Jung ſchwankte. Er wollte nichts gegen den Willen Gottes tun. Er bat Bullinger um Rat. Er reiſte nach Aarau. Hier vernahm er, daß die Aarauer bereits Hieronymus Kranz von Dießenhofen, den Schwager Blaurers, berufen hatten.[15])

Die erſten Jahre ſeiner Wirkſamkeit in Baſel hatte Jung im Frieden mit Sulzer zuſammen gearbeitet. Mit Sulzer hatte er zu der Hinrichtung Servets ſeine Zuſtimmung gegeben und die Gegenſchrift Curios, Caſtellios, Borrhaus, und anderer Akademiker verurteilt.

Bald darauf ſchien ein ernſterer Streit unter den Gelehrten Baſels auszubrechen. Curio hatte ein Buch: De amplitudine regni dei, deſſen Manuſkript er zuvor Bullinger vorgelegt und zu dem er von ihm die Zuſtimmung erlangt hatte, in Poſchiavo ohne Angabe des Druckortes herausgegeben. In Dialogform ſuchte er zu beweiſen, daß die Zahl der zur Seligkeit Berufenen bei weitem diejenige der zur ewigen Verdammnis Verurteilten übertreffe. Curios Landsmann, Peter Paul Vergerio, verklagte ihn beim Rate in Baſel. Die Meinungen gingen auseinander. Die einen drangen darauf, daß die Schrift ausgegeben werde; Wolfgang Wiſſenburg, der Dekan der theologiſchen Fakultät, und mit ihm die Pfarrer wehrten ſich dagegen. Jung gab zwar zu, daß das Buch, das er wiederholt geleſen hatte, gelehrt und fein geſchrieben ſei, aber wenn er gleichwohl ſeine Zu-

ſtimmung zur Veröffentlichung verweigerte, ſo tat er es darum, weil das Buch im Widerſpruch zu der Meinung der alten und neuern Theologen ſtand und weil Curio zur Begründung ſeiner Behauptung eine neue und bis dahin ungehörte Schriftauslegung beibrachte, ja ſogar das Dogma der Chiliaſten von den tauſend Jahren und von der bevorſtehenden Bekehrung der Juden zu Chriſtus zu billigen ſchien. Wenn Curio ſolchen Argumenten gegenüber ſich beklagte, daß nicht nur er, ſondern die Wahrheit, wie ſie ſich ihm erſchloſſen habe, unterdrückt werde, ſo hatte er wirklich ein Recht dazu; denn ſeine Gegner ließen ſich tatſächlich nur von der Furcht vor dem Neuen leiten, beugten ſich nicht unter die Wahrheit, ſondern unter die Gewohnheit. Allein Curios Beweisführung war ſo einleuchtend und fand auch unter den Gelehrten dermaßen Zuſtimmung, daß die Bücherzenſoren ſich zu ſeinen Gunſten entſchieden und ein Borrhaus in ſeinem Kommentar zum Moſes ſeine Gedanken weitergab.[16])

Wichtiger war für die damalige Zeit der Kampf zwiſchen reformiertem und lutheriſchem Geiſte, der in dieſen Jahren einſetzte. Auf welcher Seite haben wir Jung zu ſuchen? Seine Vergangenheit und ſeine enge Verbindung mit Blaurer weiſt ihn weder zu den ausſchließlich Reformierten noch ausſchließlich Lutheriſchen, ſondern in den Kreis derer, denen nicht eine künſtliche, ſondern eine aus der Wahrheit erwachſene Einigung als wünſchbar und ausſichtsreich erſchien. Als Eidgenoſſe fiel für ihn auch die Aufrechterhaltung der Gemeinſchaft mit den Schweizerkirchen in Betracht, wie er denn, als es ſich 1555 um die Erneuerung des Bundſchwures handelte, von den Baslern hoffte, daß ſie nicht mit Rückſicht auf die günſtige Zeit oder aus andern Gründen leichtſinnig ſich von ihren Glaubensgenoſſen trennten. Was ihn aber ſchließlich gleichwohl ins Lager der Reformierten führte, war nicht ſowohl der Abſcheu vor der groben Faſſung des Abendmahls von Seite der Lutheraner, als vielmehr vor den abfälligen Urteilen und der zügelloſen und

verletzenden Bissigkeit, von denen ihre Bücher voll waren und durch die sie den Fortschritt des Evangeliums aufhielten.

Im Jahre 1556 setzte im Markgrafenland die Reformation ein, an der Sulzer einen starken Anteil hatte. Zuvor hatte der Basler Antistes das Band der Freundschaft mit dem Straßburger Lutheraner Marbach fester geschlossen. Bei dieser reformatorischen Arbeit kam die lutherische Gesinnung deutlicher zum Vorschein und erregte bereits auch in Basel Unwillen. Jung hielt es vorerst noch nicht für angezeigt, Blaurer davon zu berichten. Sulzer trug sich damals mit dem Gedanken, den Abendmahlsstreit, statt durch verletzende Schriften, die den Streit nur schlimmer machten, durch eine rechtmäßige Synode frommer und gelehrter Männer zu schlichten. Am 7. Januar 1557 ließ er an die Zürcher ein amtliches Schreiben abgehen, in welchem er den Plan einer allgemeinen Synode vorlegen und mitteilen konnte, die Sache sei schon so weit gediehen, daß auch die Schweizerkirchen, die bis dahin verdammt worden seien, eingeladen würden. Melanchthon habe eine solche Zusage den Basler Abgeordneten gegeben. Als Ende April Farel und Beza wegen der Waldenser über Basel nach Straßburg reisten, suchte Sulzer sie für eine solche Synode zu gewinnen.

Jung, der gerade damals mit Bullinger in regelmäßigen brieflichen Verkehr trat, erschien das Vorgehen nicht aussichtslos. Jakob Andreae, damals Pfarrer in Göppingen, hatte eben eine seiner Konkordienschriften herausgegeben. Jung, der ihn für den einzigen Lutheraner hielt, der wirklich Frieden und Einigung erstrebte, erbat sich Bullingers Urteil über sein Buch, das ihm und Borrhaus gefiel. Sie hatten die Hoffnung, daß, wenn auch die, welche von Luthers und der Fürsten Autorität abhängig waren, in ihrem Eigensinn verharren sollten, dennoch bei allen Völkern die Erkenntnis der einfachen Wahrheit immer klarer aufleuchten werde.[17])

Die Zürcher antworteten zunächst nicht. Straßburg

wandte ſich an Baſel. Bald darauf erfolgte von Bullinger eine runde Abſage. Jung war nicht überraſcht. In Baſel zog ein Gelehrter gegen die Zwinglianer los, es nähme ihn Wunder, ob ſie ſich auch widerſetzen würden, wenn verlangt werde, daß man körperlich, fleiſchlich, ja ſogar mündlich reden müſſe. Jung merkte, wie hartnäckig die lutheriſch Geſinnten auf ihrer papiſtiſchen Meinung beharrten, daß ſie eine Vereinigung wünſchten, jedoch ſo, daß ſie ſelbſt kein Haar breit nicht nur von ihrer Meinung, ſondern auch von ihren grob fleiſchlichen Ausdrücken abgehen müßten. Auch die Schaffhauſer und Berner wollten nicht in dem Ding ſein. Sulzer klagte es ſeinem Geſinnungsgenoſſen Marbach, daß ſeine Hoffnung zu Waſſer geworden ſei.

Bald wurde Jung durch andere Dinge in Anſpruch genommen. Im Frühjahr 1558 kam „ein guter lieber Mann", Peter von Mecheln, zu Jung und erzählte ihm von der Sekte des David Joris, und daß der alte Herr im Spießhof, Johann von Bruck, niemand anders als David Joris ſelbſt geweſen ſei. Jung wollte es erſt nicht glauben. Aber der Mann brachte ihm Schriften zum Beweiſe, und der ehemalige Diener des Joris, Heinrich van Schor, ſchickte ein Summarium aller Ketzereien, einen Auszug aus einer Schrift des Schwiegerſohnes Blesdycks. Jung redete nun perſönlich mit Schor. Blesdycks Schrift wurde ihm vorgelegt, er mußte ſie aber, nachdem er ſie andern gezeigt hatte, zurückgeben. Der Diener redete auch mit zwei Ratsherren, Bläſi Schölly und Balthaſar Hahn, auch mit Thomas Platter, dem Nachbarn der Niederländer in Gundoldingen. Der Knecht entfloh nach Straßburg.

Jung rief die Pfarrer zuſammen. Marx Bertſchi zu St. Leonhard ſchenkte der Sache keinen Glauben, Sulzer war „etwas langſamer in der Sach", Jakob Truckenbrot von St. Theodor gefiel die Sache gar nicht. Sie beſchloſſen, durch Hausbeſuche der Sache auf den Grund zu kommen. Die Niederländer leugneten.

Jung begab sich mit einem Amtsbruder, wohl Lykosthenes, zu Bauhin, allein dieser bat, man möchte es ihm erlassen, etwas gegen die Niederländer zu tun; er habe Gutes von ihnen empfangen. Als Blesdyck, der damals auf Reisen war, zurückkehrte, begab er sich sofort zu Jung. Den Sommer über geschah nichts. Im Herbst erkrankte Jung. Als am 4. Oktober der Bürgermeister Brand starb, schrieb Jung die Todesbotschaft an Bullinger, entschuldigte seine schlechte Schrift, da er wegen zitternder Hand und Kopfschmerzen nicht besser zu schreiben vermochte.[18])

Im November griff der alte Dr. Bonifatius Amerbach in die Angelegenheit ein. Er ließ den Deputaten Petri zu sich kommen, erklärte ihm, er fühle sich verpflichtet, als geschworener Advokat der Stadt, Anzeige zu machen. Petri hatte schon von der Sache gewußt. Als Jung zu Amerbach kam, wurde er von dem ehrwürdigen alten Herrn mitsamt seinen Amtsgenossen gehörig abgekapitelt. Die vier Hauptpfarrer beschieden die Niederländer in den Spießhof. Sie leugneten wieder.

Am 16. November machte Petri den Häuptern die Eröffnung. Schor wurde im Dezember aus Straßburg geholt. Er reichte sein Memorial ein. Im Januar 1559 wurden die ketzerischen Artikel der juristischen und theologischen Fakultät insgeheim zur Beurteilung vorgelegt.

Jung hatte bis dahin die ganze Angelegenheit Bullinger gegenüber verschwiegen.

Am 3. Januar 1559 fragte er den Zürcher Antistes an, ob er schon etwas von der Davidischen Ketzerei und ihrem Urheber David Joris vernommen habe, wo und wann er gestorben sei. Er habe gute Gründe, warum er das frage, worüber er nächstens schreiben werde. Wie verabscheuungswürdig die Sekte sei, wisse er, sie hätten auch Bücher in niederdeutscher Sprache gedruckt. Es werde auch behauptet, daß die Anhänger der Sekte noch jetzt nicht weit von Basel seien, sie hätten dadurch, daß es ihnen auf merkwürdige Weise

gelungen sei, sie hinters Licht zu führen, sich im Verborgenen halten können. Wenn nur die Elenden keine Verwirrung anrichteten, denn es sei gewissen Leuten daran gelegen, daß die böse Geschichte nicht ans Licht gezogen werde. Er habe gehört, daß Johannes a Lasco einmal über Ort und Zeit des Todes des David Joris an Leute geschrieben habe. Bullinger möge ihm nichts verschweigen. Denn damit jene Pest, wenn noch etwas von ihr übrig geblieben sei, ausgerottet werde, müsse mit um so größerer Klugheit vorgegangen werden, je falscher der Satan sich ihnen zeige.[19]) Drei Wochen später rückte Jung noch nicht heraus. Dann brach er das Schweigen und berichtete zu verschiedenen Malen Bullinger über den Verlauf der Verhandlungen. Er eröffnete ihm, daß der alte Mann, der sich als Johann von Brugg ausgegeben hatte, und am 25. August 1556 gestorben und zu St. Leonhard begraben worden war, niemand anders gewesen sei als David Joris, weitaus der schlimmste von allen Ketzern, und erzählte ihm alles, was mit den Niederländern geschah, bis am 13. Mai 1559 die Gebeine des Mannes ausgegraben und mit seinen Schriften und seinem Bilde verbrannt wurden. Warum hatte Jung nicht früher Mitteilung bei der Behörde gemacht? Er gibt als Grund an, daß er sichere Beweise in Händen haben wollte. Denn da er wußte, wie sehr sie sich durch Geschenke und außerordentliche Freigebigkeit die Sympathie auch hochangesehener Männer gewonnen hätten, glaubte er vorsichtig vorgehen zu sollen. Er scheint aber doch nicht ein ganz gutes Gewissen gehabt zu haben, denn seine Darstellung, wie er sie Bullinger gab, stimmt nicht völlig mit dem wirklichen Verlauf. „Nachdem er sich mit einigen wenigen besprochen hätte, sei die Sache, nicht in voller Klarheit, sondern nur schattenhaft, einigen Ratsherren zu Ohren gekommen, diese aber hätten sie vor den Rat gebracht". Das andere dürfen wir ihm aber aufs Wort glauben. Jung bedauerte den ganzen Handel im Blick auf die Stadt und die Kirche, auf die Ratsherren, welche „die

ſach vbel truckt vß vilen vrſachen", im Blick auf die Schuldigen ſelbſt, die er und Lykoſthenes treulich gewarnt hatten, und im Blick auf das Miniſterium, „das darob übel hören muß".

Jung hatte, bevor die Verhandlungen zu einem Abſchluß gekommen waren, Baſel verlaſſen, weil er auf den Rat des Arztes in Badenweiler eine Kur hatte antreten müſſen. Er entſchuldigte ſich dafür bei Bullinger. Die Aufregungen der hinter ihm liegenden Monate hatten ihn krank gemacht. Jung wunderte ſich übrigens darüber, daß die Gefangenen freigelaſſen wurden, und verſicherte, daß er große wichtige Urſachen dafür anzuzeigen wüßte. Wie hart ihn die ganze Geſchichte mitgenommen hatte, gibt ſich in einer Bemerkung kund, die er Bullinger gegenüber fallen ließ: „wan ich nitt iaren halb grauwete, ſölt ich deren handel halb, die ich erleb, billich grauwen."[20])

Die Jorisgeſchichte hatte nicht dazu beigetragen, das Verhältnis Jungs zu Antiſtes Sulzer freundlicher zu geſtalten. Er ſchreibt am 7. April 1559 an Bullinger: „So ir mir ſchribend, ſchickends dem Oporino zu vorm, zu Sulzers brief tunds nitt. nihil sine causa."[21]) Dieſes Verhalten Jungs war nicht ganz einwandfrei, wenn man es auch aus den Umſtänden heraus begreifen kann. Das Mißtrauen wurde immer größer. Im Herbſt ſuchte Jung Zürcher Studenten im Einverſtändnis mit dem Zürcher Johannes Hoſpinian dem Einfluß Sulzers zu entziehen, indem er ſie ſtatt im Kollegium anderswo unterbrachte.[22])

Es mußte früher oder ſpäter zu einer Auseinanderſetzung kommen, um ſo mehr, als Sulzer bei der Lutheranisierung der Basler Kirche immer mehr zu praktiſchen Reformen überging.

Bei der Durchführung der Reformation in Baſel hatte der Organiſt zu St. Peter, Georg Meyer, ſeine Stelle verloren. Er war nach Solothurn gegangen und hatte dort ſeine Kunſt ausgeübt. Später war er aus Solothurn vertrieben worden und kam nun wieder nach Baſel. Er empfahl

ſich zum Orgelſpiel, d. h. nur zur Begleitung der Pſalmen, wie ſie in der Kirche geſungen wurden, und ſeine Verwandten unterſtützten ihn dabei. Auch Jung wurde von ihm, ſeinen Verwandten und einigen Ratsmitgliedern gebeten, ſich für ihn zu verwenden. Er gab jedesmal zur Antwort, er würde ihm gerne helfen, aber es ſei eine gefährliche Sache, Dinge wieder in der Kirche einzuführen, die nach reiflicher Ueberlegung und einhelligem Beſchluß abgeſchafft worden ſeien. Man hielt Jung das Beiſpiel von Straßburg und Mülhauſen entgegen. Allein er erwiderte, wenn er auch ein großer Freund der Muſik ſei, ſo wolle er doch dazu die Hand nicht bieten, da die Wiedereinführung des Orgelſpiels eine Gefahr für die Kirche und Zunder für Streitigkeiten zwiſchen Pfarrern und Bürgern, ja ſelbſt zwiſchen den Ratsherren ſei. Man mußte es freilich Jung abgefühlt haben, daß er perſönlich nichts gegen die Einführung einzuwenden, ja ſogar ſeine Freude daran gehabt hätte. Wie bei der Krankenkommunion, ſo verleugnete er auch hier nicht ſeine lutheriſche Neigung. Er rechnete das Orgelſpiel in der Kirche zu den Adiaphora.

Es lag allerdings kein Grund zu der Annahme vor, daß jemand die Sache an die Hand nehme. Der Rat hatte die Einführung des Orgelſpiels ſchon einmal abgelehnt, auch aus fiskaliſchen Gründen, denn es hatte ſich ſofort die Frage erhoben, wie das Geld für die Beſoldung aufzubringen ſei, eine Frage, deren Beratung, wie Jung richtig ſah, ſtets unerquicklich ſei und auch notwendigen Neuerungen im Wege zu ſtehen pflege. Von den Pfarrern war nur von Sulzer und vielleicht von ſeinem Schwager Coccius ein Eintreten für die Neuerung zu erwarten, die übrigen, und namentlich die Profeſſoren der Theologie, ließen über ihren entſchloſſenen Widerſtand keinen Zweifel aufkommen.

Wider alle Erwartung wurde an Weihnachten nachmittags die Gemeinde im Münſter durch das Spiel der Orgel überraſcht. Wie gewöhnlich waren zumeiſt die Jugend,

Knechte und Mägde in der Kirche erſchienen. Sie hatten, nicht zum mindeſten um des Neuen willen, ihr Gefallen daran. Im Abendgottesdienſt wurde das Experiment wiederholt. Jung blieb am Abend vom Gottesdienſte weg, nachdem er gehört hatte, was am Nachmittag vorgefallen war. In der Stadt lief das Gerücht um, Jung habe die Neuerung betrieben, ja ſelbſt im Rate wurde er als der eigentliche Urheber bezeichnet. Er verwahrte ſich des entſchiedenſten gegen dieſe Zulage. Wenn er auch hin und wieder mit ſeinen Hausgenoſſen muſiziere, ſo habe er doch niemals die Abſicht gehabt, der Muſik in der Kirche wieder Eingang zu verſchaffen. In der nächſten Abendpredigt aber, die er im Münſter zu halten hatte, wies er, um allen Verdacht von ſich abzuwälzen, mit Berufung auf I Kor. 14 und Juſtin den Märtyrer nach, daß zur Zeit der Apoſtel Inſtrumentalmuſik in den Kirchen nicht gepflegt worden ſei. Von da an wurde, ſo oft Jung im Münſter predigte, die Orgel nicht mehr geſpielt, ja ſie verſtummte zeitweiſe wieder ganz.[23])

Im Markgrafenland, wo Sulzer Superintendent war, nahm die Lutheraniſierung ihren Fortgang. „Der Kutſcher hatte es eilig.“ Allein da viele Basler und auch andere Schweizer als Pfarrer dort dienten, die nicht ſo leicht vom reformierten Bekenntnis abzubringen waren, ſo ſahen die Viſitatoren die Gefahr immer näher kommen, daß eine größere Zahl von Pfarrern eher ihre Gemeinden aufgäben, als daß ſie ſich auf lutheriſche Lehre oder Gebräuche einließen, ausgenommen die Abendmahlsbeichte. In dieſem Punkte ging Jung mit Sulzer einig. Sie hatten beim Rate das Verlangen geſtellt, daß jeder, der kommunizieren wollte, ſich zuvor bei ſeinem Pfarrer zeigen müſſe, aber ſie hatten bis dahin die Zuſtimmung des Rates nicht erhalten. Sulzer ruhte nicht. Aber dieſe zwängeriſche Vielgeſchäftigkeit des Antiſtes war Jung zuwider.

Jung hatte bis dahin ſeine Sorgen für ſich in der Stille getragen und Bullinger darüber noch gar nichts verlauten

laſſen. Er hatte nicht gewagt, etwas der Feder anzuvertrauen, da er nicht ſicher war, ob ſeine Mitteilungen nicht in falſche Hände gerieten. Bullinger aber hatte auf anderm Wege genug vernommen, um nun Jung einmal zur Ausſprache zu nötigen. „Wie kumpt es aber, wenn fromme predicanten abgeſetzt werden als zu Rychenwyler, das üwer Sulzer mit denen leycht, durch die ſy abgeſetzt werdend, ouch in der Markgraffſchafft die kyrchenordnung oder dogmata fürdern hilfft, als ein halber ſuperintendenz, die üwer kirchen nit gemäß?“ Ja, Bullinger fragt entrüſtet: Ob denn die Basler Kirche auch noch der Württembergiſchen Ordnung ſich unterwerfen müſſe? Es werde viel geredet. Man wundere ſich, daß der Rat und die Diener der Kirche ſo lange zuwarteten. Jung ging aber auch jetzt auf die Frage noch nicht genauer ein. Er beklagte Bullinger gegenüber im allgemeinen den jammervollen Zuſtand der Basler Kirche, die Undankbarkeit, die Verachtung des Wortes, den Mangel an Eifer bei faſt allen Predigern und den Räten. Daß man in Zürich ſich über Sulzer aufhalte, wundere ihn nicht, dasſelbe geſchehe auch in Baſel. Weil die kirchlichen und ſtaatlichen Organe bisher geduldig, doch ohne Verheimlichung zugeſehen und geſchwiegen hätten, hätte er ſeinen Willen durchſetzen können. Da es nicht geraten ſei, über die Urſachen zu ſchreiben, die ihm ſelbſt nicht durchwegs bekannt ſeien, ſo möchte Bullinger ſeinen Diakon Erhart Battmann mündlich über die Sache ausfragen, was er ruhig könne, da Battmann ein guter und frommer Diener ſei. Bullinger forderte in der Folge Jung auf, ſie möchten doch nicht läſſig ſein, den Rat zu ermahnen und ſich alle Mühe geben, die Kirche zu ſchützen, worauf dieſer erwiderte, er wünſchte, daß Bullinger hörte und ſähe, wie er und andere in dieſer Sache ſich abmühten. Allein was will man machen, wenn die, die mit gutem Beiſpiel vorangehen ſollten, ſelbſt auf beiden Seiten hinken? Da bleibt nur ein Troſt: „Lob Gott, das es nitt böſer iſt.“

Allmählich rückte Jung über Sulzer mit der Sprache

heraus. Er teilte mit vielen andern die Befürchtungen Bullingers. Sulzer hatte bis dahin durch seine gewohnte Schlauheit und Verschlagenheit und allerlei Ränke sich durchwinden können. Jung mußte das Urteil Bullingers begreifen, daß der Rat und die Pfarrer, die so lange stillschwiegen, sich selbst dem Verdachte aussetzten, mit Sulzer eins zu sein, allein es lägen Gründe vor, die ihm und andern noch nicht erlaubt hätten, vorzugehen. Sie müßten bis zu einer Generalsynode zuwarten, wenn nicht vorher Sulzer selbst oder die Seinigen durch ihr Vorgehen die Angelegenheit im Rate zur Verhandlung brächten. Vor allem befürchtete er Streit zwischen den Pfarrern und zwischen Rat und Bürgern.[24])

Unerwartet bot sich eine Gelegenheit zur Aussprache. Am 25. Oktober 1560 wurden die Prädikanten und Brüder zu Stadt und Land ins Kapitelhaus im Münster eingeladen, damit ihnen Antwort auf ihr Anbringen, das sie in der zuvor gehaltenen Visitation und den beiden Synoden von 1557, 1558 und 1559 an den Rat hatten gelangen lassen, gegeben werde. Nachdem das Ratsdekret verlesen war, wurde den Pfarrern „ein ruch cavillantes gelesen", in welchem der Rat die Pfarrer mit den schwersten Vorwürfen überschüttete. Sie versähen ihr Amt nicht in rechter Weise, erregten Anstoß durch ihr und ihrer Frauen Leben; es bestände Zwiespalt unter ihnen; sie hätten die Ketzerei des David Joris verheimlicht. Was den letztern Punkt betraf, so machte der Rat allerdings einzelne Ausnahmen. Denn er ließ erklären: „sy haben der Niderländern, die noch in lyb vnnd lebenn sind, bekanntnus (wiewol nit gemeinlich aber jedoch der mertheyl) zu genugen angenommen, stillgeschwigen, vnnd die sach einem ersamen rath, wie es billich geschehen sin sollt, nit angepracht noch zu erkennen geben." Jung durfte an Blaurer schreiben: „Gott sye gelobt, der mich in derselbigen sach erhalten, das ich uff inn gesechen und desshalb by minen herren und burgerschafft alls getruw und redlich erfunden bin." Dasselbe galt von Lykosthenes.

. Jung nahm den Vorwurf der Uneinigkeit in der Lehre nicht einfach hin, er meldete sich sofort zum Wort und verlangte, daß eine Untersuchung angehoben werde. Denn der Vorwurf der Uneinigkeit sei dadurch veranlaßt, daß Sulzer auch im Markgrafenland lehre, dessen Konfession mit der Basler nach der öffentlichen Meinung nicht übereinstimme. Es sei darum angezeigt, daß am nächsten Konvent erwogen werde, wie man sich in der Lehre einige und auf welche Weise der Unwille des Rates und vieler anderer gehoben werden könne. Sulzer, der sich's nicht anmerken ließ, daß er beleidigt war, äußerte sofort einem, der neben ihm saß, er werde, wenn einmal dieser Artikel zur Debatte gestellt werde, seine Meinung auseinandersetzen. Nach Auflösung des Konvents rief er Lykosthenes und den Diakon Jungs, Battmann, zu sich: Das sehe Jung gleich. Es tue ihm leid, daß er, dessen er sich alles Guten versehen hätte, ihm entfremdet sei. Zugleich beklagte er sich auch über Bullinger, der ihm kürzlich geschrieben hätte. Jung wurde von den beiden Brüdern die Aeußerung Sulzers hinterbracht. Wegen der Messe fand vierzehn Tage lang kein Konvent statt. Dagegen besprach sich Jung mit den beiden Professoren Borrhaus und Wissenburg. Sie kamen überein, daß Jung beim Rate auf einen Konvent dringen sollte. Coccius aber äußerte bei einigen Brüdern, er stimme vollständig Luther zu und anerkenne bei den Worten des Abendmahls keine bildlichen Ausdrücke.

„Man hält den Wolf an den Ohren", schrieb in dieser Zeit Jung an Blaurer. Er wünschte, daß Sulzer und sein Schwager Coccius „uffrecht und redlich handelten". Wenn es sein müßte, wollten sie ihn dazu zwingen, einmal Stellung zu nehmen. Jung hätte noch „vil wunderseltzam handel", die sie von Sulzer erfahren hätten, zu schreiben gehabt: „aber es ist noch nitt zyt."

Bevor ein ordentlicher Konvent hatte stattfinden können, erhielt der Mathematiker Wolfgang Johannes Frisius einen Brief aus Bremen, worin ein dortiger Prediger, der die

Wahrheit gegen Papisten und Lutheraner zu verteidigen hatte, die Basler um ihre Ansicht über das Abendmahl fragte. Frisius zeigte den Brief Jung, der hocherfreut war. Jetzt hatte er Gelegenheit, die Brüder mit den Professoren zu einer Besprechung zusammenzurufen. Sulzer gab wohl oder übel seine Zustimmung und ließ alle auf den folgenden Tag einladen. Unmittelbar nachher schickte er den Sigrist und ließ den Konvent wieder absagen. Kurze Zeit nachher wurde der Konvent wieder angesagt. Jung vernahm, daß Sulzer Dr. Amerbach und den Rektor der Universität, Dr. Iselin, den Deputaten Petri und den Ratschreiber, seinen Verwandten, zu sich gerufen hätte. Er hatte den Antistes durchschaut, der die Frage gerne den Juristen zugewiesen hätte in der Hoffnung, mit ihrer Unterstützung sich eher durchschlagen zu können.

Donnerstag, 19. Dezember abends kam Sulzer zu Jung, nachdem er vorher bei Wissenburg vorgesprochen hatte. Jung verlangte, daß sie allein mit Marx Bertschi am folgenden Tag nach der Predigt zusammenkämen. Die Zusammenkunft fand statt im Beisein der beiden Professoren. Bertschi fehlte. Jung, Borrhaus und Wissenburg setzten es durch, daß auf den Abend alle Brüder zusammengerufen wurden. Sulzer mußte sich fügen. Um vier Uhr versammelte sich der Konvent. Der Bremer Brief wurde verlesen. Man beschloß, die Konfession vom Jahre 1534 als Antwort nach Bremen zu schicken. Zu aller Erstaunen gab auch Sulzer seine Zustimmung. Die Mehrzahl wünschte aber, daß die Professoren eine Erklärung beifügten, welche von den Brüdern unterzeichnet würde. Sulzer wehrte sich dagegen mit Händen und Füßen, aber es half ihm nichts Als der Konvent aufgehoben war, wandte sich Sulzer an Jung: Bruder, ich sehe, daß es auf mich abgesehen ist, und daß ich noch in die Verbannung wandern muß. Als Jung diese Absicht bestritt, gab er zur Antwort: Zur Konfession hätte er die Unterschrift gerne gegeben, nicht aber zu einer Erklärung der Professoren. Jung aber hielt ihm vor: „Entweder stimmt die Erklärung mit der Kon-

feſſion, die du unterſchreibſt, überein, oder nicht. Stimmt ſie überein, warum kannſt du ſie nicht annehmen, wenn nicht, ſo ſteht dir und allen das Recht zu, es anzuzeigen, wo ſie im Widerſpruch ſteht; dann kann eine freundſchaftliche Beſprechung, aber nicht ein feindſchaftlicher Disput unter uns ſtattfinden."

Bis in die ſpäte Nacht redeten die beiden Männer miteinander. Am folgenden Morgen ſchickten die Häupter zu Wiſſenburg und verboten ihm, etwas in der Sache zu ſchreiben, oder wenn er es tun wolle, ſo müßte er ihnen das Schreiben erſt vorlegen. Der Rat machte ſchließlich durch die drei Deputaten und den Ratſchreiber den Vorſchlag, die Brüder ſollten ſich verſammeln, damit ihnen die Konfeſſion vorgeleſen werden könnte.

Es geſchah. Die Theologen erklärten und unterſchrieben ſie. Sulzer bekannte, daß ſie ihm nicht mißfalle und nichts gegen die Erklärung einzuwenden habe.[25])

Eine Zeitlang wurde es ſtiller. Wiſſenburg ſchrieb damals ein deutſches Buch fürs Volk, in welchem er die Basler Kirche von dem Verdachte reinigte, der durch Sulzer auf ſie gefallen war. Es ſollte bis zur Frankfurter Meſſe erſcheinen. Jung berichtete alles an Bullinger und ſchickte ihm auch die Basler Konfeſſion. Dieſer gab zu allem ſeine Zuſtimmung, namentlich aber auch zu der Konfeſſion vom Jahre 1534. Er habe ſie Sulzer gegenüber wiederholt erwähnt, mit dem er offen verhandelt habe. Er ſchickte zugleich aber auch eine Erklärung mit der Bitte, ſie Wiſſenburg zu zeigen. Dieſer werde die ganze Frage klar behandeln. Es gelte jetzt frei herauszureden. Bald darauf beklagt ſich Bullinger über die unverantwortliche Läſſigkeit des Rates und ſpricht die ernſte Befürchtung aus, daß Verwirrung und großer Streit ausbrechen werde.[26])

Im Markgrafenlande war bekannt geworden, daß Sulzer die Basler Konfeſſion angenommen habe, was er zwar ſchon vor neun Jahren getan, als er ins Basler Miniſterium ein-

getreten war, aber bis dahin verschwiegen hatte. Jetzt wand sich „der elende Mensch", versuchte, die Konfession nach seinem Sinne auszulegen, verdarb es aber dadurch mit fast allen Gelehrten, vielen Ratsmitgliedern und Bürgern. Er verfaßte eine eigene Konfession, welche er dem Herrn von Habsberg zusandte.[27])

Der Rat hatte das Volksbuch Wissenburgs mit Beschlag belegt. Gleichwohl wurde es verbreitet. Jung trieb damals daran, daß es freigegeben werde, und daß Basel sein altes Verhältnis mit den Schweizerkirchen aufrecht erhalte. In Basel hatten sich die Gesandten von Zürich und Bern versammelt. Jung benützte die Gelegenheit, die Sache zur Sprache zu bringen. Er unterhielt sich zuerst mit dem Zürcher Gesandten Dumisius. Dann besprach er seine Absicht mit ihm in Gegenwart Oporins. Der Zürcher gab seine Zustimmung, aber auch den Rat, die Sache den Bernern vorzulegen und versprach, dasselbe auch zu tun. Die Berner hatten mit drei Ratsherren von Basel einen Ausflug nach Augusta Rauricorum gemacht. Nach ihrer Rückkehr bat Jung sofort Niklaus von Diesbach zu sich, der vom Zürcher Gesandten schon unterrichtet war. Auch mit dem Ratsschreiber Niklaus Zerkinden von Bern verhandelte Jung. Er gewann seine Freundschaft. Zerkinden stellte ihm in Aussicht, daß auch die Berner mit Basel ein ernstes Wort reden wollten, daß sie auf keinen Fall das alte Bündnis aufgäben, und daß er selbst mit Sulzer offen reden und ihm sein schändliches Doppelspiel vorhalten werde. Sulzer hatte es auch bestritten, daß er wegen des Sakramentsstreites Bern habe verlassen müssen. Zerkinden aber bestätigte es, daß vornehmlich diese Sache der Grund seines Weggangs gewesen sei.[28])

Sulzer fuhr unterdessen mit seinen Umtrieben fort. In Richenweier hatte, wie bereits erwähnt worden ist, der gut reformierte Pfarrer Erb weichen müssen. Er war von dem Fürsten von Rappoltstein aufgenommen worden. Die Fürstin aber beklagte sich, daß Sulzer den Streit unter den Pfarrern

ſchüre. Nicht mit Unrecht befürchtete Jung, daß der Streit auch noch in Baſel Platz greife. Bullinger forderte immer wieder auf, zu wachen. Jung verſicherte ihn, daß ſie nicht ſchliefen, aber daß ſie bis dahin nichts hätten tun können, ohne den Frieden zu ſtören und die Geiſtlichen noch mehr, als es ſchon der Fall ſei, der Verachtung preiszugeben.

Im Herbſte 1561 kam ein Student zu Jung, um ihn um Rat zu fragen. Sulzer hatte ihn nach Mümpelgard ſchicken wollen, damit er dort während einiger Monate für den deutſchen Pfarrer predige. Sulzer hatte ihm zur Pflicht gemacht, daß er nach der Württembergiſchen Form predige oder das Abendmahl überhaupt nicht berühre. Nicht ohne Schmerz und Entrüſtung ſah Jung ſeine Meinung von der Doppelzüngigkeit Sulzers beſtätigt. „Wie iſt's doch müglich, das der menſch könne vß guter gewißne handlen. Ich hoff zu Gott, er ſolls nitt allweg triben, es wil doch gar zgrob ſin.“[29])

Drei Dinge waren es, die Jung am Herzen lagen, ſo ſchrieb er am 22. Dezember 1560 an Bullinger, um die er den Herrn gebeten hatte.[30]) Das eine war, daß der Basler Kirche die reine Konfeſſion erhalten werde. Es mag, wenn wir Jungs Verhalten im Zuſammenhang überblicken, ſcheinen, er hätte energiſcher vorgehen dürfen. Das war auch die Meinung Bullingers geweſen. Allein um Jung gerecht zu werden, müſſen wir doch bedenken, daß er nicht von der Einſeitigkeit eines Bullinger geweſen iſt, daß er von Konſtanz her doch noch allerlei mitgebracht hatte oder für dieſes und jenes empfänglich war, was ein Reformierter reinen Waſſers verabſcheute, wie Krankenkommunion, Privatbeichte und auch die Kirchenmuſik. Wir machen uns auch kaum eine Vorſtellung davon, wie ſchwierig die Lage derer war, die in dieſem Hexenkeſſel theologiſchen Zankes ſaßen. Sodann aber war es Jung darum zu tun, daß der Friede nicht geſtört werde, ſo lange es nicht durchaus nötig ſei, damit nicht das Anſehen der Kirche durch das widrige Schauſpiel ſtreitender

Brüder noch mehr sinke. Um so weniger darf man ihm die Anerkennung versagen, wenn man sieht, wie er überall wacht, den richtigen Augenblick zum Eingreifen erkennt und benützt, mit Festigkeit und Liebe seinen Gegnern gegenübertritt und mit Eifer und Erfolg für seine Auffassung wirbt. So hat er den Herrn von Habsberg, der früher ganz im Luthertum steckte und sich weigerte, Bullingers oder Calvins Schriften zu lesen, durch Freundschaft — er hatte seinen Sohn bei sich als Zögling — dahin gebracht, daß er ganz in den Institutionen (!) Calvins sich bewegte.[31])

Das zweite, wofür Jung eingetreten war, war das, daß die Sache des David Joris weiter verfolgt werde. Man fragt sich, war denn das so schwierig, wenn man den guten Willen hatte? Warum konnte Jung nicht einfach Anzeige erstatten? Die Sache scheint damals doch etwas schwieriger gelegen zu haben, daß Jung nicht eingriff. Denn an Mut hat es ihm sonst nicht gefehlt, das geht deutlich aus dem dritten noch hervor, das Jung am Herzen lag.

Wiederholt hatten die Basler dem französischen Könige Heinrich II. Soldaten zugesandt. Unter den Hauptleuten hatte sich besonders Bernhard Stehelin hervorgetan, so daß ihn der König nach der Schlacht von Renty (14. August 1554) eigenhändig zum Ritter geschlagen hatte. Der arme Sohn eines Baders in Kleinbasel war Stehelin Gastwirt zum goldenen Kopf geworden, hatte aber seinen Beruf mit dem Kriegshandwerk vertauscht. Er hatte sich nicht nur kriegerischen Ruhm erworben; er war aus einem „Stähelin ein Guldin“ geworden. Aus der Herberge zum goldenen Kopf verlegte er seinen Sitz nach Pratteln, um dort als „Herr“ zu leben. Durch seinen Luxus hatte er aber den Zorn seines Pfarrers, Johannes Jung, erregt. Jung redete in der Predigt von Stähelin, ohne seinen Namen zu nennen, aber so, daß ein jedes Kind verstehen konnte, daß er ihn gemeint habe. „Er habe erlept, das etliche houptlut inn siden, sammet vnd guldin kettenen daher syend gangen, syend aber darob zu

ſchanden worden. Er habe auch erlept, das yetzunder aber etlich houptlut in ſiden ſammet vnd guldin kettenen daher tretten. Er wolle noch erleben, das ſy ouch darob zu ſchanden werden muſſen.“ Auch der Pfarrer von Pratteln, Georg Hölzlin, war über den neuen Schloßherrn ungehalten und beſchwerte ſich über ihn bei der Obrigkeit. An einem Nachteſſen in der Schlüſſelzunft, wo von dem letzten Schießen in Pratteln, bei dem es hoch hergegangen war mit Spielen, Fluchen und allerlei Mummenſchanz, die Rede war, machte Stähelin ſeinem Aerger Luft. Er ſetzte ſich gegen die Aeußerungen Jungs zur Wehre: „Nun hab ich das min weder geſtolen noch mit vneeren vberkommen, ſonders was ich hab, das hab ich minem Konig mit minem lyb eerlich abuerdienet, bin ouch nyt geſynnet, daſſelbige vnredlich zu verthun; Vnnd ich hoff, ee ſy erleben ſollen, das ich ob dem minen zu ſchanden werde, ich wolle ee erleben, das man ſy mit hunden zur ſtat vßjagen werde.“ Nachdem der Wein ihm in den Kopf geſtiegen war, redete er immer heftiger gegen die Pfaffen und Pfaffenknechte und meinte unter anderm: „es derffte ſich der Sulltzer und Jung und Alt nit ſo muſig machenn“. Stähelin wurde zwei Tage und zwei Nächte ins Gefängnis geſetzt und um 40 Pfund geſtraft.

Das Auftreten Jungs gegen Stähelin hatte aber noch einen tiefern Grund. Er kämpfte gegen den Hauptmann, weil dieſer dem katholiſchen Könige ſeine Dienſte gegen die Hugenotten anbot. Zürich und Bern hatten bereits das Verbot erlaſſen, nach Frankreich zu ziehen. Baſel zögerte noch. Im Herbſt 1557 zog Stähelin noch einmal nach der Picardie. Ohne obrigkeitliche Ermächtigung, auf eigene Fauſt hatte er die Werbetrommel gerührt. Jung kämpfte mit aller Schärfe von der Kanzel gegen das blutige Bündnis. Im folgenden Frühjahr erließ auch Baſel das Verbot der Werbung. Stähelin kümmerte ſich nicht darum, ſondern ließ mit einem andern Hauptmann die Werbetrommel rühren. Beide wurden gefangen gelegt. Beide mußten die Urfehde

schwören und sich verpflichten, vor ihre Pfarrherren und die Pannherren zu treten, sich ihres Fehlers, des ungehorsamen, mutwilligen Kriegens zu bekennen, um Verzeihung zu bitten, und sich deshalb mit der Kirche zu versöhnen, 100 Gulden Strafe zu zahlen, den armen Söldnern und den Witwen und Waisen der Gefallenen ihre billigen Forderungen und Ansprüche zu befriedigen und sich „hinfüro in keines Herrn Dienst zu begeben, auch in die Ewigkeit niemand, weder zu Stadt noch zu Land, aufzuwiegeln noch hinzuführen ohne Wissen und Willen der Obrigkeit. Stähelin hatte sich erst weigern wollen, vor einem Prädikanten in Basel, also wohl vor Jung, sich zu stellen — er wollte es nur vor „seinem" Prädikanten in Pratteln tun — und dem französischen Könige nicht mehr zu dienen, gab aber schließlich nach.

Gleichwohl löste er sein Versprechen, sich vor Jung zu demütigen, nicht so bald ein. Als im Jahre 1559 wieder Basler Söldner sich in französische Dienste hatten anwerben lassen, verlangte Jung, daß sie wenigstens gebannt würden. Er stand zuerst mit seiner Forderung ganz allein. Niemand glaubte, daß er durchdringen werde. Allein er setzte seine ganze Kraft ein und kam schließlich zum Ziele. Auch Stähelin gab seinen langen hartnäckigen Widerstand auf, demütigte sich, versprach Reue und Besserung, „ob von Herzen, weiß Gott", ja er bat Jung besonders um Verzeihung. Wenn Jung auch an der Aufrichtigkeit der Reue zweifelte, so war ihm die Unterwerfung Stähelins hauptsächlich deshalb eine Genugtuung, weil er sah, daß das Volk je länger je mehr einen Abscheu vor dem französischen Bündnis gewann und er erleben durfte, daß seine warnende Stimme nicht vergeblich gewesen war, so daß der Bürgermeister und andere ihm offen gestanden: Wenn in der Zeit, wo dieses Gewebe seinen Anfang nahm, die Predigten gehalten worden wären, welche jetzt gehalten würden, so wären weder der Rat noch die Bürger in die Schlingen gegangen, von welchen die Unglücklichen jetzt umstrickt würden.[32])

Jungs Gesundheit war erschüttert. Sein altes Steinleiden stellte sich häufiger ein; am Himmelfahrtstage 1560 hatte er einen höchst schmerzhaften Anfall. Er empfahl sich der Fürbitte Blaurers um Geduld in neuen Anfällen und Bullinger versicherte er: „Der Schmerz ist äußerst heftig, jedoch ich erkenne das Kreuz, das mir durch die väterliche Hand des Herrn gesegnet wird, und bitte, daß ich es geduldig tragen möge.“ Im folgenden Jahre um dieselbe Zeit lag Jung wieder krank darnieder, so daß die Aerzte ihn fast aufgaben. Doch erholte er sich wieder und nahm, noch schwach, seine Predigten wieder auf.

Im Herbst war Jung wie früher in voller Arbeit. Er verfolgte wie ehedem mit Eifer die theologische Literatur. Er las die Schrift des Württembergers Brenz gegen Bullingers Buch von den himmlischen Wohnungen und fühlte sich von der offen vertretenen Lehre von der Ubiquität abgestoßen. Bald darauf berichtete Jung nach Zürich von dem in Straßburg ausgebrochenen Streite Zanchis, des Schwiegersohnes Curios, der eine Auseinandersetzung zwischen dem alten weiten Straßburger Standpunkt und dem konfessionell engen des Lutheraners Marbach bedeutete und gar bald auch nach Basel seine Wellen warf.

Jung mußte freilich diese unruhige Zeit nicht mehr miterleben. Am 16. Januar 1562 starb er rasch nach achttägigen heftigen Kopf- und Brustschmerzen. Besonders nahe ging sein Tod dem alten Ambrosius Blaurer. Er rühmte von ihm: Er war vor allen andern aufrichtig, redlich und von gesundem Urteil in Glaubensfragen, klug und umsichtig im Handeln, und beklagte, daß er nun in Basel keinen Vertrauten mehr habe. Auch Bullinger mußte sich wieder nach einem Manne umsehen, der ihn über die Basler Vorgänge auf dem Laufenden erhielt, nachdem Jung und kurz zuvor auch sein Freund Lykosthenes gestorben waren.

Jung war vieler schwerer Kämpfe durch den Tod überhoben. Denn wenn ihm daran gelegen war, daß die Basler

Kirche ihr Bekenntnis rein erhalte, dann hätte ihn ganz gewiß Sulzers Verhalten bei der Vermittlung im Streite Zanchis auf den Plan rufen müssen. Man könnte wohl fragen, ob Basel, wenn Jung noch gelebt hätte, die Unterschrift unter die Konfession Bullingers im Jahre 1566 verweigert und damit von den eidgenössischen Kirchen sich losgesagt hätte. Nicht ohne Grund hatte Blaurer gewünscht, daß Gott ihn möglichst lange erhalte. Er sehe mehr und mehr ein, wie sehr die Basler Kirche dieses Lehrers bedürfe. Denn bei der Gunst und dem Ansehen, das er beim Rate und beim Volke genieße, vermöge er die unglückseligen Absichten zu hindern und zu vereiteln.

Mit dem Tode Jungs hatte Sulzer freiere Hand gewonnen, und er nützte geschickt die Gelegenheit aus. Sein Schwager und Gesinnungsgenosse Coccius wurde Jungs Nachfolger zu St. Peter und zwei Jahre später des Borrhaus Nachfolger in der Professur. Noch einmal raffte der alternde Wissenburg seine Kraft zusammen und verwaltete mit fast jugendlichem Eifer das Erbe, das Jung ihm hinterlassen hatte. Er führte in den nächsten Jahren die Korrespondenz mit Bullinger. Als auch Wissenburg vom Schauplatz abgerufen wurde, konnte Sulzer sein Ziel um so leichter erreichen, die Basler Kirche zum Luthertum zu führen. Wenn aber ein Jahrzehnt später das Blatt sich wieder wandte, und man nach den Gründen sich umsieht, warum es dazu gekommen ist, daß Basel wieder den Anschluß an die reformierten Schweizer-Kirchen gefunden hat, dann wird man kaum fehlgehen mit der Behauptung, daß die Nachwirkungen des Pfarrers zu St. Peter, Johannes Jung, auch das Ihre dazu beigetragen haben.

Anmerkungen.

Gedruckte Quellen sind benützt worden.

Vierordt C. F., Geschichte des Protestantismus in Konstanz, in Schreibers Taschenbuch 1841.

Maurer Anton Dr. Der Uebergang der Stadt Konstanz an das Haus Oesterreich nach dem schmalkaldischen Krieg. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. 1904. XXXIII. Heft.

Burckhardt Paul, David Joris, Basler Biographieen I.

Stähelin Felix, der Ritter Bernhard Stähelin, Basler Biographieen III.

Hauptsächlich: Schieß Traugott.

Briefwechsel der Brüder Ambrosius und Thomas Blaurer 1509—1567.

Die nachfolgenden Belege beziehen sich nur auf handschriftliche Quellen. Um das Jahrbuch nicht zu sehr zu belasten, sind weniger wichtige Nachweise weggelassen worden.

StA. = Staatsarchiv.

Stdt.Bibl. = Stadtbibliothek.

Simmler. Brieff. = Simmlerische Briefsammlung.

[1]) Stdt.Bibl. Zürich. Simmler. Brieff. 37: Joh. Ritter an Bullinger 1535, II. 11.

[2]) Ebenda: Oswald Myconius ad Episcopicellanos, 1535, I. 17. — Aus dem vornehmen Geschlecht der Spiser stammte Leonhardus Spiser, der Vater Theodors, genannt Zwinger, des Stammvaters der baslerischen Gelehrtenfamilie. Athenae Rauricae 208.

[3]) Stdt.Bibl Zürich: Simml. Brieff. 42. 27. Myconius an Bullinger 1537. II. 9.

[4]) StA. Zürich E. 343. 400 b. Joh. Jung an Bullinger, Baden, 1549, VII. 3.

[5]) Stdt.A. Biel: CXXX 83, Joh. Haller an Meyer, Bürgermeister und Rat der Stadt Biel 1549, XI. 28. — Ebenso 85, 1549, XII. 17. — 84, Jung an Biel, Bern, 1549, XII. 17. — 86, Ebenso 1550, XII. 5. Aarau.

[6]) StA. Zürich: E. II. 366. Conr. Lycosthenes an H. Bullinger 1553, II. 19.

[7]) StA. Basel: Miss. B. An Schultheiß und Rat von Aarau, 1553, II. 26., III. 6.

[8]) Stdt.A. Aarau: Ratsmanual 26, fol. 417. Die Mitteilung verdanke ich Herrn Dr. W. Merz, Aarau.

[9]) StA. Basel: Miss. A. An Georg Spät, Hauptmann der Stadt Konstanz 1553, X. 28. 1555, II. 9. — Unter letzterem Datum auch an den Rat von Konstanz. — Miss. B. An Georg Spät. 1556, XI. 9. — Stadtbibl. Zürich: Simmler. Brieff. 1560. VIII. 7 Jung an Bullinger. StA. Zürich: E. II. 375. 591, 1560, X. 10. Jung an Bullinger.

[10]) StA. Zürich: E. II. 375, 489. Joh. Jung an Bullinger, 1557, V. 17.

[11]) Ebenda und 490, Joh. Jung an Bullinger, 1557, VII. 20. 1557, VIII. 5.

[12]) Ebenda: 492, Joh. Jung an Bullinger 1557, IX. 28.

[13]) Stadtbibl. Zürich: Simmler. Brieff., Joh. Jung an Bullinger 1560, VIII. 7.

[14]) StA Basel: Miss. A. 1557, XII. 18. An Bern.

[15]) StA. Zürich: E. II 375, 519, Joh. Jung an Bullinger, Aarau, 1558, I. 28.

[16]) Universitätsbibliothek Basel: Variae Antiqu. eccl. Basil. Tom. K. A. C. IV 5. S. 128. Bullinger an Caelius Secundus Curio 1557, VI 15.

[17]) StA. Zürich: E. II. 375. 490, 491. Joh. Jung an Bullinger 1557, VII. 20, VIII. 5.

[18]) Ebenda: E. II. 375, 520, Joh. Jung an Bullinger 1558, X. 4.

[19]) Ebenda: 559, Joh. Jung an Bullinger, 1559, I. 3.

[20]) Ebenda: 560, 1559, I. 20., E. II 336. 76, 1559, III. 21., 77, 1559, IV. 7. — 78, IV 13. — 79, V. 20. — 80, Jungs Bericht über die Niederländer. — Stadtbibl. Zürich: Simml. Brieff. 1560 XII. 22.

[21]) StA. Zürich: E II 336, 77, Jung an Bullinger 1559, IV. 7.

[22]) Stadtbibl. Zürich: Simmler. Brieff., 1559, XI. 14. Joh. Hospinian an Bullinger.

[23]) Ebenda: 1560, II. 29. Joh. Jung an Bullinger.

[24]) StA. Zürich: E. II 342, 392, 1560, VIII. 25. Bullinger an Jung; E. II 375, 590. — 1560, IX. 7, Jung an Bullinger. — 591, 1560, X. 10. ebenso.

[25]) Stadtbibl. Zürich: Simmler. Brieff. 1560, XII. 22.

[26]) StA. Zürich: E. II 347, 727, 1560, XII. 8. Bullinger an Jung; 731, 1561, III. 23. Bullinger an Jung.

[27]) Ebenda: E. II 375, 668, 1561, Quasimodo, Jung an Bullinger.

[28]) Ebenda: 637, 1561, VII. 15. Jung an Bullinger; 639, 1561, VIII 14. Jung an Bullinger; 640, 1561, VIII. 28., 635, 1561, V. 23. Jung an Bullinger; 636, 1561, VI. 4. ebenso.

[29]) Ebenda: E. II 375, 641, 1561, IX. 4.; IX. 24. Jung an Bullinger.

[30]) Wie 25.

[31]) StA. Zürich: E. II 375, 1561, IX. 24. Jung an Bullinger.

[32]) Ueber Bernhard Stähelin vgl. Felix Stähelin, Basler Biographieen III. Ritter Bernhard Stähelin. Derselbe in Basler Nachrichten 7. V. 1912. 1 Beilage: Ein Unikum in der Basler kunsthistorischen Ausstellung. Sodann StA. Basel: Ratsbücher O. 22. Kundschaften und Urfehden 1545—1581 d. d. 27. X 1556; Ratsbücher O. 9. (Urfehdenbuch IX.) fol. 124.v Den Hinweis auf diese Quellen verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Dr. Felix Stähelin. StA. Zürich E. II 375, 593, 1560, VI 1. Jung an Bullinger.

[33]) StA. Zürich E. II 375, 594. 1560, V. 31. Jung an Bullinger. Stadtbibl. Zürich. Simmler Brieff. 1560 V. 19. Jung an Bullinger.

Das künſtleriſche Leben in Baſel.

Vom 1. November 1912 bis zum 31. Oktober 1913.

Ein Rückblick auf Theater, Muſik und bildende Kunſt.

Von

Albert Geßler, Robert Grüninger und E. Th. Markees.

A. Theater.

Die Saiſon begann am 12. September 1912 und dauerte bis zum 31. Mai 1913. Oberſpielleiter war, wie ſeit 24 Jahren, Herr Direktor Leo Melitz. Es wurden im ganzen 257 Vorſtellungen gegeben, und zwar 68 Schauſpiele, 35 Luſtſpiele, 99 Opern, 45 Operetten, eine Poſſe, 10 Märchen, 2 Ballets und 3 franzöſiſche Stücke.

1. Das Schauſpiel brachte uns folgende Erſtaufführungen: „Die Zarin“ von Lengyel und Biro, ein kouliſſenreißeriſches Drama von zwei Schnellfabrikanten; ferner: „Marignano“, ein Schauſpiel von Carl Friedr. Wiegand, ein ſchweizeriſches Hiſtorienſtück; weiter: „Erde“ von Carl Schönherr; des ferneren: „Erdgeiſt“ von Frank Wedekind, ein Stück, mit dem ſich unſere Bühne auf das Gebiet des äſthetiſchen Wagniſſes begab; weiter erſchienen „Magdalena“ von Ludwig Thoma und „Nachtaſyl“ von Maxim Gorki.

Im Luſtſpiel hatten wir „Anatol“ von Arthur Schnitzler und „Die offenen Türen“, ein gelungenes Stückchen von Robert Fäſi in Zürich.

Neu einstudiert waren: „Des Widerspenstigen Zähmung“, „Ein Wintermärchen“ und „Othello“ von Shakespeare, „Götz von Berlichingen“ und der erste Teil des „Faust“ von Goethe, „Die Jungfrau von Orleans“ von Schiller, „Gyges und sein Ring“ von Hebbel, „Rosmersholm“, „Hedda Gabler“ und „Ein Volksfeind“ von Ibsen.

Besonders festliche Tage für das Theater waren die Gastspiele von Ernst von Possart, Albert Bassermann, Irene Triesch und Ludwig Hartau. Possart gab seinen Shylock in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ und seinen Rabbi Sichel in Erckmann-Chatrians „Freund Fritz“, Bassermann trat in „Othello“ von Shakespeare und im „Raub der Sabinerinnen“ von F. und P. von Schönthan auf: Leistungen, deren geniale Akkuratesse zur Bewunderung hinriß. Irene Triesch trat mit Ludwig Hartau zusammen auf in „Herodes und Mariamne“ von Hebbel und in „Hedda Gabler“ von Ibsen. — Einen lustigen baseldeutschen Abend bot das Quodlibet mit vier Einaktern: „Hypokras“, „S' Übergangsstadium“, „Bloggti Lyt“ von Dominik Müller und „D'r Dryzäht“ von R. Lion. In den drei französischen Vorstellungen bot Herr Charles Baret billigen mondänen Unterhaltungsstoff.

2. Die Oper brachte als Erstaufführung „Oberst Chabert“ von W. v. Waltershausen, „Ariadne auf Naxos“ von Richard Strauß, „Kuhreihen“ von Wilhelm Kienzl und „König für einen Tag“ von Adolf Adam. An Operetten erschienen in Basel zum erstenmal „Der fidele Bauer“, „Der liebe Augustin“ von Léon Fall, „Mamzelle Nitouche“ von H. Hervé und „Die Försterchristel“ von Georg Jarno. Auch ein Ballet „Slavische Brautwerbung“ von P. Hertel haben wir in Basel zum ersten Male gesehen.

Sogar eine Uraufführung haben wir erlebt, ein Singspiel: „Dorval oder der vierjährige Posten“ von unserm Gesanglehrer Louis Zehntner; sie brachte es in zwei Vorstellungen zu einem hübschen Erfolg.

Neu einstudiert waren: „Ein Maskenball“ von Verdi,

„Iphigenie auf Tauris“ von Gluck (in der Bearbeitung von R. Strauß, „Triſtan und Iſolde“ von Richard Wagner, „Die Jüdin“ von Halevy und „Tell“ von Roſſini.

Als hochgeſchätzte Gäſte treten auf: Hermine Boſſetti in der „Regimentstochter“ von Donizetti und in der „Traviata“ von Verdi; Georg Baklanoff in Verdis „Rigoletto“, Ejnar Forchhammer in „Triſtan und Iſolde“ von R. Wagner, Francesco d'Andrade in Mozarts „Don Juan“ und Fritz Feinhals in den „Meiſterſingern“ von R. Wagner.

Vom 1. Oktober 1912 bis zum 5. Januar 1913 gaben die Schauſpieler und Sänger des Stadttheaters auch Vorſtellungen im Böhmli-Theater. Man hoffte dadurch der finanziellen Notlage der Stadttheater-Geſellſchaft abhelfen zu können. Der Verſuch, zwei Theater, das eine in Groß-, das andere in Kleinbaſel zu führen, iſt jedoch mißlungen. Trotzdem man in Kleinbaſel eine feine Auswahl von Operetten, Schau- und Luſtſpielen über die Bühne gehen ließ (9 Schauſpiele, 23 Luſtſpiele, 31 Operetten) konnte ſich das Publikum nicht für die Doppelſpurigkeit des Theaterbetriebs erwärmen; „man“ ging nicht ins „Bömly“, und die Geſellſchaft machte ſchlechte Geſchäfte.

Unſer Theater ſteht in Schauſpiel und Oper auf einer ſehr anſtändigen Höhe und kann ſich mit ſchweizeriſchen und deutſchen Städten von der Größe Baſels wohl meſſen. Daß trotzdem das Abonnement abnimmt und die Vorſtellungen, ſpeziell im Schau- und Luſtſpiel, gewöhnlich nur mäßig beſucht ſind, dürfte ſeinen tieferen Grund im allgemeinen bedauernswerten Sinken des künſtleriſchen Geſchmackes haben. Das Publikum, auch das unſrige, geht den oberflächlicheren Genüſſen nach, wie ſie Kinematograph und Tingeltangel bieten. Es ſteht zu hoffen, daß jetzt, im Zeitalter der polizeilichen Einſchränkung der Kino-Ueberſenſationen, das Volk ſich wieder beſinnen werde, wo es beſſere Koſt, edlere Genüſſe für Auge, Ohr, Verſtand und Gemüt bekommt.

B. Konzerte.

Unser baslerisches Konzertleben weist zurzeit eine gewisse Stabilität auf, die ihm zugute kommt. Die Solistenabende, die in früheren Wintern überaus zahlreich waren, haben an Zahl nicht weiter zugenommen, so daß man also nicht von Ueberproduktion, allerdings auch nicht von einem Mangel an Konzerten sprechen kann.

Die größte Anziehungskraft üben wie immer die Aufführungen unserer bedeutendsten musikalischen Gesellschaften und Vereinigungen aus. Die Allgemeine Musikgesellschaft gab unter der Leitung von Dr. Hermann Suter ihre regelmäßigen zehn Symphoniekonzerte, in denen an Orchesterwerken Klassisches und Modernes in buntem Wechsel die Hörer erfreute. Novitäten wurden selbstverständlich auch zu Gehör gebracht, doch wogen die Namen bekannter Meister auf den Programmen vor. An Solisten nennen wir u. a. Frau Noordewier, die Schwestern Harrison, den Geiger Flesch, Dohnanyi, Lucy Gates, Paul Bender. Auch die einheimischen Kräfte hatten Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Großen Erfolg hatte die Veranstaltung einer zyklischen Aufführung sämtlicher neun Symphonien von Beethoven im Laufe des März und April; ihrer acht wurden zu je zweien an vier Abenden gespielt; die neunte stand im Mittelpunkt des Programmes für das sog. Pensionskonzert. —

Auch die von der gleichen Gesellschaft unterhaltenen Kammermusikabende bescherten ihrem Elitepublikum viel Schönes und Gutes. Unter den in diesen Konzerten aufgeführten Novitäten erwähnen wir ein Sextett für Streichinstrumente von W. von Baußnern, ein Streichquartett von K. H. David und ein Trio von Ernst Levy. Die beiden zuletzt Genannten sind in Basel ansässig. Die Ausführung der meisten Werke besorgten die Herren H. Kötscher, E. Krüger, F. Küchler, W. Treichler.

Von Chorvereinen sei, wie stets, der ebenfalls unter

H. Suter stehende Basler Gesangverein vor allen genannt. Er bot in seinem ersten Konzert am 7. Dezember 1912 eine Auswahl kleinerer Chorwerke verschiedener Meister (Joh. Chr. Bach, Brahms) und den 100. Psalm von Max Reger. Solistisch war dabei Fräulein Gertraude Förstel aus Wien tätig. Am 28. Januar 1913 folgte dann ein Liederabend (Solistin: Frau Durigo), einen Monat später (28. Februar) das Requiem von Berlioz. Den Abschluß der Saison bildete am 7. und 8. Juni auch diesmal ein im Münster aufgeführtes Werk Sebastian Bachs, seine H-moll-Messe unter solistischer Mitwirkung der Damen Noordewier, de Haan-Manifarges, sowie der Herren Plamondon und Reder. Ein am folgenden Tag abgehaltenes Solistenkonzert gab diesen letzteren wie auch dem Verein Anlaß, eine Anzahl Einzelgesänge und Chorlieder zu Gehör zu bringen.

Auch der unter der Leitung von Adolf Hamm stehende Bachchor zeigte sich fleißig an seiner künstlerischen Arbeit. Er brachte am 22. Dezember 1912 drei Kantaten aus dem Weihnachtsoratorium, am 18. März die „Trauer-Ode" und „Gott fähret auf mit Jauchzen", alles von Sebastian Bach, zur Aufführung. Die Solopartien lagen in den Händen von Herrn Ernst, Frl. L. Barblan, Frau Stronck-Kappel, Frau Altmann und Dr. Ligniez.

Die Liedertafel (Direktion: H. Suter) veranstaltete zwei große Konzerte, das erste am 12. Januar 1913 als Wagnerfeier zur Erinnerung an den 100. Geburtstag des Meisters. Es gelangten dabei unter solistischer Beteiligung von Fritz Feinhals aus München und Richard Tauber aus Wiesbaden Bruchstücke aus Wagners Werken — Tannhäuser, Holländer, Meistersinger, Parsival — zum Vortrag. Das zweite Konzert war der Muse Franz Schuberts gewidmet und enthielt als Hauptnummer dessen „Gesang der Geister

über den Wassern". Solistin war Fräulein M. Philippi.

Auch der Basler Männerchor ließ sich unter seinem Dirigenten C. Jul. Schmid wie gewohnt zweimal in Liederkonzerten hören, einmal am 24. November 1912, das anderemal am 27. April 1913. Im ersten betätigten sich als Solisten Frau E. Dietrich-Kaiser und Herr J. Schlageter, im zweiten Frau M. Ziegler-Strohecker (Sopran), sowie die Herren H. Wetzel (Klarinette) und Jos. Schlageter (Klavier).

Von hervorragenden Solistenkonzerten nennen wir einen Reger-Abend (3. März) und eines, das Pablo Casals mit dem Pianisten Harold Bauer am 13. Januar gab. Besondere Erwähnung verdienen auch die Orgelkonzerte, die Adolf Hamm unter Zuzug tüchtiger solistischer Kräfte regelmäßig zu Beginn des Herbstes und im Frühjahr gibt und die in unserem Musikleben eine ständige, wertvolle Einrichtung zu werden versprechen.

C. Malerei und Plastik.

Wir haben in diesem Jahre ein paar wirklich feine Ausstellungen in unserer Kunsthalle gehabt. Gleich die erste war ein Ereignis; sie galt dem Gedächtnis des kürzlich verstorbenen Albert Welti und bestand in der Hauptsache aus 61 Gemälden samt den zugehörigen Entwürfen. Es braucht nicht gesagt zu werden, wie glücklich die Besucher der Ausstellung waren, als sie alle die herrlichen Bilder: „Walpurgisnacht", „Das Haus der Träume", „Hochzeitszug", „Elternbildnis", „Geizteufel", „Auszug der Penaten" usw. vereinigt sahen. Dann gab's noch eine besondere Abteilung „Skizzen und Studien", ferner eine mit Zeichnungen: im ganzen 373 Nummern (ungerechnet die Studien zu den ausgeführten Gemälden). — Gleichzeitig stellte der schweizerische Graphikerverein „Die Walze" aus; es waren Blätter

der hervorragendsten schweizerischen Lithographen, Holzschneider und Radierer zu sehen: Anner, Bucherer, Buchner, Gamper, Gehri, Geiger, Hänni, Kreidolf, Maria La Roche, Meyer-Basel, Pflüger, Riedel, Thomann, Vallet, Vibert, Völlmy, Welti. — Plastiken, meist Porträts, stellte Otto Roos aus.

Im Dezember kam die Weihnachtsausstellung baslerischer Künstler; sie wird seit einer Reihe von Jahren nur noch mit wirklichen Kunstwerken beschickt, während sie früher ein Markt war, auf dem auch allerhand Dilettantisches zugelassen wurde. Die Hauptaussteller waren Paul B. Barth, Sophie Burckhardt-Hipp, Paul Burckhardt, Numa Donzé, Walther Enholz, Hermann Meyer; zu ihnen gesellten sich Max Alioth, P. M. Artaria, W. Balmer (Liestal), August Bauer (Weil), Carl Bernoulli (Paris), Ernst Breitenstein, Ernst Buchner, Emilie Buxtorf, A. J. Chatelain, Louise David, L. Dischler, Elisabeth Fischer, Paul Flury, Max v. Geymüller, Emil Gysin (Säckingen), Georg Gysin-Gerner (Zürich), Paula Häberlin, Frau H. Haßler-Ernst, Gottfried Herzig, K. Huber, Emma Imhoff, Hedwig Keerl-Thoma, Jean Kindweiler, Werner Koch, Franz Krauß, Adolf Kron, H. A. Kündig, Alfred Leite, Anny Lierow (Paris), Marie Lotz, Rudolf Löw, Burkhard Mangold, L. Mellinger (Locarno), Esther Mengold, C. Th. Meyer, Max Meyer, Fritz Mock, H. Morstatt, Heinrich Müller, Georg Niederhauser, Christoph Oehler, Hans Portmann, Alfred Peter, Otto Plattner, Karl Pflüger, Hanna Preiswerk, Karl Reber, Arthur Riedel, Regnault Sarasin (Paris), Ernst Schieß (Paris), Joseph Schönenberger (Paris), Gertrud Schwabe, Hans Schwabe, Paul Schweizer, Ernst Seifert, Sophie Siebenmann, Alfred Soder, Carl Speiser, Marty Stehelin (Lugano), Marie Stückelberg, Hans Süffert, August Suter, Marguerite Tissot, J. Vogt-Amann, Fritz Voirol, Jakob Wagner (Locarno), Louis Weber (Reinach), Charlotte Weiß (Paris) und E. W. Wolf. — In solchen Mengen gibt es Künstler in Basel. Wenn auch einige von

ihnen Bescheideneres leisten, so steht die Kunst im allgemeinen bei uns hoch. Und ihr Vorzug ist der, daß sich die Künstler nicht einer und derselben Richtung verschrieben haben: nicht die Hervorragenderen unter ihnen, nicht diejenigen, welche sich eben aus dem Lehrlingstum herausarbeiten.

Die Januar-Ausstellung brachte uns wieder einmal eine der ehemals bei uns beliebten bunten Galerien, wo Künstler jeder Nation ihre Werke zeigten. Das heißt, das Tohuwabohu, das wir in den sogenannten „permanenten Ausstellungen" zu sehen bekommen hatten, ist es auch nicht mehr. Die Künstler haben sich zu Gruppen vereinigt, und einige solcher (kleinerern Gruppen) haben bei uns ausgestellt, zunächst die Künstlervereinigung „Schwarzwald", welche namentlich aus Landschaftern besteht: Freiburger und Karlsruher Malern und Radierern; dazu kommen einige eigentliche Schwarzwälder, ein Elberfelder und eine Münchnerin. Sie stürzen die Kunstwelt nicht um, diese „Schwarzwälder"; hingegen malen sie im allgemeinen solid und frisch. — Eine zweite Gruppe waren belgische Künstler, einer davon ein Landschafter, die andern Plastiker. Sie unterscheiden sich vom Pariser Durchschnitt kaum. — Eine dritte Gruppe war die Künstlervereinigung „Brücke", deren bedeutendstes Mitglied unser Cuno Amiet ist, der hingegen hier nicht mit Hauptbildern vertreten war; die übrigen sind Berliner, die meist noch nach künstlerischem Ausdruck suchen. — Außerdem waren Bilder ausgestellt, die sehr gut in einer „Permanenten" von früher hätten hängen können, ein Albert Anker, 15 Werke Paul Robinets; die übrigen 17 stammten aus München, Holstein, Zürich und Karlsruhe.

Die Februar-Ausstellung brachte wieder hauptsächlich Werke von Basler Künstlern zur Anschauung. Zunächst eine Kollektion von Paul Altherr: großfigurige Aktkompositionen und vortreffliche Tierbilder. Paul Barth fand den Beifall ernster Kunstfreunde mit einer monumentalen, in einfachen, doch starken Farben gehaltenen Schreitfigur.

Karl Dick hatte als Hauptwerk ein exquisit feines Damenporträt da; ein Knabenporträt und eine „Schlafende“ sowie einige Studien zeigten aufs neue den Ernst dieses Malers. Numa Donzé hatte Landschaften von elementarer Kraft ausgestellt; Heinrich Müller einige von seinen starkfarbigen und doch harmonischen Stilleben, sowie Aktfiguren und Porträte. Müller wird noch vielfach mißverstanden, doch schreitet er in tüchtiger Selbständigkeit fort. Ernst Schieß in Paris hatte Corsicastudien zu zeigen. Auch Joseph Schönenberger (Basel) hatte hübsche Landschaften ausgestellt. Hugo Frey (Zürich), Karl Hartmann (München) und Carl Reiser (Partenkirchen) füllten den Saal mit beachtenswerten Landschafts- und Figurenbildern.

Im März sahen wir eine bedeutende Ausstellung von nicht weniger als 24 Werken Ferdinand Hodlers, den gewaltigen „Mäher“, den ebenso mächtigen „Redner“ aus dem Hannoveranerbild, einige faszinierende Frauenköpfe und eine Anzahl Landschaften. Max Buri ragte namentlich durch ein Porträt seiner Frau hervor. Giovanni Giacometti hatte nicht weniger als 30 Bilder gesandt, so daß man seine farbig enorm wirksame Art, Figuren und Landschaften zu heben, genau studieren konnte: Hauptbilder waren ein „Damenbildnis“, „Im Bade“, „Begräbnis“, „Alte“ und ein „Bergbach“. Albert Gos (Genf), Edm. de Palezieux (Paris), A. M. Kappis (Basel), Albert Schweizer (Bärenwil) hatten einen schweren Stand gegen das andere Schweizertrio. Einzig Otto Roos vermochte die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; er hatte eine Büste, einen weiblichen Akt in Gips, Reliefstudien und 10 wirklich plastische Zeichnungen ausgestellt. — Im ersten Stock war nochmals etwas wunderbar Schönes zu sehen; da hatte Heinrich Orelli Landschaften von einer überraschenden Feinfarbigkeit ausgestellt, ungefähr 60 Bilder, meist Landschaften, an denen die Liebhaber echter Kunst ihre helle Freude haben konnten.

Im April hatten wir abermals eine bemerkenswerte Ausstellung. Sie bestand aus denjenigen Werken, welche die Schweiz zur internationalen Kunstausstellung in München geschickt hat. Es waren 84 Oelgemälde, 7 Aquarelle und Pastelle, 30 Zeichnungen und Radierungen und 22 Bildhauerwerke. Die besten Namen waren vertreten, ausgezeichnete Werke der Malerei, Graphik und Plastik waren versammelt. Doch sagte die Ausstellung nicht jedermann zu. Man weiß auch, was für eine häßliche Polemik sich von München aus und in Schweizerblättern an diese Ausstellung heftete. Die Jury habe einseitig geurteilt, war die Quintessenz all der Schimpfereien. Sei dem wie ihm wolle, jedenfalls war die Vorausstellung in Basel ein künstlerisches Ereignis für unsere Stadt.

Im Mai hatten wir wieder eine Sandreuterausstellung, an der man, wie im letzten Jahre, sich an der Kraft, an der Farbe und an der Zeichnung des allzu früh Dahingeschiedenen erlaben konnte. Es waren nicht weniger als 341 Objekte zu sehen, welche dartaten, in wie manche Ausdrucksformen Hans Sandreuter seine eminente Kunst zu bringen gewußt hat: Da waren zunächst Gemälde in Oel und Tempera, Aquarelle, Handzeichnungen und Studien. Das sieht man in anderen Künstler-Nachlässen auch, nicht aber die dekorativen Sachen, in denen unser Sandreuter so groß gewesen ist: Entwürfe zu Mosaiken am Landesmuseum in Zürich, zu Fresken am Turm in Altorf, zum Speisesaal im Stadtkasino, für den unbemalten Teil des obern Treppenhauses im Museum, zu Glasgemälden im Kuppelraum des Bundeshauses in Bern, zu Wandgemälden in der Schmiedenzunft und im Grand Hotel zu Baden, zu den Sgraffiti am (leider abgebrochenen) Hause Weitnauer an der Freienstraße. Auch Original-Holzschnitte hat Sandreuter geschaffen; ja er hat selbst in Holz geschnitzt, und wie originell! Seine Möbel im Hause zur „Moorhalde“ in Riehen zeugen davon. Von diesen Schnitzereien waren Abdrücke ausgestellt. Wie

geſagt, der künſtleriſche Reichtum Hans Sandreuters hat abermals ausgebreitet vor den Basler Kunſtfreunden gelegen.

Die Juni-Ausſtellung brachte uns eine Anzahl von Berner Künſtlern nahe; ſie hatten Aquarelle zu zeigen, die meiſtens nicht nach der konventionellen Schablone gemalt waren und ein ernſtes Wollen und ſchönes Vollbringen aufwieſen. Wir nennen als die intereſſanteſten Eduard Boß, Ernſt Geiger, Traugott Senn und Emil Prochaska. Im Oberlichtſaale waren zwei große Bilder zu ſehen: „Die Bergpredigt“ von Eugène Burnand: ein ſtiliſtiſch eher mißlungenes Werk, und „Muſikanten“ von Hans Thoma. Daneben gab es Originelleres, z. B. die Bilder von Karl Itſchner in Küsnacht, der einer der beſten Kindermaler der Gegenwart iſt. Originell waren auch die Bilder von Emil Weber in Schirmenſee, meiſt weibliche Akte, kompoſitionell und farbig durchaus beachtenswert.

Im Juli und Auguſt finden keine Ausſtellungen ſtatt, Dafür überraſchte uns der September mit einer Bilder-Serie von Auguſto Giacometti. Dieſer Vetter des bekannteren Giovanni Giacometti iſt ein Neu- und Eigentöner; er geht auf die Wirkung ungebrochener Farben aus, die er moſaikartig zuſammenordnet; dabei wirkt er ſehr ſubtil harmoniſch und iſt in ſeiner Farbigkeit wie in ſeinen Gegenſtänden ein Poet: einige ſeiner Viſionen muteten geradezu dantesk an. Das Publikum fand ſich nicht ſofort in dieſe Art Malerei hinein; aber es merkte doch, daß ernſte künſtleriſche Arbeit hinter den Phantaſieſtücken, Landſchaften, Blumen, Porträts und Zeichnungen ſtecke und — man hat nirgends über die Ausſtellung ſchimpfen gehört, trotzdem ſie, viel beſucht, den Kunſtfreunden manches Rätſel aufgab. Im obern Saale hatten zwei jüngere Basler ausgeſtellt: J. J. Lüſcher und Paul B. Barth; jener hatte Juralandſchaften, Stilleben, Marinen zu zeigen; er iſt hingegen in ſeiner künſtleriſchen Entwicklung nicht fortgeſchritten, ſo daß wir für ſein glänzendes Talent auf eine ſpätere Ausſtellung hoffen müſſen.

Paul B. Barth hatte von einer Reise in die Provence farbenstarke, klare Bilder, zum Teil mit gelungener Figurenstaffage mitgebracht. Regnault Sarasin zeichnet und malt Landschaften aus Mittel- und Süditalien aufs gewissenhafteste und gewinnt auf diese Weise reine, ungesuchte Effekte. Paul Pflüger (Basel) hatte Pferdestudien ausgestellt. Franz Hoch (München) hatte eine Gruppe von 18 Landschaften zu zeigen.

Im Oktober durften wir eine französische Ausstellung sehen, welche die Kunst der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vorführte. Nicht nur die besten Namen, sondern auch Werke dieser Besten waren zu sehen: Courbet, Manet, Degas, Renoir waren mit charakteristischen Bildern vertreten, von Camille Pissarro zählten wir nicht weniger als 25 Bilder, einige davon Meisterwerke. Claude Monet, Alfred Sisley, Paul Cézanne und Paul Gauguin waren mit einigem vom Besten vertreten, was sie geschaffen haben. Auch Vinzent van Gogh, den Impressionisten à outrance Paul Signac, sogar die Neuesten, Henri Matisse, Pablo Picasso, Henri Manguin, M. Asselin, konnte man studieren. Ueberhaupt darf man dem Kunstverein dankbar sein, daß er uns diese Ausstellung gebracht hat. — Im unteren Saale waren Seelandschaften von Paul Burckhardt vereinigt, dessen Entwicklung in Form und Farbe rasch aufwärts geht. Ernst Buchner hatte fein studierte Pferdebilder vorzuweisen.

D. Architektur.

Nicht gewohnheitshalber beginnen wir auch diesmal den Bericht über die neuen Architekturwerke mit der Erwähnung eines Bauprojektes und eines Neubaues in der inneren Stadt am Rhein, sondern wegen der großen Bedeutung dieser Bauten.

Schon seit Jahren stand die Frage offen, wie die Schiffslände ausgestaltet und wann die störende Lücke im Stadtbild geschlossen würde. Durch den Neubau der Confiserie Spill-

mann von Architekt Emil Faesch hat das kompakte Gefüge des großbaslerischen Uferbildes gegen die mittlere Rheinbrücke einen kräftigen Abschluß erhalten und mit besonderer Genugtuung können wir heute auch konstatieren, daß nun die Bebauung des bisher brach gelegenen Terrains zwischen Eisengasse und Marktgasse nach einem einheitlichen Plan gesichert ist. Mit dieser neuen Baugruppe wird die architektonische Geschlossenheit der Stadtansicht von der mittleren Rheinbrücke aus, wie sie vor Abbruch der alten Häuserblöcke zwischen Eisengasse, Kronen- und Schwanengasse bestand, wieder gewonnen sein. Hoffentlich wird das nun glücklich Erreichte nicht später wieder zunichte gemacht durch die Ausführung des projektierten Rheinquais längs des linken Ufers von der Wettsteinbrücke abwärts. Bei Anlaß des Neubaues Spillmann, dessen kleiner Vorbau mit der Terrasse gegen den Rhein außerhalb der dort gezogenen Baulinie steht, ist die Frage über diesen Straßenzug wieder aufgerollt worden. Leider konnten sich die Behörden aber bis jetzt nicht dazu entschließen, von der Durchführung des Quais endgültig abzusehen, so daß also dem unvergleichlich stolzen Stadtbild immer noch Gefahr droht, denn die Ausführung einer öden Straße am Fuße der Pfalz, unter den Mauern des Kreuzganges und des Bischofshofes, an Stelle der monumentalen Gartenterrassen des Ramsteiner- und Hohen-Firstenhofes würde die gänzliche Zerstörung des herrlichen Anblickes unserer Vaterstadt bedeuten.

Es sei noch kurz auf den vorerwähnten Bau von Architekt Faesch hingewiesen; obschon der hohe Walmgiebel eher an Bauten anderer Schweizerstädte erinnert, so fügt sich doch das mit alten Ziegeln gedeckte Dach nicht ungünstig in die allgemeine Silhouette ein. Gelungene Bildhauerarbeiten sind als besonderer Schmuck der Fassaden zur Verwendung gekommen; über den beiden Ladentüren ist auf zwei Reliefs von Bildhauer Gutknecht nach Kartons von Kunstmaler Burkhart Mangold der Bau der alten Rheinbrücke einerseits und andererseits der Güterverkehr zu Schiff auf dem Rhein zur

Darstellung gebracht. Mit viel Sorgfalt und Geschmack ist der in braunpoliertem Nußbaumholz getäfelte Verkaufs- und Teeraum der Confiserie ausgestattet worden.

Den kleinen Platz vor der Hauptpost an der Gerbergasse beherrscht das neue Geschäftsgebäude der Schweizerischen Volksbank von Architekt H. Neukomm. Die reichlich mit Bildhauerei geschmückten, in hellem Haustein und in großen Bauformen aufgeführten Fassaden kontrastieren scharf zu den biedern, bescheidenen Altstadthäusern nebenan; der Eindruck des Unvermittelten wird besonders stark empfunden bei der Annäherung vom Rümelinsplatz her, und selbst die mächtig hohe, ruhige, großzügige Front des Postgebäudes vermag kaum ein Gegengewicht zu schaffen. Erst wenn an Stelle der jetzigen Nachbargebäude vielleicht einmal große Neubauten errichtet sind, wird ein Ausgleich stattfinden. Die Anlage des Treppenturmes im spitzen Winkel gegen die Grünpfahlgasse erinnert an die wohlgelungene Eckbehandlung des seinerzeit für dieses Bankgebäude eingegebenen, gleich dem jetzt ausgeführten Neukomm'schen Projekt mit einem ersten Preis ausgezeichneten Konkurrenzprojekt der Architekten Suter & Burckhardt.

Die Wirtschaft „zum Gifthüttli" an der Schneidergasse wird demnächst ihr altes Schenklokal verlassen und neue Wirtschaftsräume im gegenüberliegenden Neubau von Architekt R. Sandreuter an der Ecke Sattelgasse-Schneidergasse beziehen; bei diesem ist mit Geschick durch Anwendung einfacher spätgotischer Formen versucht worden, an die traditionelle Basler Bauweise des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts anzuknüpfen.

Einen eingreifenden Umbau hat das stattliche ehemalige Bankgebäude „zum grünen Ring" an der Freienstraße Nr. 56 erfahren müssen; dieser ist von den Architekten Suter & Burckhardt, welche anno 1908 den Neubau für die Firma A.-G. von Speyr errichteten, in wohlgelungener Weise durchgeführt worden. Die Fassade an der Freienstraße ist in ihrem ursprünglichen Charakter erhalten geblieben, die Erdgeschoß-

mauern sind arkadenartig durchbrochen und die Schaufenster in einen auf Trottoirhöhe liegenden Umgang zurückgesetzt worden. Der günstige Eindruck des Gebäudes durch Auflösung des Sockelgeschosses in eine Bogenstellung mit kräftigen Pfeilern ist gewahrt und gleichzeitig den praktischen Bedürfnissen des dort jetzt eingerichteten Warenhauses Knopf in weitgehender Weise entgegengekommen.

Andere Neubauten im Innern der Stadt fallen für dieses Jahrbuch nicht in Betracht; es bleibt für nächstes Jahr vorbehalten, über die erste Bauperiode der Museumsvergrößerung auf dem Rollerhofareal und über den Neubau der Frauenarbeitsschule auf der dominierenden Höhe über der Steinenvorstadt zu berichten; beide Bauplätze sind durch Abbruch zum Teil charakteristischer alter Gebäulichkeiten freigelegt worden. Auch darf an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, daß nun endgültig als Bauplatz für das neue Kunstmuseum durch Großratsbeschluß der Schützenmattpark bestimmt wurde, womit diese seit Jahren schwebende Frage endlich erledigt worden ist.

Der wohlgelungene Umbau des Hauses Petersgraben No. 15 durch Architekt Emil Faesch mag hier noch erwähnt sein; das Haus, „zum neuen Offenburgerhof" genannt, bildete einst mit dem Nachbarhaus No. 17 und dem Offenburgerhof am Petersberg eine zusammenhängende Liegenschaft; äußerlich tritt die Neugestaltung des Hauses nur in dem breiten Giebel des Dachaufbaues in Erscheinung.

Ein mehrstöckiges Wohn- und Geschäftshaus ist in der Aeschenvorstadt an der Ecke der Brunngasse neben dem Hotel zum Bären im Bau (Architekt Pfrunder).

Ein gegen früher wesentlich verändertes Bild zeigt die Malzgasse, da dort die Nebengebäude der Liegenschaft St. Albanvorstadt 36 abgebrochen wurden und an deren Stelle durch die Architekten Eduard Vischer & Söhne das stattliche Wohnhaus „zum Birkenhof" erbaut worden ist, besonders ausgezeichnet durch seine Lage, die dadurch bestimmt wurde, daß zuerst zwei Häuser, deren Bau schon in Angriff genommen war,

projektiert waren, von denen aber dann nur das vorgenannte zur Ausführung kommen konnte. Ein kleiner Vorhof trennt den Haupteingang von der Gasse; an die Süd- und Westseite des Hauses legt sich der Garten, der ganz in Uebereinstimmung mit diesem disponiert ist und in enger Verbindung mit den zu oben erwähnten Gebäulichkeiten an der St. Albanvorstadt gehörenden, jetzt vergrößerten Gartenanlagen steht, die in ihrem ältern, in strengen architektonischen Formen gehaltenen Teil mit dem hübschen Gartenpavillon aus dem 18. Jahrhundert ein charakteristisches Beispiel ihrer Zeit bilden.

Das neue Wohnhaus St. Albanvorstadt Nr. 85 von den Architekten La Roche, Stähelin & Co. zeigt in seiner äußeren Formbehandlung Anklänge an klassizistische Beispiele vom Anfang des vorigen Jahrhunderts und fügt sich dem ruhigen Straßenbild in glücklicher Weise ein.

Wenden wir uns nach dem äußern St. Albanquartier, so treffen wir in der Kapellenstraße auf eine reizvolle Wohnhausanlage von Architekt Karl A. Burckhardt. Um einen von der Straße durch ein Gitter getrennten Hofraum gruppiert sich zur Rechten das Wohngebäude, in freien, ruhigen Formen gehalten; links in der offenen Veranda eines Pavillonbaues bietet sich Gelegenheit zum schattigen Aufenthalt im Freien. Ein pergolaartiger Pfeilerbau, mit Schlingpflanzen überwachsen, verbindet die beiden Bauteile und schließt den Hof ab, läßt aber doch den Durchblick in den tieferliegenden Garten hinter dem Hause frei.

Die vor wenig Jahren begonnene Gruppe von neun Einfamilienhäusern an der Hardstraße Nr. 76—92 durch die Firma K. Hipp & Co. wird bald fertig ausgebaut sein und macht einen freundlichen, wohnlichen Eindruck.

An der Wartenbergstraße zieht das neuerstellte Wohnhaus Nr. 21 den Blick sofort auf sich; die freie, ungezwungene Raumdisposition des Innern kommt auch in der äußern lebendigen Gestaltung zum Ausdruck und der belebte Aspekt wird durch frische Farbkontraste der einzelnen Bauteile noch be-

sonders gehoben. Auch hier haben die Architekten Suter & Burckhardt der Anlage des Gartens, dessen Hauptzierde, vor allem während der Blütezeit, ein alter Apfelbaum ist, ihre spezielle Aufmerksamkeit geschenkt.

Unser diesjähriger Rundgang führt uns bis an die Peripherie der Stadt nach St. Jakob, um dort das neue Wirtshaus gegenüber dem Kirchlein zu besichtigen. Die Christoph Merian'sche Stiftung hat es sich angelegen sein lassen, den fast einem Neubau gleichkommenden vollständigen Umbau des alten, heimeligen Wirtshauses in dem Sinne durchzuführen, daß der bisherige Charakter eines ländlichen Gasthauses früherer Zeiten erhalten bleibe. Diesem Wunsche ist beim Entwurf der Pläne durch Architekt R. Sandreuter vollauf Rechnung getragen worden.

Am Weg durch die St. Jakobstraße nach der Stadt zurück zeigt sich uns gegenüber den Lagerhäusern das langgestreckte eben fertig aufgerichtete Mansardendach des Zeughaus-Neubaues. Das alte, ehrwürdige Zeughaus am Petersplatz wird in den nächsten Jahren dem Bau eines Kollegiengebäudes der hiesigen Universität weichen müssen; es ist schade um den mächtigen flotten Bau, der dem ganzen Straßenbild bei St. Peter Halt und Geschlossenheit gab.

Von der äußern, hinter tiefen Vorgärten zurückliegenden Häuserreihe des Aeschengrabens sind die beiden älteren Häuser Nr. 5 und 15 niedergelegt worden, um Platz für zwei herrschaftliche Wohnhäuser zu gewinnen, von denen das erstere nach Plänen von Architekt Fritz Stehelin erst im Rohbau erstellt, das andere von Architekt Leonhard Friedrich kürzlich vollendet worden ist.

Die Bebauung des Geländes an der Lindenhofstraße durch die Architekten Eduard Vischer & Söhne ist weiter fortgeschritten; zwei Einfamilienhäuser sind an das äußere Eckhaus angebaut worden.

Jenseits der Ueberführung der Peter Merianstraße über die Geleiseanlagen ragt ein großes, industrielles Etablissement

über die Dächer empor. Auf der ehemals Bernoulliſchen Liegenſchaft an der Ecke Hochſtraße-Pfeffingerſtraße hat der Verband ſchweizeriſcher Konſumvereine ſeine Schuhfabrik, nach Plänen von Architekt J. P. Manz in Stuttgart, errichtet. Bei aller Einfachheit der architektoniſchen Mittel gewährt dieſer Bau einen günſtigen äußeren Anblick.

Wenn auch im vorliegenden Bericht keine weiteren Bauwerke von der Bedeutung der Heiliggeiſtkirche, die wir letztes Jahr zu beſprechen Gelegenheit hatten, für das Gundeldingerquartier können namhaft gemacht werden — denn der Neubau des Sekundar- und Primar-Schulhauſes zwiſchen Dornacher- und Güterſtraße in der Nähe des Tellsplatzes iſt eben erſt in Angriff genommen worden —, ſo müſſen wir hier den im Auftrag des Staates von Ingenieur Riggenbach und Architekt Heman bearbeiteten Straßen- und Bebauungsplan für das Bruderholz erwähnen, der für die Ausdehnung der Stadt nach Süden von hervorragender Bedeutung ſein wird. Da der Bau einer Trambahnverbindung für das ganze Gebiet vom Hechtliacker zur Batterie und bis an den St. Margarethenpark nunmehr geſichert iſt, ſteht zu erwarten, daß die weitere Bebauung des Bruderholzplateaus raſch fortſchreiten wird. Auch während des letzten Jahres ſind am Batterieweg, Nr. 60—66 und Nr. 111—113, und an der Amſelſtraße neue Gruppen von Wohnhäuſern gebaut worden; ein hübſches Doppelwohnhaus Nr. 15 und 17 an letztgenannter Straße der Architekten Widmer, Erlacher & Calini verdient hier hervorgehoben zu werden; mit ſeinem hochragenden Giebel, dem einfachen Satteldach, lebendig und doch maßvoll in den Detailformen, ſticht es vorteilhaft gegen die gegenüberliegende neue Gruppe ab.

Vom Gundeldingerquartier kommend treffen wir bei der St. Margarethenbrücke auf das durch die öffentliche Verwaltung erbaute Tramwartehäuschen, ein kleines, pavillonartiges Gebäude mit anſchließender erhöhter Terraſſe mit ſteinerner Sitzbank, denen ſpäter zwei noch junge Bäumchen Schatten

ſpenden werden. Ein in Stein gehauenes ſymboliſches Relief ſchmückt den Wandbrunnen an der Rückſeite des Baues; leider wird der hübſche Aſpekt dieſer Anlage durch wahlloſe Aufſtellung von Trambahnmaſten, Plakatſäule, Weichenſignale und anderes ſehr beeinträchtigt.

Auf dem Bahnhofareal der ſchweiz. Bundesbahnen bei der Station der Elſaß-Lothringerbahnen ſteht inſelartig zwiſchen den Geleisanlagen und nur im Obergeſchoß von der Margarethenbrücke aus zugänglich, das neue Tranſitpoſtgebäude mit Zollamt; da der Bau tief unter dem Straßenniveau liegt, kommt er wenig gut zur Geltung. Es berührt aber ſympathiſch, daß im Gegenſatz zu der ſinnwidrigen Ueberladung mit ſchlechten Architekturmotiven des vor wenig Jahren erbauten eidgenöſſiſchen Poſtgebäudes an der Centralbahnſtraße, dem Zweck des Baues entſprechend, mit wohlangebrachter Zurückhaltung in der architektoniſchen Geſtaltung vorgegangen worden iſt.

Im Bachlettenquartier können als einzige Vertreter bedeutenderer Neubauten die drei Einfamilienhäuſer am Rütimeyerplatz Nr. 8, 9 und 40 der Architekten Burckhardt, Wenk & Co. hier aufgeführt werden.

An verkehrsſtiller Lage der Socinſtraße iſt durch die Architekten Suter & Burckhardt im Auftrag einiger hieſiger Aerzte der Privatſpital „zum Sonnenrain“ erbaut worden. Aeußerſte Zweckmäßigkeit mußte bei Anlage dieſes umfangreichen Gebäudes ausſchlaggebend ſein; durch eine einfache, ſtraffe Architektur mit wenigen ſtarken farbigen Akzenten und eine durch die örtlichen Verhältniſſe mitbedingte geſchickte Gruppierung des Baues iſt eine gute, angenehme Wirkung der ganzen Anlage erzielt worden.

Der Vorzug einer beſonders günſtigen Lage kommt dem unmittelbar neben dem Spitalbau und von den gleichen Architekten entworfenen Wohnhaus eines Arztes in hohem Maße zu ſtatten. Das ſchwarzgrüne Geäſt einer alten Föhre hebt ſich effektvoll von den gelbverputzten und weißen Mauerflächen

der beiden Neubauten ab; das Haus ist darum auch berechtigterweise „zur Föhre“ genannt. Die hübsch gestaltete Eingangspartie mit der Freitreppe, die zu dem feingeschmiedeten Gartentor an der Straße hinunterführt, die zierlichen Fenster und Balkongitter, das breit ausladende Mansardendach und die frischen Farben verleihen dem Bau einen überaus ansprechenden Charakter von mannigfachem Reiz.

Unweit dieser Neubauten am Nonnenweg und am kleinen Square der Pilgerstraße ist für die evangelische Missionsgesellschaft eine umfangreiche Baugruppe nach Entwürfen der Architekten La Roche, Stähelin & Co. zur Ausführung gekommen. Der niedrige Flügel am Nonnenweg dient hauptsächlich Schulzwecken; das Untergeschoß, das gegen den Garten zu ebener Erde liegt, wird von einer geräumigen Turnhalle eingenommen, im Obergeschoß sind Schulzimmer untergebracht. Der mehrgeschossige Hauptbau an der Pilgerstraße enthält große Wohnungen. Beide Gebäudetrakte sind durch einen niedern Terrassenbau miteinander verbunden, durch dessen Abschlußmauer gegen den Square auch von der Straße aus ihr Zusammenhang gewahrt ist.

Mit dem Umbau des alten Eckhauses am untern Ende der Pilgerstraße durch die Basler Baugesellschaft ist ein wesentlich günstigerer Eindruck dieser Straßeneinmündung gewonnen worden.

Als weiteres Beispiel von Neubauten im äußeren Spalenquartier ist das Vereinshaus der Methodistengemeinde am Allschwilerplatz zu nennen. Durch die Anlage des Versammlungssaales im Erdgeschoß ergab sich eine etwas schwierige Fassadengestaltung, doch beeinflußt der hohe Bau mit seiner ruhigen Gliederung das Platzbild in vorteilhafter Weise.

Das Bibliothekgebäude an der Bernoullistraße, ein hervorragendes Werk von Architekt Emanuel La Roche, hat eine wesentliche Vergrößerung erfahren durch die Verlängerung des Büchermagazins auf der östlichen Seite um vier Hauptachsen.

Die Basler Baugesellschaft hat mit einer letzten Vierfamiliengruppe am äußern Ende der Lenzgasse ihre dortige Eigenheimkolonie fertig ausgebaut.

Das Industriegebiet im Westen der Stadt zwischen den Rheinhafenanlagen und dem St. Johannbahnhof, wo sich stets weitere gewerbliche Betriebe ansiedeln, wie z. B. das Magazin- und Geschäftshaus an der Voltastraße Nr. 104 von den Architekten Burckhardt, Wenk & Co. in guter architektonischer Ausführung erbaut, hat im verflossenen Jahr ein eigentliches Wahrzeichen erhalten in der immensen Kühlanlage der A.-G. Bell, die als hoher massiger Backsteinbau, wie ein mittelalterlicher Wehrturm über alles hinausragend, weithin sichtbar ist.

Es erübrigt nun noch, über die bauliche Tätigkeit im Kleinbasel zu berichten, wo sich natürlicherweise das Interesse auf den in der Nacht vom 13. auf den 14. September dem Betrieb übergebenen Badischen Personenbahnhof konzentriert. Vorerst seien aber einige Neubauten namhaft gemacht, die in keiner Beziehung zum Bahnhof stehen. Vor allem fällt dem Passanten der mittleren Rheinbrücke die große Miethausgruppe Ecke Florastraße-Unterer Rheinweg von Architekt Ernst Mutschler auf; sie zeigt eine kräftige Gliederung der Fassaden, besonders durch die nach Süden gegen den Rhein vorgebauten Loggien. Ueber die Wirkung der ganzen Gruppe wird man sich erst nach deren Vollendung ein abschließendes Urteil bilden können, doch läßt alles auf eine beachtenswerte Lösung schließen. Der Architekt hat bei diesem Bau den interessanten Versuch gemacht, die auf jener Liegenschaft stehende ehemalige Villa Bindschedler ganz in den Neubau einzubeziehen und durch daran vorgenommene eingreifende Aenderungen mit den neuen Bautrakten vollständig zu verschmelzen.

Von den Architekten Widmer, Erlacher & Calini sind die zwei freistehenden, von hübschen Gartenanlagen umgebenen Wohnhäuser Rötelerstraße Nr. 40 und 42 entworfen;

freie, in barockem Charakter gehaltene Formen und aparte farbige Behandlung kennzeichnen beide Bauten.

Eine größere Miethausgruppe von nicht uninteressanter Anlage Ecke Grenzacherstraße-Fischerweg mag der Vollständigkeit halber hier auch aufgeführt sein.

Wohnlich und heimelig in ihrem anspruchlosen Kleid steht die Baugruppe von sechs kleinen, nur aus Erdgeschoß und Dachstock bestehenden Arbeiterhäuschen Maulbeerstraße 150 bis 160 bei der malerischen alten Steinbrücke über den Kleinbasler Teich aus; nach Plänen der Architekten E. Vischer & Söhne erbaut.

Während der Berichterstatter mit der Niederschrift dieser Zeilen noch beschäftigt ist, wird in der Sitzung des Großen Rates über das abgeänderte Straßennetz von Kleinbasel beraten. Im Jahrbuch 1911 ist an dieser Stelle auf die meist unschöne und unzweckmäßige Anlage von projektierten Straßenzügen in den äußeren Quartieren der Stadt hingewiesen worden, und der Schreiber hatte dabei hauptsächlich das zur Ausführung vorgesehene Straßennetz zwischen dem alten und neuen badischen Bahnhof im Auge. Auf die Anregung eines Mitgliedes der Vereinigung für Heimatschutz und nachdem dann, wie es im Ratschlag, der dem Großen Rat am 23. Oktober 1913 vorgelegt worden war, heißt, in der Heimatschutzvereinigung und im Ingenieur- und Architekten-Verein der Wunsch geäußert wurde, es möchte geprüft werden, ob nicht unsere Bebauungspläne moderneren Prinzipien angepaßt werden könnten, ließ die Behörde vorerst den Straßenplan für die genannte Gegend von Kleinbasel, da dort die Erstellung neuer Straßen nach Eröffnung des neuen badischen Bahnhofs und das Studium der Verwendungsmöglichkeit des alten Bahnhofareals dringend war, nochmals bearbeiten und das Resultat dieser gründlichen Revision, bei der ein Hauptverdienst auch wieder, wie beim Bruderholz-Bebauungsplan, Ingenieur Riggenbach zugeschrieben werden kann, ist der jetzt zur Genehmigung dem Großen Rat vorgelegte abgeänderte

Bebauungsplan für Kleinbaſel. Es iſt überaus erfreulich, konſtatieren zu können, daß Baſel mit dieſen beiden intereſſanten, zum Teil ſchon in Ausführung begriffenen Stadterweiterungsplänen die heutige Auffaſſung von Städtebau in weiteſtgehendem Maß zu verwirklichen ſucht, ſo daß unſere Stadt in dieſer Hinſicht vielen Gemeinweſen um einen großen Schritt vorausgegangen iſt.

Der Straßenplan Kleinbaſels ſteht nun naturgemäß in engſter Beziehung zum neuen badiſchen Bahnhof, in erſter Linie zum Aufnahmsgebäude, deſſen verſchiedenartig gebildete Baumaſſen in meiſterhafter Weiſe zu einem einheitlichen Ganzen zuſammengefaßt ſind.

Bei Anlaß der Eröffnung des Bahnhofs iſt in der Tagespreſſe ausführlich über dieſes bis ins kleinſte mit peinlicher Sorgfalt und viel künſtleriſchem Geſchmack durchgebildete Werk des Architekten Karl Moſer in Karlsruhe berichtet worden; es ſei vor allem auf die in Nr. 434 vom 18. September dieſes Jahres in den „Basler Nachrichten“ erſchienene Beſchreibung des Empfangsgebäudes hingewieſen, in der von fachmänniſcher Feder alle die feinen künſtleriſchen Qualitäten des Baues hervorgehoben ſind. Dort iſt auch auf den außerordentlichen Gegenſatz zum Bundesbahnhof aufmerkſam gemacht; obwohl in beiden Fällen vom Architekten ähnliche Aufgaben zu löſen und entſprechende Schwierigkeiten zu überwinden waren, ſo haben doch die zwei Bahnhofgebäude eine grundverſchiedene architektoniſche Ausgeſtaltung erfahren. Es ſoll an dieſer Stelle nicht noch einmal im Detail auf das bedeutende Bauwerk eingegangen werden, um ſo weniger, als in den vorhergehenden Jahrbüchern jeweilen über den Fortſchritt der Bahnhofneubauten Bericht erſtattet worden iſt; es mag genügen, der Befriedigung darüber Ausdruck zu geben, daß Baſel um ein ſchönes Denkmal der Baukunſt bereichert worden iſt.

Von großer Wichtigkeit bleibt nun noch die Bebauung der dem Bahnhof gegenüberliegenden Straßenfront, indem viel davon abhängt, ob der monumentale Eindruck des Moſer'ſchen

Baues dadurch gehoben oder geschädigt wird; ein günstiger Anfang ist mit den beiden gleichartig ausgestalteten Eckgebäuden der Gebrüder Stamm an der Rosentalstraße gemacht worden, und auch für das weite Gebiet östlich der inneren Riehenstraße und der projektierten Riehenteichstraße bis an die Grenzacherstraße ist mit dem oben besprochenen neuen Straßenplan eine gute Grundlage geschaffen, die dem Architekten die Möglichkeit bietet, dort die Bebauung in zweckmäßiger Weise und nach künstlerischen Gesichtspunkten durchzuführen.

Basler Chronik.

1. November 1912 bis 31. Oktober 1913.

Von Fritz Baur.

November 1912.

3. Das Kirchenopfer in den reformierten Gottesdiensten, das am Reformationssonntag hier wie in der ganzen evangelischen Schweiz dem Kirchen- und Pfarrhausbau in Sursee zugute kommt, wirft ab 4898 Fr.

5. Der Weitere Bürgerrat beschließt, dem Postulat betr. ein Beamtenstatut keine Folge zu geben und Land der Christ. Merianschen Stiftung, wenn Liebhaber sich melden, in Erbpacht zu geben. Ferner bewilligt er den Verkauf zweier Parzellen Spitalwald im Banne Münchenstein und erledigt eine Anzahl Begehren um Aufnahmen ins Bürgerrecht.

Dr. Hans Iselin hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent an der medizinischen Fakultät über die Behandlung der chirurgischen Tuberkulose.

6. Im Musiksaal hält der Norweger Roald Amundsen einen gut besuchten Vortrag über seine Entdeckung des Südpols.

7. An einem Herzleiden stirbt in der Morgenfrühe, 67 Jahre alt, Dr. theol und phil. Conrad v. Orelli, seit 1872 an der Basler Universität erfolgreich tätig als akademischer Lehrer in positivem Sinn, gern gehörter Prediger und fleißiger Schriftsteller auf wissenschaftlichem und populärem Gebiet. Auch im christlichen Vereinswesen und in kirchlichen Behörden war der Verstorbene vielfach wirksam.

In hohem Alter stirbt J. B. Weißbrot, seit den 70er Jahren Lehrer der Malerei, namentlich für Damen, an der ehemaligen Zeichnungs- und Modellier-, später Allgemeinen Gewerbeschule.

9. Das Rote Kreuz von Basel veranstaltet eine Geldsammlung zugunsten der Pflege der Verwundeten im Balkankrieg.

12. Die evangelisch-reformierte Synode behandelt eine Interpellation, genehmigt nach Antrag des Kirchenrats die Nachtragskredite für 1912 und das Budget für 1913, überweist zwei Petitionen, die die Lukaskapelle enger mit der Kirche verbinden wollen, genehmigt das Rücktrittsgesuch von Kirchenrat Sänger und wählt an dessen Stelle J. Jörin-Suter.

13. Kantonstierarzt Rüesch erhält vom Regierungsrat die erbetene Entlassung.

14. Großer Rat. Den ganzen Vormittag nimmt eine Interpellation über die Heimatschutzmaßregeln der Regierung in Anspruch; es werden weiter einige Wahlen getroffen, u. a. wird an Stelle des verstorbenen Dr. Knörr zum Präsidenten der Petitionskommission ernannt Dr Hans Burckhardt-Fetscherin. Hierauf beschließt der Rat Ankauf des Bauplatzes für ein neues Zeughaus an der Lagerhausstraße, Vergrößerung der Frauenarbeitsschule und Kanalisation von Kleinhüningen, erledigt eine ganze Reihe von Petitionen und beschließt endlich Eintreten auf die Vorlage betr. Anstellung eines Schularztes.

15. Der Dies academicus spielt sich in den gewohnten Formen ab. Beim Festakt in der Martinskirche spricht der abtretende Rektor Prof. Eberhard Vischer über die Zukunft der theologischen Fakultäten. Daran schließt sich das Rektoratsmahl, ein Umzug der Studentenschaft und am Abend ein großer Kommers.

16. Im Großratssaal findet die konstituierende Sitzung der Vereinigung von Vertretern des schweizerischen Bankgewerbes statt. Die Versammlung, im Namen der Regierung von Reg.-Rat Speiser begrüßt, wählte als Präsidenten des Ausschusses F. Frey in Basel und bezeichnete Basel als Sitz der Vereinigung.

19. Der Weitere Bürgerrat genehmigt den Verwaltungsbericht des Engern Bürgerrats für 1911.

Die Regenz wählt zum Rektor der Universität für 1913 Prof. Dr. Karl Joël.

22. Die freiwillige Schulsynode wählte zu ihrem Präsidenten Dr. Gschwind, zum Vizepräsidenten und Kassier E. Völlmy, zur Sekretärin Frl. A. Herzog; sodann hörte sie Referat und Korreferat von Dr. A. Im Hof und A. Frei über Schule und Haftpflicht und nahm eine Reihe von Thesen darüber an. Ferner forderte sie durch eine Resolution die Behörden auf, einzuschreiten gegen die die Jugend gefährdenden kinematographischen Darbietungen und sprach den Wunsch aus nach Ermöglichung von in günstigem Sinn auf die Jugend einwirkenden derartigen Vorstellungen. — Im Alter von 58 Jahren stirbt Dr. Rudolf Luginbühl aus Großhöchstetten, Lehrer an der Knabensekundarschule und außerordentlicher Professor für Schweizergeschichte an der Universität.

23. Der regierungsrätliche Entwurf des Budgets für 1913 sieht vor an Ausgaben 20,910,430 Fr., an Einnahmen 18,337,073 Fr., somit ein Defizit von 2,573,357 Fr. — Im Alter von 64 Jahren stirbt Heinr. Merian-Paravicini, langjähriges Mitglied des Großen Rates, auch in den Gerichten tätig und als Kavallerieoffizier verdient.

23./24. Bei einer Beteiligung von 52,5% der Stimmberechtigten wird, zum erstenmal nach dem Proportionalverfahren und in einem Wahlkreis, der Weitere Bürgerrat von Basel auf eine neue Amtsdauer von drei Jahren gewählt. Es waren für die 40 Sitze von 6 Parteien im ganzen 126 Kandidaten vorgeschlagen. Der liberalen Partei fielen 12, der freisinnig-demokratischen 8, der Fortschrittlichen Bürgerpartei und der sozialdemokratischen Partei je 7, der katholischen Volkspartei 6 Sitze zu. Die demokratische Partei ging leer aus.

23.—25. In Basel tagt, wegen des Balkankrieges und

der daher drohenden kriegerischen Verwicklungen früher als ursprünglich in Aussicht genommen ein großer Internationaler Sozialistenkongreß. Es nahmen daran 555 Delegierte und Delegiertinnen aus aller Herren Ländern teil. Sein Hauptquartier hatte der Kongreß in der Burgvogtei. Sein Hauptzweck war die Annahme einer Resolution zugunsten des Friedens, gegen den Krieg. Nach außen trat der Kongreß am meisten hervor durch einen Demonstrationszug am 24., an dem über 10,000 Teilnehmer mit zahlreichen Fahnen, Musiken 2c. mitschritten. Es schloß sich daran eine Versammlung im Münster und eine zweite auf dem Münsterplatz, wobei man die Häupter der Sozialdemokratie der verschiedenen Länder in ihren Zungen sprechen hören und sehen konnte. Der Kongreß stand unter der Leitung von Nationalrat Greulich. Die Regierung hatte ihm durch ein Schreiben ihre Sympathie mit dem Friedenswerk ausdrücken lassen, und die Regierungsräte Blocher und Wullschleger beteiligten sich persönlich an dem Kongreß ihrer Parteigenossen.

24. Der Fußballklub Basel besiegt bei einem Match in Basel den Klub Etoile von La Chaux-de-Fonds mit 6 : 0 Goals.

26. Prof. Erwin Ruck hält seine Antrittsvorlesung über die Organisation der römischen Kurie.

27. Die Positiven Gemeindevereine halten ihre gemeinsame Jahresversammlung in der Burgvogtei ab. Die Sekundarlehrer F. Bollinger-Frei und Ed. Wenk-Löhrer reden über den Religionsunterricht in der Volksschule, der durch Reduktion der Unterrichtsstunden zurzeit stark beschnitten ist und durch die mit der Trennung von Kirche und Staat zusammenhängenden Aenderungen in seiner Existenz bedroht wird. Die Versammlung beschließt Eingaben an die staatlichen Erziehungsbehörden und an den evangelischen Kirchenrat im Sinne der Erhaltung des Religionsunterrichts im äußern Rahmen der Volksschule, aber angeordnet und erteilt durch Organe der Kirche.

28. Großer Rat. Nach Erledigung einer Reihe von unbedeutenden Geschäften beschließt der Rat Schaffung der Stelle eines Schularztes mit einem Adjunkten. Sodann wird die Vorlage der Regierung betr. Besoldungserhöhung für die Lehrerschaft angenommen unter Erhöhung der darin vorgesehenen Zulagen.

29. Privatdozent Dr. Herm. Bächtold hält seine Habilitationsvorlesung über die Aufgaben der handelsgeschichtlichen Forschung.

30. Witterung. Das Mittel der Temperatur im November 1912 betrug 3,1° Celsius, das mittlere Temperatur-Maximum 4,5, das mittlere Temperatur-Minimum —1,4°, das Mittel des Luftdrucks 738,4, die Summe der Niederschlagsmenge 32 mm, die Sonnenscheindauer 58 Stunden. Der Monat verlief als Normal-November mürrisch, trüb und neblig. Nur das Monatsmittel der Temperatur blieb um 1,4° hinter dem langjährigen Durchschnitt zurück.

Dezember 1912.

1. Das Opfer in den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Kirche fällt zugunsten der Mission und ergibt total 5562 Fr., davon 5008 für die Basler Mission und 554 für die protestantische Mission.

3. Der neugewählte Weitere Bürgerrat bestätigt auf eine weitere Amtsdauer den bisherigen Engern Bürgerrat mit Dr. Fritz Vischer-Bachofen an der Spitze und füllt die durch den Tod G. Von der Mühlls in dieser Behörde entstandene Lücke aus durch die Neuwahl von Ad. Burckhardt-Rüsch. Weiter bestellt er die Prüfungskommission für 1912.

5. Der Große Rat überweist nach Erledigung einer Interpellation die regierungsrätliche Vorlage betr. Jugendfürsorge an eine Kommission, bewilligt für diesen Zweck pro 1912 7000 Fr. und genehmigt die Staatsrechnung pro 1911. Ferner wird begonnen mit der Prüfung des Verwaltungsberichts für 1911.

6. Im Alter von 79 Jahren ſtirbt Dr. Ludwig Wille, früher Profeſſor der Pſychiatrie an der Basler Hochſchule und Direktor der Heil- und Pflegeanſtalt Friedmatt, ſeit einer Reihe von Jahren im Ruheſtand lebend.

12. Der Große Rat bewilligt die für den Bau des neuen Zeughauſes erforderlichen Kredite und beſchließt nach langer Verhandlung unter Namensaufruf mit 90 gegen 21 Stimmen Eintreten auf den Geſetzentwurf betr. Gewährung von Beſoldungserhöhungen.

13. Im Winterſemeſter 1912/13 ſind an der Univerſität Baſel ordentlich immatrikuliert 825 Studenten, darunter 46 Damen; dazu kommen 227 nicht immatrikulierte Hörer (129 Damen), ſo daß die Geſamtſchülerzahl ſich beläuft auf 1052 (175). Von den Immatrikulierten ſind Schweizer 653 (39), Ausländer 172 (7). Auf die Fakultäten verteilen ſie ſich wie folgt: theologiſche 74, juriſtiſche 71, mediziniſche 245 (15), philoſophiſche I 220 (24) und II 215 (8). — Von den 305 (22 Damen) Studenten aus Baſelſtadt widmen ſich der Theologie 16, der Jurisprudenz 40, der Medizin 46 (2), der Philoſophie I 102 (15) und Philoſophie II 101 (5).

14. 15. Zum Mitglied des Appellationsgerichts wird ohne Oppoſition mit 1862 Stimmen gewählt der Direktor der Schweiz. Treuhandgeſellſchaft Dr. Max Stähelin, zum Mitglied des Strafgerichts der von den Liberalen unterſtützte Kandidat der kathol. Volkspartei Dr. Othmar Kully mit 1164 Stimmen gegen 877, die auf den von den Freiſinnigen portierten Armeninſpektor F. Keller fielen. — Außerdem wurden einige Lücken im Mitgliederbeſtande der gewerblichen Schiedsgerichte ausgefüllt.

19. Der Große Rat beſchließt nach Anhörung einer Interpellation Gewährung von Beſoldungserhöhungen, überweiſt die Vorlage betr. Schaffung eines ſtaatlichen Fürſorgeamtes an eine Kommiſſion und fährt dann fort mit der Beratung des Verwaltungsberichts für 1911.

22. Die DDr. Stierlin, Viſcher und Socin von

der chirurgischen Abteilung des Bürgerspitals kehren nach zweimonatigem Aufenthalt in den serbischen Lazaretten nach Basel zurück, da nunmehr ein Waffenstillstand geschlossen ist und der Friede unmittelbar bevorzustehen scheint. (Siehe zum 21. Oktober 1912.)

Der Fußballklub Basel siegt in einem internationalen Fußballwettspiel gegen den Verein für Rasenspiele von Mannheim mit 8 : 0 Goals.

28. Die Basler Handelsbank begeht die Feier ihres 50jährigen Bestehens. Einer der Gründer, der langjährige Präsident des Verwaltungsrats, der 83jährige Dr. J. R. Geigy-Merian, hatte bei dem festlichen Mahl im Musiksaal das erste Wort. Der Verwaltungsrat hat zur Feier des Tages die Schaffung einer als selbständige Genossenschaft gedachten Pensionskasse für die Angestellten beschlossen und sie mit einer Million dotiert.

Die Regierung wählt zur Inspektorin der Kleinkinderanstalten die Witwe des am 21. Juli am Aletschhorn verunglückten Reallehrers Dr. Andreas Fischer, Frau M. Fischer-Martig.

30. Im Alter von 69 Jahren stirbt Prof. Alb. Teichmann, 1872—1906 Lehrer des Strafrechts an der juristischen Fakultät der Universität Basel, 1883—84 Rektor; Teichmann stammte aus Breslau.

Der Genossenschaftsrat des Allgemeinen Konsumvereins beschließt Fusion mit dem Konsumverein Birsfelden auf den 1. Februar 1913. Der Rat lehnt es ab, die Auszahlung der jährlichen Rückvergütung in der Weihnachtszeit vorzunehmen.

31. Witterung. Im Dezember 1913 betrug das Mittel der Temperatur 3,0, das mittlere Temperatur-Maximum 6,3, das mittlere Temperatur-Minimum 0,5° Celsius, der mittlere Barometerstand 742,2, die Summe der Niederschlagsmenge 33 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 113 Stunden. Der letztere Wert gibt dem Monat vor allem sein Gepräge:

eine abnorm große Sonnenscheindauer, daneben unaufhörlich milde Windströmungen und das Fehlen des Schnees ließen diesen Christmonat eher wie einen besonders freundlichen Februar oder März erscheinen.

Januar 1913.

1. Der Zivilstandsverkehr von Basel im Jahre 1912 weist folgende Hauptzahlen auf: 1178 Trauungen (1911: 1107); Lebendgeburten 3304 (3340), wovon abgehen 553 (573) Passanten-Geburten; Totgeburten 91 (97), davon 25 (19) Passanten-Geburten; von den Lebendgeborenen sind 1716 Knaben, 1588 Mädchen, von auswärts wurden angezeigt 34 lebend geborene Kinder hiesiger Einwohner. Todesfälle wurden verzeichnet 1770 (1932), darunter 241 (256) Passanten-Todesfälle; in diesen Zahlen sind die Totgeburten nicht inbegriffen. Nach dem Geschlecht teilen sich die Gestorbenen in 894 männlichen und 876 weiblichen Geschlechts; außerdem erfolgten 62 Anzeigen über den auswärts erfolgten Tod hiesiger Einwohner. Es waren 607 Neugeborene und 527 Gestorbene hiesige Kantonsbürger, 1046 und 557 Schweizerbürger anderer Kantone, 1651 und 686 Ausländer. Durch Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle vermehrte sich die ortsanwesende Bevölkerung um 1534 Seelen. Nach Abzug der Passanten-Lebendgeburten und der Passanten-Todesfälle und nach Hinzurechnung der auswärts geborenen und gestorbenen hiesigen Einwohner ergab sich ein Geburten-Ueberschuß der Wohnbevölkerung von 1194 (1041) Personen, 638 männlichen und 556 weiblichen, und zwar 64 Kantonsbürgern, 365 Schweizern aus andern Kantonen und 765 Ausländern.

2. Nach kurzer Krankheit stirbt Prof. Hermann Kinkelin, geb. 11. November 1832, seit 1860 Lehrer an der Gewerbeschule (Obere Realschule) und lange Zeit deren Rektor, 1867 Professor an der Universität, als einflußreiches Mitglied der freisinnigen Partei Mitglied des Großen Rates, der Synode, des Nationalrates (1890—1899) und vieler wich-

tiger Kommissionen, u. a. des Erziehungsrates, vortrefflicher Lehrer, in der ganzen Welt bekannte Autorität in versicherungstechnischen Fragen, Präsident der Schweiz. Sterbe- und Alterskasse „Patria".

3. Prof. J. Nagler, Lehrer des Strafrechts an der Universität, nimmt einen Ruf nach Freiburg i. B. an. — Schon seit Beginn des Balkankriegs ist für besondere Zwecke, z. B. das Rote Kreuz, die Hungernden in Saloniki 2c. gesammelt worden und sind zum Teil ansehnliche Summen zusammengekommen. Jetzt hat sich ein größeres Komitee aus Basler Bürgern gebildet, das zu Beiträgen zugunsten der infolge des Krieges notleidenden Bewohner der Balkanhalbinsel auffordert.

4. Im Alter von 78 Jahren stirbt Dan. Zäslin-Fäsch, früher Chef der Firma Zäslin & Baumann, Mitglied der Handelskammer und der Steuerkommission. — Frau Albertine Nüsseler, in weitern Kreisen bekannt als erfolgreiche Dialektdichterin, stirbt nach kurzer Krankheit.

6. Es wird mitgeteilt, daß das Eidgenössische Turnfest vom Sommer 1912 in Basel mit einem Reinertrag von 23,000 Fr. schließt.

7. Die Jury für Pläne zum Neubau einer Frauenarbeitsschule an der Kohlenberggasse erteilt keinen 1. Preis und stellt für Prämierung der besten Entwürfe folgende Rangordnung auf: 1. Basler Baugesellschaft (Architekt Hans Bernoulli); 2. Architekt Joh. Hagen; 3. Architekt H. Bender; 4. Architekt Emil Fäsch.

Auf der Reise gegen den Südpol erliegt in jungen Jahren als Mitglied der Mawsonschen Südpolexpedition der Basler Dr. Xavier Mertz seinen Strapazen.

9. Der Große Rat validiert die Richterwahlen vom 14. und 15. Dezember, beschließt eine Witwen- und Waisenkasse für Hinterlassene der Universitätslehrer und die Aufnahme eines Staatsanleihens von 5 Millionen und fährt fort in der Berautng des Verwaltungsberichts für 1911.

10. Prof. R. Fueter nimmt einen Ruf an die technische Hochschule in Karlsruhe an, einen gleichzeitigen Ruf an die Universität Gießen ablehnend.

12. Der Fußballklub Basel siegt mit 0:1 Goals über die Berner Young Boys.

14. Dr. Nienhaus erhält die erbetene Entlassung als Chefarzt der Basler Heilstätte in Davos.

15. Die Regierung entläßt Direktor Dr. P. Mieſcher auf ſeinen Wunſch als Präſidenten der baslerischen Delegation zur Rheinſchiffahrt und erſetzt ihn durch Regierungsrat E. Wullſchleger, ohne ihn jedoch aus der Delegation zu entlaſſen.

Die Naturforſchende Geſellſchaft veranſtaltet im Muſikſaal eine große öffentliche Sitzung, in der Dr. Felix Speiſer über die Neuen Hebriden, Dr. Fritz Saraſin über Neu-Kaledonien ſpricht, nachdem ſchon vor einigen Wochen Dr. A. de Quervain in ähnlicher Weiſe über ſeine Grönlandfahrt und Dr. Denninger aus Freiburg i. B. über die Molukken berichtet hatte. Der heutige Abend geſtaltete ſich durch die Anweſenheit von ganz Baſel zu einem geſellſchaftlichen Ereignis. Die beiden Redner ſind mit reichen Sammlungen, die zur Bereicherung unſeres Muſeums für Völkerkunde beſtimmt ſind, von der ſüdlichen Halbkugel zurückgekehrt. Auch der Basler Dr. Tobler, der viele Jahre zu geologiſchen Forſchungen auf den Sundainſeln weilte, hat reichhaltige Sammlungen mitgebracht und dem Muſeum zugedacht. Die Naturforſchende Geſellſchaft beſtimmte den Ertrag des Speiſer- und Saraſin-Abends gleichfalls für das Völkerkunde-Muſeum.

19. Der Fußballklub Young Boys Bern beſiegt die Old Boys Baſel mit 3:1 Goal.

20. Die Studentenſchaft veranſtaltet einen Fackelzug zu Ehren der verſtorbenen Profeſſoren Kinkelin und Teichmann.

21. Der Weitere Bürgerrat validiert die Wahlen vom 23./24 November 1912, geht zur Tagesordnung über

die Anzüge betr. Verlegung der Sitzungen auf die Abendstunden und betr. Erhöhung der Mitgliederzahl verschiedener Kommissionen, ratifiziert den Verkauf des Gesellschaftshauses zur Krähe an den Staat und erledigt eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht, u. a. das des oft genannten R. A. Härtel, und zwar letzteres durch Aufnahme.

22. Prof. D. Alfred Bertholet nimmt einen Ruf als Lehrer der alttestamentlichen Theologie an der Universität Tübingen an.

23. Der Große Rat erledigt drei Interpellationen: 1. betr. den Abbruch zweier Häuser am obern Schlüsselberg; 2. betr. gewisse Aeußerungen von Regierungsrat Blocher in der Presse über das Streikpostenverbot; 3. betr. Ausschreitungen gegen die im Gange befindliche Referendumsbewegung gegen die den Staatsarbeitern vom Großen Rat zugesprochene Besoldungserhöhung. Die erste Interpellation war in einen Anzug verwandelt worden; aber der Rat schritt darüber zur Tagesordnung. Hierauf wurde die Beratung des Geschäftsberichts für 1911 zu Ende geführt und in die Behandlung des Postulates betr. Abschaffung des staatlichen Religionsunterrichts eingetreten, das in den letzten Wochen die kirchlich interessierten Kreise stark beschäftigt und viele Eingaben an die Behörden hervorgerufen hatte, auch in der Presse reichlich besprochen worden war.

24. Die höhere Töchterschule begeht die Feier ihres hundertjährigen Bestehens durch einen Festaktus in der Pauluskirche. Es sprachen Rektor Merk, Regierungsrat Mangold und einige Schülerinnen. Die Eliten der Anstalt verschönerten den Anlaß mit ihrem Gesang. Ehemalige Schülerinnen überreichten als Festgabe 5500 Fr., das Ergebnis einer Sammlung. Aus den Zinsen des Kapitals soll begabten Mädchen das Studium ermöglicht werden.

Auf einer Rundfahrt fliegt in mondheller Nacht um 9 Uhr Zeppelin, von Baden-Baden kommend, auf einem

seiner Kreuzer über Lörrach, auch von Basel aus deutlich sichtbar.

25. Der Regierungsrat ernennt Infanteriehauptmann Hans Lichtenhahn zum Major und überträgt ihm das Kommando des Bataillons 144. — Die deutsche Kolonie begeht mit festlichem Bankett und Ball den 54. Geburtstag Wilhelms II.

28. Der erste Schleppdampfer kommt, mit Böllerschüssen begrüßt, vom Unterrhein und eröffnet die diesjährige Schiffahrtskampagne.

29. Der Genossenschaftsrat des Allgemeinen Konsumvereins beschließt ein neues Besoldungsreglement, das die Besoldungen für sämtliche Angestellte erhöht.

31. Eine vom Gewerbeverband Basel nach der Rebleutenzunft einberufene äußerst zahlreich besuchte Versammlung bespricht auf Grund eines Referates von Direktor Emil Ziegler die Rheinhafenanlage bei Basel, wobei eine für die Rheinhafenanlage bei Kleinhüningen sehr günstige Stimmung zum Ausdruck kommt. Es will damit aber einer spätern linksrheinischen Hafenanlage bei Birsfelden oder Pratteln keineswegs vorgegriffen werden.

Witterung. Im Monat Januar 1913 betrug das Mittel der Temperatur 2,7, das mittlere Temperatur-Maximum 5,2, das mittlere Temperatur-Minimum 0,6° Celsius, das Mittel des Luftdrucks 737,5, die Summe der Niederschlagsmenge 46 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 67 Stunden. Der Monat ist viel zu warm ausgefallen. Schnee fiel wenig und blieb nicht liegen. Es war eher ein November als ein Januar.

Februar 1913.

1. Die Regierungsratsverhandlungen teilen mit, daß für ein Referendum gegen das vom Großen Rat am 19. Dezember 1912 beschlossene Besoldungsgesetz 1340 Unter-

schriften eingegangen sind. Die Abstimmung wird auf den 22. und 23. Februar angesetzt.

2. Fußballklub Old Boys besiegt den F. C. Basel mit 8 : 3 Toren.

3. In der Morgenfrühe stirbt über 82 Jahre alt an einem Herzschlag Prof. Fritz Burckhardt, ehemals Rektor der Gewerbeschule und des Gymnasiums, ein trefflicher Schulmann und Lehrer, außerordentlicher Professor der Physik an der Universität, langjähriges Mitglied des Großen Rates, des Erziehungsrates und vieler Kommissionen, Präsident des Eidgenössischen Turnfestes von 1860 in Basel, Ehrenpräsident der Feste von 1886 und 1912, Präsident der Hebelstiftung ꝛc., ein um seine Vaterstadt reich verdienter Mann.

5. Der Genossenschaftsrat des Allgemeinen Konsumvereins nimmt einen neuen Tarifvertrag an. Er unterliegt aber noch dem Referendum.

6. Der Große Rat genehmigt nach Beantwortung einer Interpellation die Aufnahme des heimatlosen Härtel ins Stadtbürgerrecht, wählt zu einem Mitgliede des Bankrats Dr. Adolf Bieder, zu einem Mitglied der Kontrollstelle der Kantonalbank O. Türke, beschließt Ankauf der Ecke Schneidergasse-Sattelgasse (Gifthüttli), bewilligt 40,000 Fr. zu Vergrößerungsbauten im Schlachthaus, beschließt Verlängerung der Straßenbahnlinie Basel-Hüningen nach Neudorf und führt dann die Diskussion über Lostrennung des Religionsunterrichts von der Schule weiter Das von der Regierung amendierte Postulat der Prüfungskommission wird unter Namensaufruf angenommen und darauf zwei andere betr. Vermehrung der Spielplätze in Kleinbasel und betr. Revision des Ruhetagsgesetzes gleichfalls überwiesen.

In der Morgenfrühe starben 80jährig Dr. August Kündig-v. Mechel, ehemals Direktor der Basler Hypothekenbank, Mitglied des Appellationsgerichts und Infanteriehauptmann; und 63jährig Notar Dr. Alfred Alioth, Mitglied des Appellationsgerichts und Infanteriehauptmann.

9. Das Spiel um die Schweizerische Fußballmeisterschaft Serie A fällt mit 2 : 0 zugunsten des F. C. Basel gegen F. C. La Chaux-de-Fonds aus.

Der im Gasthof zum Storchen ausgefochtene Return-Match der Schachgesellschaften Basel und Bern endigt mit einem vollen Sieg der Basler: sie gewannen 26 Partien, verloren 12 und remisierten 10.

10.—12. Die Fastnacht 1913 erfreute sich ungewöhnlicher Gunst der Witterung. Der Morgenstreich am Montag sowie die Nachmittage von Montag und Mittwoch waren von zahllosen Schaulustigen und vielen Masken belebt. Auch die Bälle in allen dazu sich eignenden Lokalen der ganzen Stadt erfreuten sich eines guten Besuches. Kenner rühmen, daß an der Art des Trommelns gegen früher ein entschiedener Fortschritt zu verzeichnen und die Bemühungen zur Hebung der Fastnacht auch in andrer Richtung nicht vergeblich seien.

13. Die Bundesbahnen legen in Birsfelden die Pläne auf zum Bau eines Rheinhafens auf dem Sternenfeld.

14. Die außerordentliche Generalversammlung der Wohngenossenschaft genehmigt den Vertrag mit dem Staat und bewilligt einen Kredit von 325,000 Fr. zum unverzüglichen Beginn der Bauten an der Eichen- und der Buchenstraße.

16. Die Evangelische Stadtmission begeht im Vereinshaus ihre Jahresfeier. Als Redner treten auf Pfr. W. Arnold zu St. Leonhard und Pfr. M. Locher aus Luzern.

17. Am heutigen Tag sind vier Jahrhunderte vollendet, seit das Dorf Bettingen von der Stadt Basel gekauft wurde. Die Regierung erinnert an dieses Ereignis in einem sympathischen Schreiben an die Gemeindebehörden.

18. Am Schlusse seines populären Kurses über kantonale und eidgenössische Wirtschaftspolitik betont Ingenieur R. Gelpke neuerdings aufs kräftigste die Notwendigkeit der Wiedervereinigung beider Basel. (Siehe zum 23. März 1912.)

20. Großer Rat. Nach einer Interpellation, deren Erledigung faſt den ganzen Vormittag in Anſpruch nahm, trifft der Große Rat einige Wahlen und beſchließt unter Verzicht auf eine zweite Leſung den Ankauf des Geſellſchaftshauſes zur Krähe und eines Stückes Land beim Inſelſchulhaus. Hierauf beſchloß der Rat in erſter und zweiter Leſung Beitritt zum interkantonalen Konkordat betr. gegenſeitige Rechtshilfe, überwies zwei Poſtulate zum 1911er Prüfungsbericht und begann die Beratung des Budgets für 1913.

22. Die Regierung verleiht den Titel von außerordentlichen Profeſſoren der Medizin den bisherigen Privatdozenten DDr. Ad. Streckeiſen, E. Villiger und B. Bloch.

22./23. Das am 19. Dezember v. J. vom Großen Rat angenommene Geſetz betr. Erhöhung der Beſoldungen der Beamten und Angeſtellten und der Arbeiterlöhne, gegen das von der Fortſchrittlichen Bürgerpartei das Referendum war ergriffen worden, wird in der Volksabſtimmung mit 8362 gegen 5227 Stimmen angenommen. Von den politiſchen Parteien hatten Annahme empfohlen die fortſchrittlich-demokratiſche, die demokratiſche, die ſozialdemokratiſche und die katholiſche, Verwerfung die Fortſchrittliche Bürgerpartei, die liberale hatte die Stimme freigegeben. Der Abſtimmung ging eine ſtarke Agitation voraus. Es war ein Novum, daß ſie wiederholt in Form von Interpellationen auch den Großen Rat beſchäftigte. Die Wahlbeteiligung ſtieg auf die für Basler Verhältniſſe ſtarke Ziffer von 62,5 %.

23. Die ſchweizeriſchen Kavallerieoffiziere halten ihre Jahresverſammlung in Baſel. Bei dieſem Anlaß nimmt Oberſtdiviſionär Wildbolz von ſeinen Waffenkameraden Abſchied, da er von der Stelle eines Waffenchefs der Kavallerie zurücktritt, um ſich gänzlich dem Komando der 3. Diviſion zu widmen.

24. Das Ehepaar Jantz-Hiegel feiert, umgeben von Kindern, Enkeln und Urenkeln, die diamantene Hochzeit.

26. Die Regierung beruft an die Professur des Strafrechts an der Universität Dr. August Schötensack, außerordentlichen Professor in Würzburg.

28. Witterung. Die Hauptwerte der Witterung im Februar 1913 waren: Mittel der Temperatur 2,3, mittleres Temperatur-Maximum 7,1, mittleres Temperatur-Minimum —1,2°, Mittel des Luftdrucks 742,2, Summe der Niederschlagsmenge 34 mm, Summe der Sonnenscheindauer 158 Stunden. Der Monat hinterläßt die Erinnerung einer fast ununterbrochenen Gutwetterperiode. Es war wärmer und heller als der Durchschnitt des Februar, brachte wenig Niederschläge, vor allem gar keinen Schnee.

März 1913.

1. ffg. Die erste Hälfte des Monats März 1913 stand unter dem Zeichen der schweizerischen Militäraviatik. In der ganzen Schweiz wird eine große Sammlung betrieben zugunsten einer schweizerischen Luftflotte. Ein großes, aus allen Kreisen zusammengesetztes Komitee nahm in Basel die Sache an die Hand. Zunächst galt es, das Interesse zu wecken und Stimmung zu machen. Diesem Zwecke dienten die Flugtage vom 1. und 2. März, wo Audemars (Genf), Favre (Neuenstadt) und Maffei (Lugano), und vom 9. März, wo Oskar Bider (Langenbruck), der Ueberflieger der Pyrenäen, und Ingold (Herzogenbuchsee) flogen, zum Teil mit Passagieren. Den Höhepunkt bildete am 9. März der Transport der ersten schweizerischen Luftpost nach Liestal durch Bider auf seinem Bleriot. Am 5. sodann hielt Spelterini im Musiksaal einen Vortrag über seine Ballonfahrten, begleitet von vielen Lichtbildern. Die Abreise der verschiedenen Flieger von Basel bildete zwar keine Nummer des offiziellen Programms, sorgte aber doch dafür, daß das Interesse stets wach erhalten blieb: Audemars flog nach Genf, Favre nach Neuenstadt und Le Landeron über den Jura, Bider nach Bern mit seinem Bruder als Passagier. Nebenher gingen Aufführungen,

deren Ertrag dem guten Zweck dienen sollte: die Studentenschaft trat in der Burgvogtei auf (3. März), die Turnerschaft widmete ihren alljährlichen geselligen Abend diesem Zweck (8), die Dramatische Gesellschaft trat mit mehreren klassischen und modernen Einaktern in der Burgvogtei (9.), das Quodlibet mit vier baseldeutschen Schwänken, in der Mehrzahl von Dominik Müller, im Stadttheater (11.) vor das Publikum. Den Abschluß bildete am Abend des 12. ein Monstre-Zapfenstreich, an dem sich wohl 150 Trommler und 70 Pfeifer beteiligten und der eine unerhörte Menschenmenge in die Stadt lockte. Während des Umzugs der Kalbfellvirtuosen wurde für den guten Zweck gesammelt. In den folgenden Tagen begann die Kollekte von Haus zu Haus durch Sammler mit Listen. Alles in allem brachte Basel für die schweizerische Militäraviatik eine Summe von 122,373 Fr. 48 zusammen. Davon entfallen auf die Sammlung 108,147 Fr. 45, auf die Veranstaltungen der Vereine 8241 Fr. 59, auf den Verkauf verschiedener Festartikel 5373 Fr. 49; 610 Fr. 95 waren Zinsen. Außerdem trug der Flugtag netto 11,000 Fr. ein.

Zum Glück waren alle Veranstaltungen dieser Flugtage von guter Witterung begünstigt und verliefen ohne Unfall.

2. Das Kirchenopfer in den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Kirche Baselstadt zugunsten der Kranken- und Hauspflege der Kirchgemeinden ergibt 1458 Franken.

6. Die Bundesbahnen veröffentlichen den Plan eines großen Rangierbahnhofes auf dem Muttenzerfeld, der der Verkehrsmisere auf dem Wolf ein Ende machen soll.

Großer Rat. Eine Motion wird eingereicht auf Verminderung der Mitgliederzahl des Großen Rates. Dann wird das Budget für 1913 zu Ende beraten und ohne wesentliche Aenderung am Regierungsentwurf genehmigt, wie auch der Steuerzuschlag von 10 % für 1914 beschlossen. Die Vorlage betr. Aufhebung der Ehrenfolgen für Konkurs und Aus-

pfändung wird an eine Kommission gewiesen, die Anstellung eines Schularztes in zweiter Lesung beschlossen und die Einrichtung von Fachkursen zur Ausbildung von Handelslehrern, Bücherrevisoren u. dgl. beschlossen.

9. Der schweizerische sozialistische Frauentag wird im Großratssaal abgehalten. Nach Vorträgen von Ida Axelrod (Bern) und Nationalrat Sigg (Zürich) faßt er eine Resolution, die das Stimmrecht der Frau in Staat und Gemeinde fordert.

11. Der Weitere Bürgerrat nimmt das Budget für 1913 entgegen, bewilligt einen Kredit von 135,000 Fr. für Einrichtung eines hydro-therapeutischen Instituts im Spital und erledigt eine Anzahl Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht. — Zum ärztlichen Direktor des Basler Sanatoriums in Davos wird an Stelle des zurücktretenden Dr. Nienhaus gewählt Dr. Felix Oeri aus Basel, derzeit in Braunwald (Glarus).

13. Der Große Rat beschließt nach Anhörung einer Interpellation über den künftigen Rheinhafen bei Kleinhüningen Ankauf einer Liegenschaft an der Hutgasse und eines Stückes Land an der Zwingerstraße, letzteres zum Bau einer Bad- und Waschanstalt. Weiter ladet er die Regierung ein zur Untersuchung der Verhältnisse der Kleinkinderanstalten, nötigenfalls unter Beiziehung einer Kommission, geht nach langer Debatte zur Tagesordnung über den Anzug betr. staatliche Werkstätten zum Bau von Straßenbahnwagen, überweist dagegen Anzüge betr. Untersuchung der Verhältnisse der Hausindustrie in Basel, betr. das Submissionswesen und betr. Korrektion der Dorfstraße in Kleinhüningen, und beschließt Tagesordnung gegen den Anzug betr. Uebertragung der Richterwahlen vom Volk an den Großen Rat.

21. 23. Das Karfreitagopfer wird für den protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine erhoben und wirft 3726 Fr. ab.

26. Die Regierung beruft als ordentlichen Professor der Nationalökonomie an der Universität den Königsberger

Privatdozenten Dr. Ludwig Biberach. — Im Alter von 61 Jahren stirbt Prof. Th. Kozak, seit 1890 Lehrer der Nationalökonomie an der Universität.

Die Offiziersgesellschaft veranstaltet zum besten der nationalen Flugspende in der kantonalen Reitschule im Klingenthal unter Leitung des kantonalen Stallmeisters Fritz ein Schaureiten, das am 28. wiederholt wurde.

27. Das Strafgericht verurteilt nach mehrtägigen Verhandlungen vier junge Burschen, von denen keiner das 18. Altersjahr überschritten hat, und die während des letzten Jahres durch eine Reihe von raffiniert und verwegen ausgeübten Einbruchsdiebstählen die ganze Stadt in Angst versetzt hatten. Sie werden als die Opfer verführerischer kinematographischer Darstellungen bezeichnet.

30. Beim Schlußakt der kaufmännischen Lehrlingsprüfungen in der Aula des Museums wird mitgeteilt, daß von 36 Prüflingen 34 bestanden haben.

Der Cup-Match um die schweizerische Fußball-Meisterschaft Serie A zwischen F. C. Basel und F. C. Biel endet mit 9 : 2 Goals zugunsten Basels.

31. Witterung. Die mittlere Temperatur des Monats März 1913 beträgt 7,5° Celsius, das mittlere Temperatur-Maximum 12,9, das mittlere Temperatur-Minimum 3,5°, das Mittel des Luftdrucks 739,2, die Summe der Niederschlagsmenge 62 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 134 Stunden. Der Monat zerfällt in eine erste sonnige und regenarme und eine zweite trübe und niederschlagsreiche Hälfte. Sein Hauptcharakter ist entsprechend dem des ganzen Winters gekennzeichnet durch einen allzu großen Wärmeüberschuß. Infolgedessen ist auch die Vegetation stark vorgerückt.

April 1913.

2. Im Alter von 65 Jahren erliegt einer Lungenentzündung der Schreinermeister B. Gutsmann-Erbe, ein geborener Schlesier, der nach seiner Einbürgerung als lang-

jähriges Mitglied des Großen Rates, als Führer der Sozialisten und der Abstinenten der Oeffentlichkeit diente.

4. Der Nationalrat nimmt mit 108 gegen 77 Stimmen nach einer Redeschlacht von zwei Wochen den Gotthardvertrag an. Die Annahme im Ständerat unterliegt keinem Zweifel. Sie wird nächste Woche erfolgen. Damit nimmt eine Zeit aufgeregter Agitation für und wider den Vertrag ihr Ende. Wenn auch in Basel die Wellen nicht so hoch gingen als etwa in der welschen Schweiz, so wurden doch viele Versammlungen zur Besprechung des Vertrags abgehalten. Die Chronik begnügt sich damit, sie in dieser Notiz samthaft zu erwähnen. Träger der Opposition waren bei uns hauptsächlich die sozialistischen Kreise.

7. Die Regierung ernennt den bisherigen außerordentlichen Professor Gustav Braun zum ordentlichen Professor für Geographie.

10. Der Große Rat wählt zum Präsidenten für das Amtsjahr 1913/14 den bisherigen Statthalter Dr. Isaak Iselin (lib.), zum Statthalter E. Angst (soz.) und wählt das Bureau; zum Präsidenten des Regierungsrates den bisherigen Vizepräsidenten Dr. Aemmer und zum Vizepräsidenten Dr. Mangold. Er ratifiziert ein Geschäft über Ankauf und Tausch von Liegenschaften an der Eisengasse, an der Klybeckinsel und beim badischen Bahnhof und erklärt damit im Zusammenhang einen Anzug betr. Errichtung eines Rheinhafens bei Kleinhüningen erheblich.

In der Kunsthalle wird mit bescheidenen Feierlichkeiten die Ausstellung der für die Internationale Ausstellung in München bestimmten Gemälde von Schweizer Künstlern eröffnet.

12. Die Regierung bewilligt dem Nestor der Universität, Prof. Andr. Heusler, nach 50jähriger Lehrtätigkeit an der juristischen Fakultät die erbetene Entlassung.

In der Burgvogteihalle feiern am Abend die sämtlichen Kommittierten des Eidg. Turnfestes vom letzten Sommer,

mehrere hundert an Zahl, ein vergnügtes, sehr gelungenes Schlußfest.

13. Die Fußball-Meisterschaft A der Schweiz fällt mit 5 : 0 Toren dem F. C. Basel gegen Freiburg zu.

16. Im Alter von 61 Jahren stirbt nach kurzer Krankheit Gottfried Hagmann, seit 1876 Direktor des Zoologischen Gartens.

18. Das Basler Komitee für die Nationale Flugspende schickt eine a conto-Zahlung von 100,000 Fr. auf den Ertrag seiner Sammlung und einen Betrag von 11,000 Franken als Reinertrag der Flugtage beider Basel, 1., 2., und 9. März an die Zentralstelle in Bern.

19. 20. Die Sektion Basel des S. A. C. begeht die Feier ihres 50jährigen Bestehens mit einem ersten Akt am Samstag abend im neuen Konzertsaal des Stadtkasinos, wobei der frühere Obmann Pfr. Samuel Preiswerk die festliche Ansprache hält, mit einem Bankett zu Safran und am folgenden Sonntag mit fröhlichem Beisammensein in Büßerach und Thierstein.

20. Die Schweiz. Kynologische Gesellschaft hält ihre Generalversammlung im „Storchen" ab. — Die Prämienverteilung der Lehrlingsprüfungen wird in der Burgvogtei vorgenommen.

In einem schon seit mehreren Wochen schwebenden Konflikt betr. den Milchpreis zwischen A. C. V. und dem Produzentenverband („Nordwestschweizerischer Milchverband") beschließt der Aufsichtsrat des erstern, an seiner Offerte, 17,5 Cts., per Kilo franko Basel, festzuhalten. Da der Milchverband beschlossen hat, nicht unter 19 Cts. zu verkaufen, so scheint ein Milchkrieg unvermeidlich, wofern nicht eine der beiden Parteien von ihrem Beschluß abgeht.

22. Die ständerätliche Kommission betr. Nutzbarmachung der Wasserkräfte (Präs. Ständerat Isler) tritt zu einer mehrtägigen Sitzung in Basel zusammen. Bundesrat Perrier wohnt den Beratungen bei.

24. Der Große Rat bewilligt einige Nachtragskredite, beschließt einen neuen Elektrizitätstarif mit wesentlicher Herabsetzung der Taxen, berät den Rückständebericht und ratifiziert einen Ankauf von Land in Kleinhüningen für das Gaswerk. Er überweist zwei Anzüge betr. Erweiterung der Gewerbeschule zu einer Gewerbeförderungsanstalt und über Abänderung der Verordnung betr. Straßenreinigung, und beginnt die Beratung über den Anzug betr. Verfassungsänderung im Sinn einer Reduktion der Zahl der Großratssitze.

Bei einem Gewitter schlägt am Nachmittag der Blitz in das Elektrizitätswerk Wyhlen und verursacht ein ansehnliches Schadenfeuer.

25. Im Anschluß an die Annahme des Gotthardvertrags in der Bundesversammlung (s. zum 4. ds.) bahnten die Vertragsgegner eine Initiative an auf Verfassungsrevision, wonach auch gewisse Staatsverträge dem Referendum unterstehen sollen. Die Freunde der Proportionalwahl des Nationalrats und der Volkswahl des Bundesrats machen Miene, auch ihre Begehren dem Volk wieder zu unterbreiten. Die demokratische Partei von Baselstadt beschließt, alle drei Bewegungen zu unterstützen.

26. Im Gewerbemuseum wird eine durch den Hilfsverein für Brustkranke organisierte Ausstellung über Ursache und Wirkungen der Tuberkulose, die Mittel zu ihrer Bekämpfung u. dgl. eröffnet. — Die Verwaltungskommission des Allgemeinen Konsumvereins beschließt, den Milchpreis vom 1. Mai um 2 Cts. per Liter herabzusetzen.

27. Die Gemeinde Bettingen (s. zum 17. Febr.) feiert heute mit bescheidenem Fest in Anwesenheit der ganzen Regierung und bei der günstigen Witterung unter großem Volkszulauf ihre 400jährige Zugehörigkeit zur Stadt Basel.

Der Fußballklub Basel I besiegt im Kampf um den St. Galler Becher den Fußballklub St. Gallen I mit 3 : 1

Goals. Dadurch geht der Becher in den dauernden Besitz der Basler über.

29. Die Generalversammlung des Allgem. Konsumvereins spricht in einer Resolution ihren leitenden Organen Dank und Zutrauen aus für ihre Haltung im Milchkonflikt und genehmigt Jahresbericht und Rechnung. Die Dividende für 1912 beträgt 8%.

Die Generalversammlung des Kunstvereins wählt zum Präsidenten Dr. K. R. Hoffmann.

30. Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat April 1913 betrug 9,1, das mittlere Temperatur-Maximum 13,9 das mittlere Temperatur-Minimum 5,1° Celsius, das Mittel des Luftdrucks 734,2, die Summe der Niederschlagsmenge 50 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 144 Stunden. Alle mittleren Werte sind normal, aber der Monat bewegte sich in den größten Extremen. Er brachte in den Tagen vom 13.—16. die größte dauernde Kälte des Winters und mit —9,4° (am 13.) einen Frost, der den schon stark entwickelten Kulturen verhängnisvoll wurde.

Mai 1913.

1. Die Maifeier leidet stark unter der naßkalten Witterung; da der 1. Mai mit dem arbeitsfreien Himmelfahrtsfest zusammenfiel, so war eine besonders gelungene Feier zu erwarten gewesen.

3. 4. Die Aenderung der Artikel 69 und 31d der Bundesverfassung (Bekämpfung von Epidemien) wird in Baselstadt mit 2528 Ja gegen 229 Nein angenommen, bei rund 23,000 Stimmberechtigten. Auch die ganze Schweiz liefert ein annehmendes Resultat.

4. Der Fußball-Ländermatch zwischen Belgien und der Schweiz auf dem Landhof endigt bei schlechter Witterung mit 2 : 1 Goals zugunsten der Gäste.

6. Durch die Schaffung einer Zentralstelle für Fürsorge und Unterstützung wird ein längst drin-

gendes Postulat aller wohltätigen und gemeinnützigen Kreise der Stadt verwirklicht.

8. Der Große Rat schreitet zur Tagesordnung über den Anzug Eichenberger betr. Reduktion der Mitglieder des Großen Rats, nimmt die Regierungsvorlagen an betr. neuen Straßenbelag am St. Albangraben und betr. den Bebauungsplan des Gebiets zwischen Bettingen und Chrischonaweg. Weiter beschließt er den Bau eines Primarschulhauses im Gundeldingerquartier und Korrektion der Basler- und der Lörracher-Straße in Riehen.

9. In Frankfurt a. M. stirbt 68 Jahre alt Jacques Bensheim, der als hoher Beamter des Basler, später Schweizer Bankvereins jahrzehntelang unsre Stadt bewohnt hat und namentlich in musikalischen und Theaterkreisen bekannt geworden ist.

10. Hebelmähli in Hausen. — Der englische Berufsfußballklub Preston North End siegt mit 11 : 2 Toren über den Fußballklub Basel bei einem abscheulichen Gewitterregen.

13. Im Alter von 73 Jahren stirbt Dr. Fritz Hagenbach-Berri, ehedem außerordentlicher Professor der alten Philologie an der Basler Universität.

14. Die evangelisch-reformierte Synode genehmigt Jahresbericht und Rechnungen des Kirchenrats pro 1912 und weist eine Petition betr. ganze oder teilweise Beteiligung der Kirche an der Besoldung des freien Geistlichen der Lukaskapelle mit Direktiven an den Kirchenrat zurück.

15. Der Große Rat wählt als Ersatzrichter des Appellationsgerichts Prof. Schoetensack, in den Erziehungsrat Dr. W. Brenner, Reallehrer, und bezeichnet nach einer den ganzen Tag beanspruchenden Beratung als Standort des neuen Kunstmuseums die Schützenmatte. — Die Museumsfrage kommt damit zu ihrem Abschluß. Seit einem Jahrzehnt hatte sie die künstlerisch interessierten Kreise der Stadt in Aufregung gehalten. Endlose Projekte waren gemacht, zahllose Artikel und Broschüren geschrieben worden.

Endlich lag von der Regierung der Antrag vor, in erſter Linie auf dem Areal des Rollerhofs, und wenn dies nicht beliebe, an Stelle der Leſegeſellſchaft das Muſeum zu bauen. Mit überwältigender Mehrheit entſchied der Große Rat für die Schützenmatte, die namentlich durch ein ſehr anſprechendes Projekt von Architekt Rud. Linder als Bauplatz in den Vordergrund gerückt ward. Mit dem Beſchluß des Großen Rates iſt zugleich geſagt, daß die Naturhiſtoriſche Sammlung im alten Muſeum an der Auguſtinergaſſe, die Ethnographiſche Sammlung im Rollerhof untergebracht werden ſoll.

Alt-Nationalrat K. Köchlin-Iſelin tritt aus Geſundheitsrückſichten als Präſident der Handelskammer zurück.

16. Bei einer Einnahmenſumme von 20,437,187 Fr. ſchließt die Staatsrechnung von Baſelſtadt für 1912 mit einem Ueberſchuß von 489,391 Fr., ſtatt, wie budgetiert, mit einem Defizit von 2,168,144 Fr.

19. Im Alter von 79 Jahren ſtirbt F. Egger-Kummer, früherer Großrat und Strafrichter.

20. Der Weitere Bürgerrat überweiſt einen Antrag betr. Beſoldungserhöhungen, beſchließt über die Verteilung der Einkünfte der Chr. Merianſchen Stiftung für 1913 und über Subvention einer Tramlinie auf dem Bruderholz durch Bürgerſpital und Chr. Merianſche Stiftung und erledigt eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

20. ffg. In Baſel wird die 7. Hauptverſammlung des Internationalen Bundes vom blauen Kreuz unter der Leitung von Antoine Rochat in Anweſenheit von etwa 120 Delegierten aus den meiſten Ländern Europas abgehalten. Mit geſchäftlichen wechſelten größere erbauliche und geſellige Anläſſe in den verſchiedenen Lokalen der Stadt ab.

21. Es treten 1200—1400 Arbeiter und Arbeiterinnen der baslerischen Färbereien in Ausſtand wegen Lohndifferenzen mit den Meiſtern und aus Sympathie für einen Streik in den Färbereien am Niederrhein. — Aus der Arbeiterbewegung iſt weiter nachzutragen, daß im hinter uns

liegenden Frühling (Februar und März) ein Bäckerstreik im Sande verlief.

22. Die philosophische Fakultät verleiht dem Kapellmeister Hermann Suter den Doktortitel honoris causa.

Eine Erhebung des Statistischen Amts über die Milchversorgung von Basel ergibt, daß an diesem Tag 99,870 Liter Milch in Basel verbraucht wurden, d. h. 0,703 Liter auf den Kopf der Bevölkerung gegen 0,673 im Herbst 1910.

26. Das Testament der Eheleute Weitnauer-Kehlstadt wird eröffnet. Es bestimmt zu verschiedenen wohltätigen und gemeinnützigen Zwecken eine Gesamtsumme von mehr als 200,000 Fr.

28. Der Gewerbeverband Baselstadt wählt zu seinem ständigen Sekretär Dr. jur. et phil. Eugen Cremer.

29. Der Große Rat weist das Gesetz betr. eine neue Quartiereinteilung an eine Kommission, revidiert das Organisationsgesetz des Frauenspitals, genehmigt die Rechnungen der Kantonalbank und nimmt am Kantonalbankgesetz einige Aenderungen vor.

30. Die Handelskammer wählt zum Präsidenten an Stelle des zurücktretenden Oberst K. Köchlin den bisherigen Vizepräsidenten Rud. Sarasin-Vischer, zum Vizepräsidenten Wilh. Preiswerk-Imhoff.

31. Witterung. Im Monat Mai 1913 betrug das Mittel der Temperatur 13,5, das mittlere Temperatur-Maximum 19,1, das mittlere Temperatur-Minimum 8,6° Celsius, das Mittel des Luftdrucks 736,2, die Summe der Niederschlagsmenge 84 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 208 Stunden. Der Monat hat in keinem der Witterungselemente sich wesentlich von dem langjährigen Mittel entfernt und kann daher ein normaler Mai genannt werden.

Juni 1913.

2. Die Universität Basel zählt im laufenden Sommer 869 immatrikulierte Studenten (darunter 50 Damen)

und 168 (72) Zuhörer. Von den Studenten kommen auf die theologische Fakultät 81, auf die juristische 79, auf die medizinische 271, auf die philosophische I 218, auf die philosophische II 220. Die 333 Angehörigen des Kantons Baselstadt verteilen sich wie folgt: Theologie 18, Jurisprudenz 51, Medizin 55 (6), Philosophie I 102 (15), II 104 (5). Von den Studenten sind 674 Schweizer, 195 Ausländer.

3. ffg. Der Verband Schweizerischer Bäcker und Konditoren hält in Basel seine 25. Generalversammlung ab.

4.—6. Der Zentralvorstand des Internationalen Genossenschaft-Verbandes hält in Basel Sitzung. Dabei werden die auswärtigen Gäste in den Anlagen des Allgemeinen Konsumvereins und des Verbands Schweizerischer Konsumgenossenschaften herumgeführt.

6. Zum Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft für 1913/14 wird gewählt Dr. Lukas Riggenbach. — Im Alter von 60 Jahren erliegt einem Schlaganfall Dr. jur. Heinrich Schönauer, früher Substitut des Strafgerichtsschreibers.

7. Die deutsche Kolonie feiert das 25jährige Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II. mit einem Festkommers in der Burgvogtei. Hauptredner waren Konsul Wunderlich und Prof. Petersen.

11. Die Regierung wählt als außerordentlichen Professor für mathematische Physik Dr. Wilhelm Mathies, Privatdozenten in Münster i. W.

12. Der Große Rat bewilligt einen Kredit zu einer Straßenunterführung beim St. Johannbahnhof sowie einige Nachtragskredite, weist die Vorlage betr. Einführung der obligatorischen Krankenversicherung an die schon bestehende Kommission betr. Errichtung einer öffentlichen Krankenkasse und die Vorlage betr. Aenderung und Ergänzung der sanitätspolizeilichen Bestimmungen des Polizeistrafgesetzes zurück an die Regierung.

Im Färberstreik (s. zum 21. Mai) war, nachdem das Einigungsamt vergeblich versucht hatte, die Parteien zu versöhnen, auf Anregung der Regierung ein Schiedsgericht eingesetzt worden, bestehend aus Mitgliedern des Einigungsamts und von beiden Parteien bezeichneten Vertrauensmännern. Sein Spruch wurde aber von Meistern und Arbeitern abgelehnt. Der Streik nimmt schärfere Formen an. Die Belästigungen von Arbeitswilligen veranlaßten die Regierung am 14., zwei Kompagnien von Bat. 97 auf Piket zu stellen.

13. Das Zeppelin-Luftschiff „Sachsen" überfliegt vormittags 10 Uhr auf der Fahrt von Friedrichshafen nach Baden-Oos unsere Stadt. — Die Studentenschaft bringt Prof. Andreas Heusler einen Fackelzug dar bei seinem Rücktritt von einer hundertsemestrigen akademischen Tätigkeit in Basel.

Die Großloge des Unabhängigen Guttempler-Ordens (I. O. G. T.) hält in Basel ihre Jahressitzung ab und bestätigt als Großtempler G. Schaer (Basel).

14./15. Der Schweiz. Verein für Vereinfachte Stenographie (System Stolze-Schrey) hält in Basel seine Jahresversammlung ab mit sehr stark besuchtem Wettschreiben und allerlei geselligen Anlässen.

15. Auf der Straße Dornach-Gempen findet eine Zuverlässigkeits-Prüfungsfahrt für Motorräder mit gutem Gelingen statt.

16. Ludwig Roth, Vorstand des Rechnungsbureaus der Kreisdirektion II der S. B. B. feiert sein 60jähriges Dienstjubiläum.

16. 17. Der Schweiz. Verein der Freunde des jungen Mannes veranstaltet in Basel seine Delegiertenversammlung und tritt vor die Oeffentlichkeit mit einem Vortrag von Pfr. Th. Schmidt in Bern über Jugendheime.

18. Im Rhein oberhalb Birsfelden ertrinkt beim Baden stud. phil. E. Dietsche, indem er einem in Gefahr befindlichen Kameraden Hilfe bringen will.

21. Die Regierung hebt den Beschluß betr. Piketstellung von 2 Kompagnien des Bat. 97 (s. zum 12. ds.) auf. — Sie entläßt den Professor der Klassischen Philologie Lommatzsch unter Verdankung der geleisteten Dienste. — Die Studentenverbindung „Rauracia“ feiert mit angemessenen Festlichkeiten ihr 50. Stiftungsfest.

24. Dr. Fritz Vischer von Basel hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent über „Die Schweiz am Wiener Kongreß“. — Der vor kurzem neugewählte Präsident des Kunstvereins Dr. K. Hoffmann tritt zurück, weil in ausnahmsweise stark besuchter Versammlung des Vereins ein von der Kommission für Reparaturarbeiten an der Kunsthalle geforderter Kredit verweigert wurde. — Die Wahlen des Allgemeinen Konsumvereins für den Genossenschaftsrat fallen zugunsten der Sozialdemokraten aus. Sie hatten schon jetzt mit 51 von 100 Mitgliedern das absolute Mehr und bessern nun noch ihre Stellung, indem sie ihren Bestand auf 53 Mitglieder bringen. — Der westfälische Kapuzinerpater Elpidius, ein Abstinenzprediger, hält vor übervoller Burgvogteihalle einen Vortrag.

26. Der Große Rat bewilligt verschiedene Nachtragskredite, u. a. 20,000 Fr. für das Verfahren gegen den Bankier Hans Bauder, dessen Auslieferung von den Vereinigten Staaten von Nordamerika verlangt wird, wählt drei ständige Ersatzrichter für das Appellationsgericht und nimmt in zweiter Lesung das geänderte Kantonalbankgesetz an. Dann rechtfertigt die Regierung in Beantwortung einer Interpellation ihre Maßregeln im Färberstreik.

27. Die Färbereiarbeiter beschließen mit Mehrheit, auf Montag, 30. Juni, den Streik aufzugeben. Die Arbeitgeber verpflichten sich, die Streiker nach Bedarf wieder anzustellen und mit den Löhnen in die Höhe zu gehen, ohne aber einen Tarifvertrag abzuschließen.

28. Die Regierung wählt zum Professor für deutsche

Rechtsgeschichte und deutsches Privatrecht Dr. Hans Planitz, derzeit außerordentlichen Professor in Leipzig. Zu Ehren des bisherigen Inhabers dieses Lehrstuhls, Prof. Andr. Heusler, wird im Sommerkasino ein Festmahl abgehalten. Dabei wird dem Gefeierten von der Universität und der juristischen Fakultät, sowie von Vertretern der Regierung und der Bürgerschaft der Dank ausgesprochen für alles, was er in einer über 50jährigen Tätigkeit unserm Gemeinwesen geleistet hat.

Die Generalversammlung des Schweiz. Verbandes der Fabrikanten von Massenartikeln bestellt den Vorstand mit Dr. Barell als Präsidenten und Dr. Krömmelbein als Sekretär, beide in Basel.

28. 29. Das IV. baselstädtische Verbandsschwingfest wird mit gutem Gelingen in der Klingentalkaserne abgewickelt.

30. In Zürich fällt der Anglo-Cup-Final-Match 1913 zwischen dem Fußballklub Basel und dem F. C. Weißenbühl (Bern) mit 5 : 2 zugunsten der Basler aus.

30. ffg. Woche der religiösen Jahresfeste in Basel. — Der österreichische Arbeitgeber-Hauptverband verbringt die letzten Tage einer Schweizer Studienreise, etwa 250 Personen stark, in Basel und Umgebung, vom Basler Gewerbeverband empfangen und bewirtet.

Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats Juni 1913 sind: Mittel der Temperatur 16,5, mittleres Temperatur-Minimum, 12,3, mittleres Temperatur-Maximum 21,2° Celsius, Mittel des Luftdrucks 740,5, Summe der Niederschlagsmenge 75 mm, Summe der Sonnenscheindauer 193 Stunden. Doch geben diese Zahlen keinen wirklichen Begriff vom Witterungscharakter des Monats, indem er in eine sehr warme erste Hälfte bis zum 18. und in eine kalte bis zu seinem Ende zerfiel.

Juli 1913.

1. Dr. K. v. Janicki hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent der medizinischen Fakultät über Geschlechtsbestimmung. — Die St. Theodorsgemeinde veranstaltet zu Ehren der 25jährigen pfarramtlichen Wirksamkeit von Pfr. Ernst Stähelin in ihrer Mitte ein gemeinsames Festchen in der Burgvogtei. — Im Alter von 88 Jahren stirbt der ehemalige Bandfabrikant B. Fichter-Seiler.

4. Dr. Elias Burckhardt, Advokat, Oberstleutnant d. G., stirbt 57jährig.

5. Das Initiativkomitee für eine Sammlung zugunsten des Museumsbaues erstattet seinen Schlußbericht, nachdem durch den Großratsbeschluß vom 15. Mai seine weitere Tätigkeit überflüssig geworden ist. Die von ihm gesammelten Gelder sind in der Zeit seiner Tätigkeit auf 1,220,000 Fr. angewachsen. Sie werden dem Finanzdepartement nach den Bedürfnissen ausgerichtet werden.

8. Der Weitere Bürgerrat nimmt einen Bericht des Engern Bürgerrats entgegen betr. Ausrichtung von Teuerungszulagen an die Angestellten der Bürgergemeinde und der bürgerlichen Stiftungen, genehmigt den Ankauf des Hagnau-Gutes durch die Christ. Merianische Stiftung und erledigt eine Anzahl Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

Die Kuratel verleiht die venia legendi in der theologischen Fakultät dem Lic. theol. Otto Schmitz für Neues Testament, in der medizinischen dem Dr. med. Rud. Massini für Innere Medizin.

10. Der Große Rat beschließt den Verkauf eines Landabschnittes an der Elsäßerstraße, genehmigt einen Nachtragskredit von 15,000 Fr. für die staatliche Arbeitslosenkasse, bewilligt einen weitern Sekretär und einen weitern Substituten für die Vormundschaftsbehörde, beschließt, dem Frauenverein für Hebung der Sittlichkeit seine Auslagen für Kinderfürsorge und ein Tagesheim zu ersetzen und nimmt die Vorlage betr.

Ueberbauung des Bruderholzes an. Sodann vertagt er sich bis im Oktober.

11. Die von der Fortschrittlichen Bürgerpartei betriebene Initiative betr. Reduktion der Zahl der Großratsmitglieder erzielte 1500 Unterschriften, ist also zustande gekommen.

12. Zum ordentlichen Professor für lateinische Sprache und Literatur an der Universität wird berufen Dr. Walter F. Otto, derzeit außerordentlicher Professor in Wien.

13. Der Wasserfahrverein Basel veranstaltet ein interkantonales Wettfahren auf dem Rhein mit nautischen Spielen. — Im Margarethenpark wird eine neue Turnhütte eingeweiht, wobei der Turnverein Gundeldingen ein Schauturnen für Einzelturner zum besten gibt.

Das französische Nationalfest im Sommerkasino nahm seinen programmgemäßen, durch einen plötzlichen Gewitterregen nur wenig gestörten Verlauf, nachdem am Vormittag der übliche Empfang auf dem Konsulat stattgefunden hat. — Das Gewitter der Nacht vom 14. zum 15. zeichnete sich durch außergewöhnlich starke elektrische Entladungen aus, wobei auch die überaus seltene Erscheinung der sogenannten Perlblitze beobachtet wurde.

15. Zum Mitglied des thurgauischen Obergerichts und gleichzeitig Obergerichtsschreiber wird gewählt Dr. Karl Grüninger von Basel.

16. Die Nachricht trifft in Basel ein, daß in Kanada Dr. Emil Fankhauser, früher Lehrer an der Untern Realschule, durch einen Unglücksfall aus dem Leben schied.

17. Die Delegierten baslerischer Vereine beschließen, auch dieses Jahr das St. Jakobsfest zu begehen.

18. Frau Maria Hetzel-Wunderlich in Basel feiert die Vollendung ihres 100. Lebensjahres.

20. In Pröles auf dem Tessenberg wird ein von der Pestalozzigesellschaft errichtetes Basler Ferienheim für Mädchen eingeweiht.

22. Im Alter von 82½ Jahren stirbt Prof. Dr. J. J. Bernoulli, in der gelehrten Welt bekannt als Autorität der antiken Ikonographie, ein feinsinniger Archäolog, in seinen frühern Jahren viel verdient um das baslerische Schul- und Bildungswesen, der Schöpfer der Sammlung unserer Gipsabgüsse.

23. Die Regierung entläßt auf ihr Gesuch Prof. Dr. Jul. Kollmann von seiner Professur für Anatomie und Prof. Dr. Karl Meyer von seiner Stelle als Bibliothekar.

Die Regierung ernennt zum ordentlichen Professor für normale Anatomie den langjährigen Prosektor Dr. Hanson Kelly Corning, zum ordentlichen Professor für Nationalökonomie und Statistik Dr. Rob. Michels aus Köln, zurzeit in Turin.

26. Die neue Teilstrecke der Straßenbahn Straßburgerallee-Lisbüchel (Linie 2) wird dem Betrieb übergeben.

Der Aviatiker Oskar Bider landet um 8.15 früh auf der Schützenmatte, von zahlreicher Bevölkerung und einer Abordnung des Regierungsrates empfangen, nachdem er um 4.30 in Mailand aufgestiegen war und eine Zwischenlandung zur Aufnahme von Oel in Liestal vorgenommen hatte. Zuerst hatte er beabsichtigt, über den Gotthard zu fliegen. Witterungsverhältnisse veranlaßten ihn aber unterwegs, die Linie Lukmanier-Kreuzlipaß-Maderanertal zu wählen. Den Jura überflog er beim untern Hauenstein. Die größte Höhe seines Fluges betrug 3000 Meter. Am Abend des nämlichen Tages flog Bider mit seinem Bruder als Passagier nach Bern.

31. In der Nacht vom 30. zum 31. Juli brennt der Zimmerplatz Nielsen an der Chrischonastraße nieder. Es wird ein sehr hoher Schaden angerichtet, und etwa 200 Arbeiter werden brotlos.

Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat Juli 1913 betrug 15,8, das mittlere Temperatur-Maximum 20,3, das mittlere Temperatur-Minimum 12,0° Celsius, das

Mittel des Luftdrucks 737,2, die Summe der Niederschlagsmenge 87 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 179 Stunden. Der Monat war der kälteste Juli seit den 88 Jahren, da man in Basel meteorologische Beobachtungen anstellt. Aber trotz seinem naßkalten Charakter erlaubte er doch in lichten Zwischenräumen, die notwendigen landwirtschaftlichen Arbeiten auszuführen, was im Juni 1912 nicht möglich gewesen war.

August 1913.

1. An verschiedenen Orten der Stadt werden Bundesfeiern abgehalten. Es seien erwähnt: die im Sommerkasino, veranstaltet von der freisinnig-demokratischen Partei; im Margarethenpark, von den Vereinen des Gundeldingerquartiers; im Neubad, von denen des Bachlettenquartiers; auf dem Festplatz im St. Albantal, von den Bewohnern dieser Stadtgegend; im Erlenpark, von den Angehörigen des Horburgquartiers. Die Witterung war günstig.

8. Die Basler Elektrizitätsausstellung, die die Verwendung elektrischer Kraft in Haushalt und Gewerbe demonstrieren soll, wird mit einer kleinen Feier eröffnet. Die Ausstellung ist auf dem Kohlenplatz beim Bundesbahnhof eingerichtet. Präsident des Organisationskomitees ist Regierungsrat Aemmer. Die Reichhaltigkeit der Ausstellung wird sehr gelobt.

9. Das Erbschaftsamt macht die Anzeige, daß der in Basel verstorbene Bartlin Tanner von Schopfheim der öffentlichen Verwaltung für die städtischen Anlagen 30,000 Fr. vermacht hat.

9./10. Der von 250 Teilnehmern besuchte schweizerische Landsturmtag wird in Basel abgehalten, zugleich mit der Feier des 20jährigen Bestehens der Sektion Basel des Verbandes.

9. ffg. Auf der Margarethenwiese veranstaltet der Cir-

kus Charles seine stark besuchten Vorstellungen. Er zeichnet sich aus durch einen großen Besitz an wilden Tieren.

14. Bei einer Besteigung des Finsteraarhornes findet Cand. med. Hans Lieb aus Basel in seinem 25. Lebensjahr den Tod.

17. Bei günstiger Witterung wird mit sehr gutem Gelingen auf dem Rhein ein Wettschwimmen mit nautischen Spielen veranstaltet.

20. Die Regierung ratifiziert den vom Finanzdepartement vorgelegten notarialischen Kaufvertrag über das Areal des alten badischen Bahnhofs. Das Areal mißt 149,353 Quadratmeter mit Gebäulichkeiten im Brandversicherungswert von 1,397,000 Fr. Der Kaufpreis beträgt 3,416,707 Franken, zahlbar in drei Jahresraten 1913—1915.

22. Im Alter von 89 Jahren stirbt Alt-Notar Fritz Bernoulli-Gengenbach.

23. Der Verein für deutsch-österreichisch-ungarisch-schweizerische Binnenschiffahrt hat an seine in Konstanz abgehaltene Generalversammlung eine Fahrt auf den schiffbaren Strecken des Rheins bis Basel angeschlossen, zuletzt Rheinfelden-Basel. In Rheinfelden begrüßte ihn in drei Dampfern der Verein für Schiffahrt auf dem Oberrhein, nachdem er während der Bergfahrt seine Jahresversammlung abgehalten hatte. Im Musiksaal bot der Regierungsrat den Gästen ein Bankett. Unter den dabei gehaltenen Ansprachen sei die von Bundesrat Calonder hervorgehoben.

24. Auf der Festwiese des Margarethenparks wird der 4. Tag für volkstümliches Turnen abgehalten, durch ein kurzes Gewitter am Beginn des Nachmittags kaum gestört. — Der ehemalige niederländische Vizekonsul Herman D. Viehoff stirbt 62jährig.

26. Das St. Jakobsfest vollzieht sich im gewöhnlichen Rahmen. Festredner war Pfr. J. Täschler. Dank der sehr günstigen Witterung war die Teilnahme der Bevölke-

rung, wenn nicht am Festzug, so doch an dem Festleben auf dem Schlachtfelde zahlreicher als gewöhnlich.

28. Der Verwaltungsrat des Zoologischen Gartens wählt zum Direktor der Anstalt A. Wendnagel-Dubied (Basel).

30. ffg. Die schweizerischen Elektrotechniker und der schweiz. elektrotechnische Verein, sowie der Verband der schweiz. Elektro-Installationsfirmen halten, zusammen über 500 Personen, ihre Jahres- und Generalversammlungen in Basel ab. Neben den Fachvorträgen und den laufenden Geschäften nehmen die elektrische Ausstellung und das Augster Werk die Gäste in Anspruch.

31. Die Methodistengemeinde weiht in Anwesenheit des Bischofs Dr. Nülsen eine neue Kapelle im äußern Spalenquartier ein.

Witterung. Im Monat August 1913 betrug das Mittel der Temperatur 16,7, das mittlere Temperatur-Maximum 21,7, das mittlere Temperatur-Minimum 12,5° Celsius, das Mittel des Luftdrucks 738,1, die Summe der Niederschlagsmenge 86 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 229 Stunden. Obgleich diese Werte im ganzen den normalen gleichkommen, so verlief doch die Witterung des Monats nicht normal, sondern bewegte sich in Extremen. Die Kulturen, namentlich Gras, stehen sehr schön. Von Obst bringen nur Zwetschgen einen guten Ertrag.

September 1913.

1. Das Regiment 22 (Infanterie-Bataillone 54 und 97) rückt unter dem Kommando von Oberstleutnant O. Senn in einen 14tägigen Wiederholungskurs ein. Am 2. marschiert die Truppe in ihre Kantonnemente im Fricktal.

2. Ein neues Post-Transit-Bureau für den Paketverkehr zwischen der Schweiz und Deutschland und umgekehrt wird dem Betrieb übergeben. Das stattliche Gebäude steht an der Margarethenstraße im Areal des Bundesbahn-

hofs auf der Elsäßer Seite. Man rühmt seine zweckmäßige Einrichtung und die weitgehende Sorge für das Wohl und die Gesundheit der Beamten.

9. Das Quodlibet wählt zu seinem Präsidenten an Stelle des zurücktretenden E. Fischer-Eschmann Dr. F. Jenny. — Im Stadthaus treten zwei Spezialkommissionen der Internationalen Vereinigung für Arbeiterschutz zusammen: 1. für Schutz jugendlicher Arbeiter; 2. für Abschaffung der Bleiglasur in der Töpferei. Unter den Mitgliedern befindet sich auch der ehemalige französische Kriegsminister Millerand.

10. Zum Substituten des Sekretärs des Regierungsrats wird gewählt Dr. W. Krasting, Substitut der Vormundschaftsbehörde.

11. Der neue badische Personenbahnhof an der Schwarzwaldallee wird in Anwesenheit des badischen Finanzministers Exzellenz Dr. Rheinboldt vor einem Kreis von Eingeladenen der Kantonsregierung, der Bundesbahnen usw. besichtigt und eingeweiht. Die Bewohner des Viertels hinter dem alten badischen Bahnhof hatten ihrer Freude über die Erlösung aus langer Isolierung schon am Sonntag, 7. September, mit einem gelungenen Volksfest Ausdruck verliehen. In der Nacht vom 13. zum 14. September sodann wurde der gesamte Verkehr der badischen Staatsbahn in Basel vom alten auf den neuen Bahnhof übergeleitet. Gleichzeitig traten neue Straßenbahnlinien in Betrieb. Die ganze Aenderung vollzog sich ohne alle Reibung in vollkommener Ruhe. Am Nachmittag des Sonntags 14. ds. wurden wenigstens die nicht der Perronsperre unterliegenden Teile der neuen Anlage noch von ungezählten Scharen besucht, nachdem schon am Freitag nachmittag der ganze Bahnhof dem Publikum offen gestanden hatte.

12. Das Infanterieregiment 22 rückt nach Absolvierung seines Wiederholungskurses wieder in Basel ein und wird am folgenden Tag entlassen.

15. Die Elektrizitätsausstellung wird geschlossen, nachdem sie von 200,000 Personen besucht worden ist und einzig an Eintrittsgeldern 105,000 Fr., statt der budgetierten 85,000 Fr. abgeworfen hat.

16. Der Weitere Bürgerrat erledigt eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht. — Im Alter von 59 Jahren stirbt Heinr. Wohlgemuth, Primarlehrer, früher Mitglied des Großen Rates.

21. Das Bettagopfer in den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Volkskirche zugunsten von deren Kirchenbaufonds wirft ab 5872 Fr. 78.

25. Nach langem Leiden stirbt in seinem 54. Altersjahr Baumeister Hans Thommen-Wagner, der seine Tatkraft in der bürgerlichen Verwaltung, in der Armenpflege und auf mancherlei Weise in den Dienst der Oeffentlichkeit gestellt hat.

26. Zum Prosektor der normal-anatomischen Anstalt wird ernannt Dr. med. Eugen Ludwig aus Schiers, derzeit Assistent am anatomischen Institut in Leipzig; er hat von Amts wegen die venia docendi für normale Anatomie.

28. Die Basler Abstinenten veranstalten im Münster eine große, überaus stark besuchte Demonstrationsversammlung unter dem Titel: Kantonaler Abstinententag von Baselstadt. Es sprachen Regierungsrat Herm. Blocher, Pfarrer Ernst Stähelin und der katholische Pfr. Mäder. Es schließt sich an die Versammlung ein Festzug und ein Waldfest in den Langen Erlen.

30. Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats September waren: Mittel der Temperatur 13,9, mittleres Temperatur-Maximum 18,4, mittleres Temperatur-Minimum 10,6° Celsius, mittlerer Luftdruck 737,3, Summe der Niederschlagsmenge 66 mm, Summe der Sonnenscheindauer 170 Stunden. Der Monat kam in allen seinen Zahlen einem normalen September nahe.

Oktober 1913.

1. Die Regierung wählt als Schularzt Dr. E. Billiger.

8. Im Alter von 80 Jahren stirbt Rud. Preiswerk-Ringwald, ein bekannter Industrieller, in vielen Verwaltungsräten tätig und früher Obmann des S. A. C., Sektion Basel.

9. Der Große Rat nimmt seine Wintertätigkeit wieder auf. Nach Erledigung einiger Interpellationen bewilligt er Kredite für die Beschäftigung Arbeitsloser; für Kanalisation des Erlensträßchens in Riehen; für Installationsarbeiten im Bernoullianum; für Anlagen und für einen Kanal im Tierpark in den Langen Erlen. Weiter wird Veränderung der Bau- und Straßenlinien am Spalentor beschlossen und das Geschäft betr. Erweiterung des Schlachthauses an eine Kommission gewiesen. Die Straßenbahnverbindung von Riehen mit Lörrach wird gemäß den Anträgen der Regierung angenommen und die Vermehrung des Personals der Kanzlei des Erziehungsdepartements in erster Lesung beschlossen.

11. Die Straßenbahner fassen in einer Versammlung eine Resolution gegen die Verwaltung, weil diese das pünktliche Antreten zur Arbeit eingeschärft und wiederholte Verspätung mit Entlassung bedroht hat.

12. Die römisch-katholische Gemeinde feiert im Musiksaal das Konstantinjubiläum und das goldene Priesterjubiläum des Bischofs von Basel, Jakob Stammler.

16.—19. Der Schweiz. Schachverein hält in Basel seine Jahresversammlung ab, verbunden mit einem großen Schachturnier, bei dem A. Duhm aus Basel die Meisterschaft der Schweiz errang.

18. 19. Der Schweiz. Schäferhunde-Klub veranstaltet in Basel eine internationale Leistungsprüfung und Spezialausstellung für deutsche Schäferhunde.

22. Im Alter von 79 Jahren stirbt Karl Burckhardt-Jecker, langjähriges Mitglied staatlicher, richterlicher, bürgerlicher und kirchlicher Behörden.

23. Der Große Rat nimmt die von der Regierung vorgeschlagenen Bau- und Straßenlinien für den Wiesendamm und dessen Umgebung an, beschließt den Bau einer Frauenarbeitsschule an der Kohlenberggasse (Kosten 1,030,000 Franken), genehmigt den Vertrag mit Baden betr. Ablösung der Steuerfreiheit der badischen Bahnbeamten und erledigt in erster Lesung die Vorlage betreffend eine neue Quartiereinteilung. Dabei wird die von der Regierung angenommene Einteilung der Stadt in drei Wahlkreise, die die Kommission vorgeschlagen hatte, genehmigt.

24. Baumeister J. Löhrer-Gysin, früher Mitglied des Großen Rats und der Synode stirbt im Alter von 74 Jahren.

25. 26. Der Schweiz. Kirchengesangverein veranstaltet in Basel den gut besuchten 5. Schweiz. Kirchengesangtag mit Kirchenkonzert, einem Festgottesdienst im Münster (Prediger Prof. Spitta aus Straßburg) und einem Bankett.

27. Die Delegiertenversammlung des Schweiz. Skiverbandes nimmt eine Statutenänderung vor und bezeichnet Pontresina als Ort des nächsten schweizerischen Skirennens 1913/14.

27. Die heute eingeläutete Messe zeichnet sich vor ihren Vorgängern dadurch aus, daß Schaubuden und Lustbarkeiten diesmal nicht nur auf Barfüßerplatz und Kohlenplatz, sondern entsprechend einem Wunsche Kleinbasels auch auf dem Platz vor dem alten badischen Bahnhof ihre Reize entfalten. Der Krämermarkt ist auf dem Petersplatz aufgeschlagen.

Am Abend erliegt einem Schlaganfall im Alter von 62 Jahren D. Paul Mezger, seit 17 Jahren Professor für systematische Theologie und Neues Testament an der Universität.

31. Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats Oktober 1913 sind: Mittel der Temperatur 11,3, mittleres Temperatur-Maximum 15,4, mittleres Temperatur-

Minimum 8,1° Celsius, Mittel des Luftdrucks 737,6, Summe der Niederschlagsmenge 49 mm, Summe der Sonnenscheindauer 133 Stunden. Der Monat hatte, verglichen mit dem langjährigen Mittel, einen zu freundlichen Charakter, brachte zu viel Sonnenschein und Wärme, dafür zu wenig Regen.

MICHIGAN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
3 1293 02810 4879